

NUR FÜR SÜNDER



Militärkommission der CVJM

Geschäftsstelle:

BERN, Rabbentalstr. 69

1. Auflage (1. — 3. Tausend) . . . Dezember 1932
2. Auflage (4. — 7. Tausend) . . . April 1933
3. Auflage (8. — 12. Tausend) . . . März 1934
4. Auflage (13.—16. Tausend) . . . Dezember 1935
5. Auflage (17.—21. Tausend) . . . Mai 1939



177 (43)
RUS

NUR FÜR SÜNDER

Von
A. J. RUSSELL

Autorisierte deutsche Ausgabe

Siebzehntes bis einundzwanzigstes Tausend



2. Ex.

WANDERER-VERLAG / ZÜRICH

1939

[Mit besonderer Erlaubnis]

Der Leser mag vielleicht erstaunt sein, wenn er auf den Seiten dieses Buches der Schilderung wirklicher Menschen begegnet und von den Ereignissen hört, die ihrem Leben eine neue Wendung gaben.

Es versteht sich, daß — wenn die Erzählungen auch noch so persönlich sind — kein Vertrauensbruch vorliegt.

Viele dieser aufrichtigen Geschichten wurden in öffentlichen Versammlungen erzählt, sie sind jedoch noch nie gesammelt und in einem Buche herausgegeben worden; alle werden hier mit besonderer Erlaubnis veröffentlicht.

A. J. R.

Die Übersetzung nach der englischen Originalausgabe „For Sinners Only“, Verlag Hodder & Stoughton Ltd., London, besorgten Paula Hüni und Margarete Preyß unter redaktioneller Mit-
hilfe von Herbert von Krumhaar

*

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

INHALT

	Seite
I Die Stimme von oben	1
II Die drei Troubadoure	12
III Geschlecht und Geld	31
IV Der Lebensumwandler	52
V Die erste Hauspartie	71
VI Die Oxfordgruppe	86
VII Ein Motorradklub fliegt auf	104
VIII Frank handelt	119
IX Das Wiedergutmachen der Sünden	131
X Die Hauspartie in Oxford	152
XI Der Seelenchirurg	165
XII Sonderbare Reise eines Journalisten	194
XIII Bill Pickle	213
XIV Die Wunder in Calvary	233
XV Die Führung am Werk	249
XVI Ein vorbildliches Heim	271
XVII Das Abenteuer einer modernen Frau	292
XVIII Das vertrackte Eheproblem	307
XIX Ein Oxforder Psychologe spricht	323
XX Religiöse Diener der Wissenschaft	340
XXI Die Tücke des schlechten Gewissens	354
XXII Was Sünde ist	363
XXIII Der Geist weht, wo er will	379
XXIV Nur für einen einzigen Sünder	397

VORWORT ZUR DEUTSCHEN AUSGABE

Dieses Buch meines englischen Kollegen schildert Wesen und Ziele der „Oxfordgruppe“.

Auf eine sonderbare und völlig unerwartete Weise ist die Oxfordgruppe in mein Leben getreten. Es war auf einem Frühstück, das die Gruppe in Genf in diesem Sommer gab. Viele Diplomaten und Delegierte der Abrüstungskonferenz waren anwesend. Ich erwartete eines der offiziellen Essen allgemeinen politischen Charakters, die in Genf so häufig sind. Es kam sehr anders. Ich bin seitdem von der Oxfordgruppe nicht mehr losgekommen.

Der Name ist hierbei gleichgültig, ist kaum mehr als ein Zufall. Die Bewegung ist weder englisch noch amerikanisch, noch holländisch oder deutsch, überhaupt nicht an ein Land gebunden.

Dies Buch ist von einem englischen Journalisten geschrieben, ist eine journalistische Schilderung persönlicher Erfahrungen und muß daher in der Form und Darstellung von diesem Ausgangspunkt bewertet werden. Der lebendige Charakter der Schilderung und der typisch angelsächsische Humor, der in der ursprünglichen englischen Fassung sehr stark hervortritt, ist in mancher Hinsicht ausgesprochen journalistische Arbeit und daher vielleicht für viele zunächst befremdend. Was aber für dieses Buch entscheidet, ist die geradezu unerhörte Fülle von Erfahrungen und Erlebnissen, von Gedanken und Anregungen, von Geschehnissen wahrhaft wunderbarer Art, die hier aus täglichen Vorgängen geschöpft und erzählt werden. Das Buch ist in keiner Weise eine theoretische oder dogmatische Auseinandersetzung, es enthält nichts als eine Schilderung

wahrer Begebenheiten der allerletzten Jahre. Das unbedingt völlig Neue, das uns fast auf jeder Seite dieses Buches entgegentritt, ist die in ihrer Kühnheit, Stärke und Überzeugungskraft oft erschütternde und überwältigende Schilderung wirklicher Lebenserneuerung verschiedenartigster Menschen. Es liegt etwas Abenteuerliches in diesem Buch. Es hat viele Menschen veranlaßt, sich mit seinem Inhalt auseinanderzusetzen, sich über sich selbst klar zu werden — und den Versuch zu wagen!

Es ist ein Buch, das Klarheit und Entscheidung fordert und unvermeidlich macht, ein Buch, das keinen Kompromiß kennt, ein Buch, das mit überraschendem Mut an die schwierigsten Probleme der Gegenwart herantritt — und die Lösung zeigt. Das Buch ist tatsächlich eine Herausforderung an jeden, sich über das klar zu werden, was letzten Endes allein unserem Leben Sinn und Kraft und Wert geben kann, uns und anderen.

Möge dieses Buch seine Aufgabe auf deutschem Boden erfüllen!

E i n d e u t s c h e r J o u r n a l i s t

I

DIE STIMME VON OBEN

Dies ist ein Buch über Sünder, für Sünder und von einem Sünder.

Manch einer wird es vielleicht nicht gern haben.

Einige werden es sicher ablehnen, denn obschon prächtige Menschen darin vorkommen, scheut es sich nicht davor, einen unliebsamen Gegenstand zu behandeln — und löst sein Rätsel.

Da die Menschen, von denen es erzählt, alle noch am Leben sind, wird man ihnen vielleicht eines Tages begegnen und sich dann von ihrem Wert überzeugen können, wenn man sie nicht schon auf den Seiten dieses Buches liebgewonnen hat. Einer von ihnen — vielleicht auch mehrere — werden bestimmt in der Geschichte weiterleben, wenn unsere Generation vergangen ist.

Jedenfalls kann niemand den Inhalt dieses Buches wegzuleugnen suchen, um sich seiner Forderung zu entziehen.

Es ist eine wahre Geschichte.

Die Entscheidung liegt bei Dir.

*

Von Ende 1923 bis Mitte 1926 war ich literarischer Leiter einer der fortschrittlichsten und angesehensten Londoner Zeitungen. Während dieser Zeit geriet ich eines Tages in eine der sonderbarsten Gruppen von Menschen, der ich je begegnet bin. Gruppen solcher Menschen sind heute über die ganze Welt verteilt; sie verwandeln das Leben derjenigen, denen sie begegnen, indem sie alles geben, was sie besitzen, und nichts dafür verlangen.

Sie bilden keine Organisation. Keiner kennt ihre Zahl. Sie sagen selbst: „Man kann nicht eintreten, man kann nicht austreten; man gehört einfach dazu oder nicht, je nach dem Leben, das man führt.“

Sie sind wahrscheinlich die ungewöhnlichste Vereinigung christlicher Abenteurer seit dem ersten Jahrhundert. Es ist noch viel zu früh, um etwas über ihr Schicksal vorauszusagen. Ihre Bewegung kann sich nach zwei Richtungen entwickeln: sie kann im Kranze der Christenheit eine neue Blüte werden, gleich den religiösen Bewegungen, die mit den Namen Augustinus, Franziskus, Luther, Wesley und anderen aufs engste verbunden sind; sie kann vielleicht auch die Wiedervereinigung der Christenheit — sogar der Protestanten und Katholiken — beschleunigen. Sie kann in allen Kirchen das Christentum des ersten Jahrhunderts wiedererwecken, den Kompromiß aus dem Leben bloßer Namens-Christen entfernen, die Kirche zu einer wahren Helferin in den Nöten des zerrütteten Familienlebens machen, zwecklosen und irregeführten Menschenleben Ziel und Richtung geben, in jedem Bureau, jeder Werkstatt und jedem Institut ein leuchtendes Kreuz aufrichten und wirklich in unserem 20. Jahrhundert das tausendjährige Reich erstehen sehen.

Als literarischer Leiter hatte ich die Aufgabe, das Blatt zugkräftig zu gestalten, um seine Verbreitung zu fördern. Überraschenderweise verfiel ich auf zwei ungewöhnliche Mittel, um meinen Zweck zu erreichen, die ich dann als zwei Hauptgrundsätze der sonderbaren Gruppe erkennen sollte, als ich ihr später begegnete. Ich nannte sie Eingebung und Bekenntnis. Sie nannten sie „Führung“ und „Mitteilen“.

Es war an einem Sonnabend, meinem freien Tage, den ich meistens in meinem Garten in Kent verbringe. Nicht daß ich an der Gartenarbeit besondere Freude gehabt hätte, — aber sie bot mir gesunde Bewegung und

hielt mich vom Rennplatz zurück, wo ich früher viel aufregendere und kostspieligere freie Tage verlebt hatte.

Da kam mir plötzlich ein ganz eigenartiger Gedanke, der doch nicht mein Gedanke war. Er kam mir mit solcher Intensität, als ob jemand zu mir gesprochen hätte. Und doch war niemand außer mir im Garten. An sich war nichts besonders Auffallendes daran, und doch hatte der Gedanke ungewöhnliche Folgen. Ich kann mich heute nicht mehr an den genauen Wortlaut erinnern. Es handelte sich einfach darum, ich solle zwölf Romanschriftsteller auffordern, ihre religiöse Einstellung in unserem Blatte darzutun. Scheinbar eine gute Idee, doch unterschied sie sich in nichts von dem, was tausend anderen Menschen auch hätte einfallen können. Ich hatte aber dabei die merkwürdige Empfindung, sie sei mir von oben — vielleicht sogar zu einem besonderen Zwecke — eingegeben worden, und zwar war sie von einem Gefühl freudiger Erregung begleitet.

Fast unmittelbar nachher tauchten beide, die Idee und die Begebenheit, in den Tiefen meines Bewußtseins unter und blieben während mehrerer Monate vollständig vergessen. Dann wurde ich eines Tages, Anfang September 1924, gebeten, eine gute Artikelserie für einen Herbstpropagandafeldzug vorzubereiten, für den eine ziemlich große Summe verwendet werden konnte.

Ich begab mich auf mein Zimmer und begann darüber nachzudenken. Da kam mir die Erinnerung an jenen Frühlingstag in meinem Garten. Instinktiv erkannte ich, daß hier das richtige Thema fertig bereitliege. Es war gut, daß ich den Einfall vergessen hatte — bis zu diesem geeignetsten Zeitpunkt des Zeitungsjahres, um eine neue Serie zu lancieren. Ich würde damit gerade die aus den Ferien heimkehrenden Leute für die Herbstauflage abfangen.

Vorher und nachher habe ich oft gezittert, wenn ich die Verantwortung für andere Pläne, für die große Summen riskiert werden mußten, übernehmen sollte, und ich erwog lange die Gründe dafür und dagegen. Aber diesmal hatte ich die Gewißheit, daß eine geheimnisvolle Macht den Vorschlag unterstütze und nichts seine glückliche Ausführung verhindern könne.

Es ist verhältnismäßig leicht, eine gute Idee anzubringen, aber weit schwerer, eine Anzahl berühmter Schriftsteller — empfindlich, wie sie in bezug auf ihre Würde und Stellung sind — dazu zu bewegen, den Plan auszuführen, besonders wenn es gilt, ihre persönliche Meinung vor der neugierigen Menge bloßzulegen. Zehn Schriftsteller von hervorragender Bedeutung (sowohl in England als auch in Amerika) wurden mit unserer ungewöhnlichen Bitte überrumpelt und stimmten bereitwillig zu, etwas beizutragen:

Arnold Bennett	Hugh Walpole
Sir Arthur Conan Doyle	Compton Mackenzie
Henry Arthur Jones	Rebecca West
Israel Zangwill	E. Philips Oppenheim
J. D. Beresford	H. de Vere Stacpoole

Ich vergaß, weshalb die Zahl dieser Mitarbeiter von zwölf — wie der Gedanke ursprünglich war — auf zehn reduziert wurde; ich erinnere mich nur, daß die Serie viel zu schnell zu Ende ging, obschon wir noch den Artikel eines anonymen Korrespondenten, einen zweiten Artikel von Sir Arthur Conan Doyle und außerdem zwei Artikel des Bischofs von London beifügten.

Es war eine glückliche Idee, die sich als sehr populär erwies, (angeregt durch die Idee vom „unbekannten Soldaten“) auch einem „Unbekannten“ Gelegenheit zu geben, sich einigen der besten Schriftsteller in England anzuschließen. Tausende machten den Versuch, ihre religiösen Ansichten, vereint mit denjenigen berühmter

Schriftsteller, herauszugeben. Ich wählte den Artikel aus, der unter allen den deutlichsten Hinweis auf einen wunden Punkt bei unseren Lesern und auch bei mir selbst enthielt, und der eine klare Darlegung des einfachen christlichen Glaubens war, wie sie von der Masse verstanden werden konnte.

„Der Spieler-Instinkt“, sagte der unbekannte Schriftsteller, „der so oft mißbraucht und zu unwürdigen Zwecken benützt wird, ist einer der wertvollsten Instinkte, die der Mensch besitzt, und findet nirgends eine wahrere und bessere Anwendung und Befriedigung als in der Religion.“ Der Schreiber fuhr fort: „Religion heißt, sein Leben dafür wetten, daß es einen Gott gibt. Ich entschloß mich, mein Leben dafür zu wetten, daß es einen Gott gibt; und mit den Jahren sehe ich, daß das Experiment umso besser glückt, je mehr ich meinen Willen Gott hingebende und ihm mein Herz öffne und je mehr ich versuche, mein Leben im christlichen Geiste zu leben.“

Hier, dachte ich, wird unser Freund, der Spieler einmal anders beurteilt; er, der immer angeklagt wurde, im Unrecht zu sein, erhält ein Lob aus dem Lager, das ihn sonst angegriffen hat. Seine Veranlagung könnte dazu benützt werden, die Wahrheit des Christentums zu beweisen. Gott braucht also Spieler! Setze auf Ihn, und du wirst sehen, wie Er das Spiel deines Lebens gewinnt!

Als geborener Spieler hatte ich bisher dem Spieltrieb überall nachgegeben: auf der Börse, im Kasino, auf dem Rennplatz. Wie alle Spieler hatte ich meine Erfolge: einen gelegentlichen, kurzen Siegestaumel und dann Verluste. Unweigerlich neigte die Waagschale am Ende des Spieles zum Verlust, wie sicher auch meine Tips sein mochten — und sie waren oft allerersten Ranges —, wie vorsichtig auch das Spiel sein mochte, wie kurz oder lang ich auch mitmachte und aushielt.

Schließlich kam ich so weit, daß ich glaubte, es sei ein kleiner, irreführender Kobold eigens dazu abgeordnet, sich jedesmal, wenn ich spiele, an mein Ohr zu nesteln und mir einen falschen Rat einzuflüstern.

Seltsamerweise sollte ich bald darauf den Spieltrieb bei der Gruppe von Menschen, die ich im Begriff bin zu beschreiben, sehr in den Vordergrund gerückt sehen. Sie sind allesamt Spieler und setzen sorglos ihr eigenes Leben ein, — indem sie auf Gott setzen.

Da nur „unbekannte Männer“ aufgefordert waren, den elften Artikel beizusteuern, belustigte es mich, am Telephon eine lachende weibliche Stimme zu hören, die ankündigte, daß sie „der Verfasser“ des anonymen Artikels sei, den wir soeben publiziert hatten. Um ganz sicher zu sein, bat ich um eine Probe ihrer Handschrift. Diese stimmte mit dem geschriebenen Artikel überein. Ich fragte sie, ob sie Geld brauche. Sie sagte nein. Ein weiterer Beweis. Sie suchte mich auf: eine große, anziehende Frau in den Dreißigern. Ich fragte, wer sie sei. Sie zögerte. Sie bat mich, ihr zu versprechen, ihren Namen nie zu veröffentlichen; was ich auch tat.

In der Bewegung, von der dieses Buch handelt, fehlen auch Prinzessinnen nicht. Ohne damit sagen zu wollen, daß die Betreffende eine Prinzessin sei, kann ich doch verraten, daß ihr Heim ein englisches Palais ist, ob schon sie damals nicht darin wohnte. Zu jener Zeit litt sie an einer scheinbar unheilbaren Krankheit, aber dennoch widmete sie ihr Leben der sozialen Arbeit in den Londoner Elendsvierteln. Da ihre Krankheit sie für den größten Teil des Tages ans Zimmer fesselte, riet ich ihr, diese aufopferungsvolle Arbeit aufzugeben und wieder aufs Land und in die Sonne zu gehen. Sie lachte über meinen Mangel an Verständnis und kehrte an ihre soziale Fürsorgearbeit zurück. Einige Jahre später schrieb sie mir einen Brief, in dem sie sich über die Arbeit der Menschen, die in diesem Buche be-

schrieben werden, lobend aussprach und mich an meinen schlechten Rat erinnerte. Anstatt aufs Land zu gehen, um eine Sonnenkur zu brauchen, hatte sie in den Armenvierteln Londons weitergearbeitet für den Herrn — und war wunderbar geheilt worden!

Sie sagte mir, daß sie ihr Manuskript für „Meine Religion“ unter dem Einfluß dessen, was sie für „direkte Führung“ hält, geschrieben habe — doch nicht ohne Angst, da sie sah, daß die Einladung dazu nur für Männer bestimmt war. Sie hatte einen erklärenden Brief beigelegt, der ihren vollen Namen enthielt, meiner Aufmerksamkeit aber irgendwie entgangen war. Ihr Artikel gelangte zu mir, begraben unter einem hohen Stoß von Manuskripten; und es waren beide Seiten des Papiere beschrieben (die Sünde der Sünden im Journalismus!). Es wurde mehr als einmal die Ansicht ausgesprochen, daß ihr Beitrag, der den Geist zuversichtlichen Glaubens und liebevollen Verständnisses für die menschlichen Schwächen zeigte, der beste von allen war. Ich bin sicher, daß er am meisten Gutes gewirkt hat.

*

Die Mitarbeiter an der Artikelserie „Meine Religion“ wurden nicht durch redaktionelle Einschränkungen gehemmt. Sie konnten jede Religion befürworten. Wenn sie überhaupt keine hatten, konnten sie in ihrem Artikel erklären, weshalb nicht — vorausgesetzt, daß dies ohne Gotteslästerung geschehen würde. Nach ihren Schriften zu schließen, waren es keine tiefreligiösen Leute. Einige davon waren gläubige Christen, andere waren ungläubig — alle waren wenigstens aufrichtig.

*

Die Veröffentlichung der Artikel ging reibungslos vor sich — von Anfang bis zu Ende —, wobei sich unsere Redakteure brennender interessierten, als ich es je für

möglich gehalten hätte, daß sich Journalisten für Zeitungsartikel interessieren könnten — und das wegen einer Reihe von Artikeln über Religion, die in einem Viertel erschien, in dem es von modernen Heiden wimmelte.

Das Publikum riß sich darum. Während eines Teils der Veröffentlichung war es dem Verlag unmöglich, der Nachfrage zu genügen. Vierzehn Tage lang drängte sich, ja kämpfte Jung-England jeden Morgen auf dem Weg zum Bureau an den Zeitungsständen, um eine Morgenausgabe, die etwas Zeitgemäßes über Religion bieten konnte, zu erlangen. Arnold Bennett durchwanderte am Eröffnungstage, als sein Artikel erschien, umsonst die Straßen Liverpools auf der Suche nach einem nicht ausverkauften Zeitungsstande. Dann kehrte er zu seinem Hotel zurück und schrieb einen amüsanten Brief an den Redakteur, in dem er sich gelinde über unsere Versandabteilung lustig machte. Doch hatte wahrscheinlich auch er nicht vorausgesehen, wie groß die öffentliche Nachfrage nach den religiösen Bekenntnissen berühmter Schriftstellern würde.

Arnold Bennetts Eröffnungsartikel gab den kirchenfrommen Lesern einen fürchterlichen Stoß. Kein Wunder! Wenn er nicht gebeten worden wäre, seine Sprache zu mildern, hätte er sie noch mehr entsetzt. Er willigte erst ein, seinen Artikel zu mäßigen, als ich ihm vorstellte, daß wir das Kind — die Zeitung — schädigen könnten. Ich sagte ihm, unsere kirchlichen Leser würden sonst denken, wir seien alle Atheisten geworden, und könnten uns verlassen. Darauf entschloß er sich, seinen Artikel etwas zu ändern, wiederholte aber öfters, daß dies gegen seine bessere Überzeugung geschehe.

Als dieser selbstzensurierte Artikel erschien, erwies er sich als der schlimmste Angriff gegen das Christentum, den ich je in einer angesehenen populären englischen Zeitung gelesen habe.

„Es ist sonderbar,“ sagte Arnold Bennett, „wie kühn ganz gewöhnliche Behauptungen klingen, wenn sie in einer bekannten Zeitung gedruckt werden: Ich glaube nicht an die Göttlichkeit Christi, an die jungfräuliche Geburt, an die unbefleckte Empfängnis, an Himmel und Hölle, an die Unsterblichkeit der Seele, an die göttliche Inspiration der Bibel — und habe auch nie daran geglaubt.“

Ein umfassendes Register furchtlosen Unglaubens! Kein Wunder, daß halb England sich erhob, um ihm zu entgegnen. Einige taten es, um seine anfänglichen Behauptungen mit seinem späteren Zugeständnis der Möglichkeit eines zukünftigen Lebens zu widerlegen. Kein Wunder, daß er von der religiösen Presse und von allen Kanzeln Englands herab heftig angegriffen wurde. Doch der „unbekannte Mann“ (der im Geiste der Personen dieses Buches sprach) war nicht unter den Kritikern. Diese Frau verstand Arnold Bennetts Haltung, den Standpunkt, zu dem er gekommen war, und den Grund, weshalb er nicht mehr sagen konnte. Sie sagte, es sei falsch, ihn anzugreifen, da er unverkennbar seiner wahren Meinung Ausdruck gegeben habe. Wie konnte ein Mensch, der nicht aus dem Geiste geboren war, anders schreiben?

Das öffentliche Interesse, das durch diesen ungewöhnlichen Stoff wachgerufen worden war, spiegelte sich zuerst in der Anhäufung der Zuschriften an den Herausgeber, die noch bei keiner früheren literarischen Serie einen solchen Umfang angenommen hatte. Die Briefe wurden geöffnet, aber das Personal reichte nicht aus, um sie alle auch nur richtig durchlesen zu können. Sie wuchsen zu einem großen Haufen in der Ecke meines Zimmers an, in dem ich bisweilen nach interessanten Beiträgen fischte.

Die Londoner Gesellschaft war durch die religiösen Artikel in der öffentlichen Presse aufgerüttelt worden

wie nie zuvor. Weit und breit, in Stadt und Land, las man sie eifrig. Bischöfe und Geistlichkeit mischten sich in die Debatte. Ein Schwarm von Schriftstellern war in ihr Gebiet eingedrungen. Sie hatten das Recht und den Wunsch, zu diesem Alle angehenden Thema auch gehört zu werden. Der verstorbene Erzbischof von Canterbury (Dr. Davidson), dem es zunächst unangenehm war, durch Zeitungsreligion beunruhigt zu werden, schüttelte sein staatsmännisches Haupt und beschloß, zu der von allen erörterten Frage auch öffentlich Stellung zu nehmen.

Von Anfang an war es meine Absicht gewesen, der ganzen Sache eine vorwiegend prochristliche Richtung zu geben; und die Antworten der Bischöfe, der Pfarrherren und der religiös gesinnten Leser, so gut wie einige der Artikel, waren übereinstimmend mit dieser Absicht ausgefallen.

Die Serie wurde später nach Amerika verkauft, wo sie in einer Reihe von Zeitungen erschien, und dann in England und den Vereinigten Staaten in Buchform herausgegeben. Das Thema wurde auch von zehn Schriftstellern in Amerika übernommen, unter dem Titel „Meine Religion“.

Noch immer hört man Nachklänge jener ersten Aufregung in London.

Rebecca West schrieb in einer Londoner Zeitschrift für Schriftsteller, der Herausgeber von „Meine Religion“ habe sich als journalistisches Genie erwiesen. Das dachte ich auch und hätte ihr gerne seinen Namen genannt. Aber die geheimnisvolle Stimme, die zu mir gesprochen hatte, hinterließ mir ihren Namen nicht.

*

Was war die Ursache des erstaunlichen Erfolgs dieser Artikelreihe? Nach der Ansicht des gewiegten Verlegers war es die Betonung des Wörtchens „Mein“ im

Titel — eine Auffassung, die ich immer wieder vertreten hörte, als ich die Gruppenbewegung und ihre praktischen Erfahrungen im Bekennen studierte.

Wir hatten berühmte Schriftsteller dazu veranlaßt, ihre religiösen Überzeugungen zu bekennen. Dabei stießen wir auf eine alte Wahrheit, die in der Religion längst bekannt ist: es gibt immer ein Publikum, das begierig ist, die eigene Geschichte eines Menschen zu hören, — wie er Gott suchte, und ob er Ihn schließlich gefunden hat.

Denn — ist dies nicht die Art und Weise, wie die Apostel das Christentum in der heidnischen Welt verbreiteten?

II

DIE DREI TROUBADOURE

Es war im Januar 1931. Sieben Jahre waren vergangen, seitdem die Artikelreihe „Meine Religion“ auf das Publikum losgelassen worden war. Seit fast fünf Jahren hatte ich die Leitung unserer Sonntagsausgabe inne, wozu ich anscheinend als Belohnung für „religiösen Erfolg“ befördert worden war.

Im Januar 1931 ging die Zeitung sehr gut. Neueste Nachrichten, gute Artikel, kühne Originalveröffentlichungen und die zunehmende Wirkung früherer Bemühungen hatten vereint dazu beigetragen, unseren Umsatz zu verdoppeln, obschon sich die Krise auch auf England ausgedehnt hatte.

Ich dachte immer an eine weitere Serie in der Art von „Meine Religion“, um einer unserer Zeitungen einen neuen Frühlingsaufschwung zu geben. Eines Sonntagmorgens saß ich in einer Presbyterianer-Kirche in Orpington (Kent), als der Geistliche, der später Präsident der Presbyterianer-Kirche in England wurde, eine neue religiöse Bewegung, die von Oxford ausgehe, erwähnte.

Eine neue religiöse Bewegung, die von der Universität Oxford ausging! Das ist der einzige Punkt in jener Predigt, an den ich mich noch erinnere. Verschiedene blühende religiöse Bewegungen waren ja bekanntlich aus diesem geistigen Zentrum Englands hervorgegangen. Es war höchste Zeit für eine neue religiöse Erweckung in England; die letzte war von Wales ausgegangen. Daß die neue von Oxford ausgehen sollte,

nahm für sie ein. Oxford war imstande, einer neuen religiösen Bewegung die nötige Würde zu verleihen. Nur ein Ort in England wäre als Ausgangspunkt noch passender gewesen — was die Neuheit anbelangt — Cambridge, denn von dort war noch nie eine Lebenserneuerung ausgegangen. Man hatte schöne Erinnerungen an beide, Oxford und Cambridge — besonders als Mitglied der Reisegesellschaft des Expräsidenten Roosevelt, damals, als „Teddy“ auf seiner Weltreise war —, aber Cambridge erschien mir mehr als ein Sportzentrum und Oxford als Ausgangspunkt neuer religiöser Bewegungen.

Ich stellte mir „Oxfords Neue Religiöse Bewegung“ in unseren Spalten vor, so daß jeder Tom, Dick und Harry im ganzen Lande dazu Stellung nehmen konnte; und doch sollten es gehaltvolle Artikel werden, die manche nützlichen religiösen Lehren enthielten. Ich ahnte schon, daß ich hier wieder den Rahm abschöpfen würde.

Doch weshalb bis Montag warten? Noch am selben Sonntagabend telephonierte ich dem Geistlichen und bat um nähere Angaben. Er sagte mir alles, was er von der Sache wußte. Es war nicht viel — doch glaubte er, daß der Führer, den seine Freunde „Frank“ nannten, ein gottverbundenes Leben führe.

Am nächsten Tage eine Enttäuschung. Ich sandte nach der Bibliothek unserer Zeitung, die ironischerweise als „Friedhof für Zeitungsausschnitte“ bekannt ist, und entdeckte, daß Franks Bewegung schon seit einigen Jahren existiere, daß sie in der Fleet-Street*) schon etwas bekannt sei und in unserem eigenen Blatt gelegentlich erwähnt wurde. Dann erinnerte ich mich deutlich, in den Zeitungen unfreundliche Berichte über

*) Die Straße der großen Londoner Zeitungsverlage, das „Zeitungs-viertel“.

den Anfang der Bewegung in Oxford gelesen zu haben, die mich damals abstießen. Aber es war mir entgangen, daß eine Anzahl hervorragender Oxford-Dozenten in einem offenen Briefe an die „Times“ gemeinsam gegen die Unbilligkeit jener Kritiken protestiert hatten. Sie hatten die Wirkung auf die Studenten beobachtet und gesagt, daß die Zeitungskritik das Wesen dieser Arbeit durch Mißverstehen und unbegründete Gerüchte verzerrt dargestellt habe.

Das war ein Schlag! Es blieb nicht viel Hoffnung, diesen alten Stoff in eine erfolgreiche religiöse Serie umzuwandeln, um ganz England aufzurütteln. Der Reiz der Neuheit war schon zerstört, auch waren also bereits kritische Bemerkungen gefallen über die Formlosigkeit des Vorgehens dieser Bewegung und ihr Betonen der Sünde. Jetzt verstand ich, weshalb sieben Jahre vergehen konnten, ohne daß ein Journalist unternehmend genug gewesen wäre, um seinem Blatte zu raten, sich mit der Oxford-Gruppe zu befassen. Noch immer wollte ich es nicht aufgeben. Es konnte nicht viel Unrechtes an der Lehre sein, sonst hätte man sie an der Universität Oxford nicht geduldet. Das war ein starkes Moment zu ihren Gunsten. Die vier Grundsätze, die sie aufstellte, bildeten ein noch stärkeres Moment. Sie lehrte nämlich, daß man alles, was man sage und tue, am Maßstab der absoluten Liebe zu allen, der absoluten Reinheit, der absoluten Selbstlosigkeit und der absoluten Ehrlichkeit prüfen solle. Sicher konnte nicht viel falsch sein an einer Bewegung, die sich an solchen Idealen maß. Obschon es eine alte Neuigkeit war, am Zeitungstempo der Fleet-Street gemessen, fühlte ich doch, daß irgendwo eine gute Geschichte verborgen liege in dieser ungewöhnlichen, wachsenden Bewegung, die sich von Oxford aus durch die ganze Welt verbreitete. Auch hoffte ich, damit eine vermehrte Verbreitung der Zeitung zu erreichen.

Ein Journalist mag in einer solchen Situation etwa denken: „Wenn du nicht loben kannst, tadle wenigstens!“ Eine Schriftstellerin riet mir, zum Angriff vorzugehen. Doch wie konnte man eine religiöse Bewegung angreifen, die das stillschweigende Einverständnis der Universität Oxford besaß? Mehr als ein verwegener Journalist hat diese Bewegung angegriffen, ohne ihren Genius zu verstehen, denn ein Angriff wirkt immer interessanter als Lobredneri. Es gibt so viele Möglichkeiten für die letztere und so wenig, das man mit Sicherheit angreifen kann. Denn das englische Verleumdungsgesetz bedeutet eine immer drohende Gefahr. Eine Person in der Presse nur ein wenig lächerlich zu machen, kann einen teuren Prozeß heraufbeschwören, der großen Schaden anrichtet. Zeitungen sagen selten alles, was sie denken, denn es könnte geschehen, daß ihnen ihre Aussagen teuer zu stehen kommen. Eine Zielscheibe wie die Oxfordgruppe, von der aus nicht zurückgeschossen wird, ist daher gelegentlich eine willkommene Entdeckung.

Ich hatte nicht den Wunsch, die Oxfordbewegung anzugreifen, denn ich glaubte an das Christentum, und ein genaueres Studium der „Zeitungsauschnitte“ ergab deutlich, daß ihre Führer dies auch taten, obschon sie einen neuen und vielleicht unbequemen Weg einschlugen, um es durchzuführen. Außerdem fand ich es nötig und möglich, die alte Botschaft in neuer Gestalt zu bringen, und vielleicht waren „Franks“ ungewöhnliche Methoden und Lehren, die in Oxford bereits starken Anklang gefunden hatten, gerade der richtige Weg, um dies zu erreichen. Man darf sich nicht abstoßen lassen durch kleine Feindseligkeiten und etwas Gelächter; diese sind notwendig für jede neue Bewegung, ob religiös oder weltlich, die eine Möglichkeit in sich trägt, sich durchzusetzen. Luther mußte vieles durchmachen, ebenso auch Franziskus; und auch Wesley wurde sein volles Maß zuteil.

Booth wurde ausgelacht und mit Steinen beworfen. Diese Gruppe stand also in der richtigen Tradition erfolgreicher religiöser Bewegungen. Und dann war die Tatsache nicht zu umgehen, daß sie einen Stützpunkt in Oxford, dem intellektuellen und kulturellen Mittelpunkt Englands, besaß.

Ich beschloß, Frank ohne Verzug zu interviewen. Wo wohnte er? Niemand schien es zu wissen. Nach einigen Schwierigkeiten stellte ich sein Quartier in Brown's Hotel in London, Dover-Street, fest.

Ich war das letzte Mal als Gast eines Rennstallbesitzers in Brown's Hotel gewesen, mit dem zusammen ich aufregende Rennplatzerinnerungen zu schreiben hatte. Der Bemerkung des „unbekannten Mannes“ entsprechend, daß der Glaube für den geborenen Spieler das Natürliche sei, war meine Rückkehr in Brown's Hotel, um dort einen Gottesmann, anstatt eines Rennstallbesitzers, zu treffen, der natürliche Schritt vorwärts in meinem geistlichen Wachstum.

Ich war erstaunt, daß Brown's Hotel Franks Adresse war, weil es ein gutes Hotel ist, das viel von der Aristokratie besucht wird: dort wohnt oft der gute Landadel bei gelegentlichem Aufenthalt in der Stadt. Aber mir schien, es sei nicht die Unterkunft für einen modernen Elias. Doch muß sich jeder Gottesmann irgendwo häuslich niederlassen, wenn er sich das englische Klima ausgewählt hat. Er kann seine Botschaft nicht in einer Hecke an die Kühe richten oder seine Kraft ausgeben, indem er den Vögeln predigt, wie der heilige Franziskus. Es war nicht daran zu zweifeln, daß das Piccadillygebiet um Brown's Hotel herum eher einer geistigen Aufrüttelung bedurfte als ein Dorf auf dem Lande. Überdies war Frank ein Seelenbischof und hatte keinen Bischofspalast, nicht einmal ein Pfarrhaus; nur einen Anknüpfungspunkt durch das Hotel mit denjenigen, die als die oberen Zehntausend gelten

und in der Bekehrungsarbeit so oft übersehen werden, und die doch nach ihrer Bekehrung einen so segensreichen Einfluß ausüben können, ob sie nun zu den Großindustriellen des zwanzigsten Jahrhunderts gehören oder ob es der römische Kaiser Konstantin sei. Und Frank wohnte in Brown's Hotel zu besonders entgegenkommenden Bedingungen. Später entdeckte ich dann auch, daß er oft Tag und Nacht unter den Unprivilegierten arbeitete und auch bei den „unteren Zehntausend“ und überhaupt überall und für alle zu Hause war — bei allen Männern und allen Frauen, ob sie in Schloß oder Hütte wohnten.

*

In Brown's Hotel sagte man mir, Frank sei in Südamerika, aber drei andere Führer der Gruppe seien in London. Sie nahmen die Einladung zum Tee in meinem Bureau, am folgenden Nachmittage, an. Ich war begierig, sie zu prüfen und sie scharf unter die Lupe zu nehmen, und instruierte meine Sekretärin, ihre weibliche Einfühlungsgabe zu raschen Beobachtungen zu benützen und diese in ihrer Gegenwart aufzuschreiben, da die Drei wohl nicht annehmen würden, daß sie dies tue.

Ich habe später ihre Notizen verloren, habe mir aber einen guten Punkt gemerkt, den sie hervorhob — nämlich die merkwürdig natürliche Art, mit der die Drei von Gott und Christus sprachen, ohne das befangene Zögern, das man sonst den meisten Menschen dabei anmerkt. Meine drei Besucher waren Garrett Stearly, John Roots (beides Geistliche der anglikanischen Kirche und Söhne von Bischöfen) und Charles Haines, ein sonnenverbrannter, athletischer junger Quäker, alle in Zivilkleidung.

Drei überaus vertrauenerweckende junge Männer, elegant angezogen und gute Gesinnung, Freundlichkeit und Selbstbeherrschung ausstrahlend.

Offenbar wußte „Frank“, wie er seine Leute zu wählen hatte.

Wir unterhielten uns zwei oder drei Stunden, und sie erklärten, was ihre Bewegung wolle. Ihr Gespräch fesselte mich. Sie waren intelligent, lebhaft, kultiviert und sahen gut aus. Mir gefielen ihr leuchtender Ausdruck, ihre Offenheit und die Art, mit der mich Garrett Stearly durch seine Hornbrille anstrahlte; mir gefielen die wohlbeherrschte Kraft des Charles Haines und der knabenhafte Enthusiasmus von John Roots, dem Sohne des Bischofs von Hankau. Später erfuhr ich, daß John Roots ein fähiger Journalist und glänzender Schriftsteller sei. Schon ihre Gegenwart brachte ein ungewöhnliches Gefühl der Frische und Reinheit in die ziemlich schwüle und oft beinahe unsaubere Atmosphäre des Zeitungsviertels.

Aus dieser seltsamen ersten Begegnung blieb mir der Eindruck, daß diese Menschen die Welt freiwillig aufgegeben hatten, um sie dadurch zu ändern. Sie waren das absolute Gegenteil des gewinn- und genußsüchtigen modernen Menschen. Obschon sie nicht mehr selbst Herren und Lenker ihres Schicksals waren, hatten sie doch eine ruhige Kraft und Zielsicherheit, die sie schon zu erstaunlichen Resultaten geführt hatte.

Für sie gab es keinen Zufall. Gott hatte einen Plan, und sie probierten, sich demselben anzupassen. Sie sagten, dieser Plan, Gottes Führung und Gottes Macht seien allen erreichbar, die bereit seien, Ihm gehorsam zu sein. Diese Führung und Macht überträfen in der Wirkung jede Art von Selbstbestimmung. Führung in der Kraft Gottes könne zu allen Zeiten die Erfahrung aller sein, behaupteten sie. Wenn drei Akademiker ankommen mit der Behauptung, sie seien von Gott geführt worden, diese Einladung anzunehmen, muß man ihren Besuch schon für schmeichelhaft halten, auch wenn man an ihrer Behauptung zweifelt.

Mancher ungewöhnliche Besucher hatte durch den Journalismus meinen Weg gekreuzt: ein Mann, der wegen des sensationellsten Mordes in England zum Tode verurteilt und durch Winston Churchill begnadigt worden war; ein anderer, der nachher gehängt wurde wegen eines „guten Mordes“, wie man sich in der Fleet-Street ausdrücken würde; Detektive, die die meisten berüchtigten Mörder meiner Zeit gefangengenommen hatten; berühmte Staatsmänner; Meisterboxer und die populärsten Romanschriftsteller; Sänger und berühmte Schauspieler; der schnellste Motorradfahrer der Welt; Filmstars, Sportleute, Rennfahrer und ein ganzes Heer vergessener Berühmtheiten. Einmal kam der Prinz von Wales die Treppe herauf, erkundigte sich beim Sekretär in meinem Vorzimmer nach etwas und war schon wieder halb auf der Straße, ehe er erkannt wurde.

Aber diese drei Glücklichen waren die ersten Besucher meines Bureaus, die behaupteten, daß Gott sie auf meinen Weg geführt habe.

Als ich einen der Führer der Oxfordgruppe fragte, wer der Begründer der Bewegung sei, antwortete er mit einfacher Überzeugung:

„Der Heilige Geist.“

Das also war der erstaunliche Anspruch, der der Aufmerksamkeit der Fleet-Street bisher entgangen war. Nicht ein Mensch, sondern der Heilige Geist hatte an der Universität in Oxford eine neue religiöse Bewegung begründet; und hier waren drei Seiner Repräsentanten.

Hier war entweder die schreiendste Gotteslästerung oder eine Bewegung, die alles zu vollbringen imstande war! Und sie war es wert, untersucht zu werden, ob schon es bereits etwas spät am Tage war. Das war wirklich etwas NEUES!

*

Es war nichts Fanatisches an der Art, wie die drei Troubadoure ihre Sache darlegten, die sie als streng orthodox bezeichneten. Wahrlich, Punkt für Punkt dem Neuen Testament entsprechend — obschon es für mich eine neue Art und Weise war, das Neue Testament aufzufassen. Sie betrachteten es weniger als eine Sammlung von Gesetzen und Geboten, durch deren sorgfältiges Einhalten man einen sicheren Platz im Himmel erlangen kann, sondern als eine Darstellung von Bildern — Vorgängen, wenn man will — oder Enthüllungen dessen, was zu allen Zeiten in jedem Leben vor sich gehen muß, wo Christus wirklich der Herr über den ganzen Menschen wird.

Wenn sie wirklich ganz gottergeben waren wie die Apostel, auf jedem Gebiete ihres Lebens, und wenn sie andere dazu bewegten, ebenfalls alles Ihm auszuliefern, dann mußten sie auch dasselbe erreichen können. Nach Coleridges bezeichnenden Worten, die John Roots anführte, gingen sie darauf aus, abgegriffenen Wahrheiten ihren früheren Glanz wiederzugeben, indem sie dieselben in die Tat umsetzten. So verwirklichten sie das Christentum des ersten Jahrhunderts, indem sie es lebten. Daraus geht hervor, daß sie das Predigen ohne Verwirklichung ablehnen. Ebenso stellen sie das Zeugnis höher als das Argument — meine eigene Methode, mit der ich vorging, als ich die zehn Schriftsteller bewog, „Meine Religion“ zu schreiben.

Nichts Neues, aber eine Ansicht, die ihnen die Gunst der großen Armee der Nichtchristen einbringen würde, die ihr heidnisches Leben mit der abgenützten Ausrede entschuldigen, daß ja die Christen ihrer eigenen Lehre nicht nachleben (als ob man durch das Bekennen fremder Sünden seine eigenen entschuldigen könnte).

Aber das Zeugnisablegen — für das sie die gute Wendung *Mitteilen* (sharing) haben — war mir bei Akademikern etwas Neues. Sie definierten das Mitteilen

als aus zwei verschiedenen Dingen bestehend — Bekenntnis und Zeugnis, — wobei das eine in das andere übergeht.

Das erste bedeutet das Bekennen vor Gott und, wenn uns der Heilige Geist dazu führt, auch vor einem Mitmenschen. Es mag heißen: sich einem christlich gesinnten Menschen gegenüber, dem man ein Geheimnis anvertrauen und der auch guten Rat erteilen kann, frei auszusprechen. Das Bekennen des einen vor dem anderen wurde von Jakobus befürwortet und durch die Epheser ausgeübt, als Paulus in Ephesus war. Offenheit über die eigenen Fehler ist auch der Welt gegenüber ein gutes Zeugnis; denn wenn Christen bekennen, glauben die Heiden.

Das letzte Ziel dieses „Mitteilens“ ist, das rechte Verhältnis zu Gott zu gewinnen. Nach Ansicht meiner drei Besucher haben wir die Vergebung verzweifelt nötig. Welche Mittel wir auch immer anwenden mögen, um diese zu erlangen, letzten Endes müssen wir doch dahin kommen, wo wir vor Gott stehen, müssen Ihm unsere Sünden bekennen und von Ihm die Vergebung empfangen, die Er so gerne gibt. Es führt kein anderer Weg zu einem vollen Leben, das wissen wir im tiefsten Herzen. Eigentlich sollte dieses Bekenntnis direkt vor Gott abgelegt und seine Vergebung unmittelbar empfangen werden, ohne Anwendung irgendeiner menschlichen Hilfe; offenbar kommt dies tatsächlich auch immer wieder vor.

Doch die praktische Erfahrung zeigt, da wir eben nicht vollkommen sind, daß es sehr viele gibt, die der Hilfe des Mitteilens einem andern gegenüber bedürfen, um vor Gottes Angesicht zu gelangen. Für sie ist das Mitteilen eine praktische Notwendigkeit. Nur so erfassen sie die Wirklichkeit ihres Bekenntnisses und die Wirklichkeit Gottes, dem sie bekennen, sowie auch der Vergebung, die Er gewährt. Die Vergebung selbst

hängt nicht vom Bekennen ab, doch hängt ihr Empfangen für den Einzelnen immer wieder davon ab.

In der Praxis stellte es sich heraus, daß man sich durch das Bekennen voreinander, im biblischen Sinne, gegenseitig hilft, und daß es der einzige Weg zu wahrer Gemeinschaft ist. Das ist eine jener fundamentalen Lebenswahrheiten, die, wie das Christentum selbst, nur dann voll erfaßt werden können, wenn sie verwirklicht werden. Von Anfang an ist sich die Kirche des Wertes solchen Bekennens wohlbewußt gewesen. Wesley und der moderne Anglo-Katholik stimmen darin überein; und in gewisser Weise erbrachte auch der Psychoanalytiker mit seiner tiefschürfenden Methode ganz einfach den wissenschaftlichen Beweis dessen, was die Kirche von jeher unter der Führung des Heiligen Geistes lehrte, obschon sie oft vergaß, ihre Lehre zu verwirklichen.

Die andere Seite des Mitteilens ist das Zeugnis. Diejenigen, denen dadurch innerlich geholfen worden ist, empfinden die Notwendigkeit, diese frohe Botschaft anderen weiterzugeben, weil es die Aufgabe jedes Christen ist, „unter allen Umständen andere zu Christus zu führen“. Der Bischof von Leicester sagte, nur ein werbender Christ sei ein wahrer Christ; unglücklicherweise ist heutzutage der werbende Christ die Ausnahme. —

Auch hierin war ich skeptisch. Vielleicht weil es einige Menschen gab, denen im Himmel zu begegnen ich keinen besonderen Wunsch verspürte.

*

Der Ausspruch der drei Troubadoure: „Gott hat für jedes Menschen Leben einen Plan“ tauchte an jenem Nachmittage immer wieder auf. Irgendwo hatte ich gelesen, daß bei der Geburt jedes Menschen der Plan dessen, was er werden kann, in der anderen Welt schon

gemacht sei, und daß ein Teil seiner Freuden und Leiden, wanner in jene Welt zurückkehre, im Vergleichen seines irdischen Lebens mit dem Originalplan bestehe.

„Gott hat nicht nur einen Plan für jedes Leben,“ sagte einer aus dem Trio, „sondern Er hält auch immer einen neuen bereit, wenn wir diesen durch Sünde verderben.“ Auch dies war für mich eine neue Betrachtungsweise. Unglücklicherweise weigern wir uns meistens, dem Plane zu folgen, wenn wir ihn erkennen, oder, wenn wir ihn nicht sehen, darum zu beten, daß er uns enthüllt werde. Die Sünde der Sünden, die alle anderen umfaßt, ist unser Unabhängig-sein-wollen von Gott; wir zweifeln an Gottes Interesse für uns, an seinem Plane für uns und an seiner Absicht, uns den Plan zu zeigen und uns zu helfen, diesen Plan auszuführen, der doch der einzig befriedigende Plan für unser Leben ist.

Das war eine richtige Lehre. An dieser Beweisführung war viel Anziehendes. Aber wie war es mit solchen Menschen, für die es keinen klaren Plan zu geben schien, oder denen er zerbrach, ehe sie eine Möglichkeit hatten, ihn zu erkennen? Wie war es mit dem unglücklichen Kind, das noch nicht einmal den Plan des Straßenüberganges in der Nähe seines Hauses verstehen gelernt hatte und in seiner glücklichen Jugend getötet wurde? War dies ein Teil des göttlichen Planes für das Kind? Die Antwort war: das muß Gott überlassen werden, der mehr sieht als wir.

Die Antwort des Neuen Testaments, wie sie Petrus und Johannes deutlich gegeben wird, heißt: „Was geht es dich an? Folge du mir nach.“ Niemand konnte sagen, wie Gottes Plan für dieses Kind war, und ob er durch den menschlichen Willen des Kindes oder des Fahrenden durchkreuzt wurde. Doch ist der Tod nur ein Zwischenfall, obwohl ein schrecklicher Zwischen-

fall, in einem Leben, das hier anfängt und „dort“ weitergeht.

Die drei Troubadoure versicherten mit Bestimmtheit, daß diejenigen, die versuchten, ohne Gottes Plan, wie er durch den Heiligen Geist enthüllt wird, zu leben, ebenso sicher sein können, ihrem Verhängnis zu begegnen, wie diejenigen, die unter Gottes täglicher Leitung leben, sicher sind, Erfolg zu haben. Doch darf dieser Erfolg nicht an den rein materiellen Resultaten ihrer Tätigkeit gemessen werden.

Mein Widerspruch gegen dieses Argument bestand im Hinweis auf die chronische Unfähigkeit der menschlichen Natur, zu erkennen, wann sie geführt wird. Darauf antworteten die Drei mit dem Vorschlag des doppelten Gebets: Bitte und ruhiges Warten auf Antwort, besonders am Morgen, als Vorbereitung auf die Tagesarbeit.

Sie nannten dieses morgendliche Lauschen auf Gott: „Stille Zeit“ (Quiet Time). In der Oxfordbewegung glaubt man daran, daß Gott zu uns spreche, wenn man Seine Führung brauche. Ich glaubte, es sei möglich, daß es heutzutage wie in alten Zeiten Menschen gebe, zu denen Gott spricht.

Aber ich meinte, solche Menschen seien selten, und es bedeute, viel mehr zu erwarten, als man bekommen könne, wenn eine Gruppe von Menschen jeden Morgen auf eine klare Botschaft Gottes, wie sie den Tag zu verbringen hätte, wartet. Meine Ansicht über diese Sache wurde jedoch sehr anders, als ich die Gruppe näher kennen lernte.

Sie betonten, daß die Bedingung für eine klare Führung in einer vollständigen Übergabe aller Dinge an Gott bestehe — des Willens, der Zeit, des Besitzes, der Familie, des Ehrgeizes. Christus habe gesagt, daß wir nicht seine Jünger werden könnten, wenn wir nicht alles hingäben, was wir am meisten schätzten. Das

heiße nicht, daß er uns alles wegnehme, was wir am meisten lieben, oder von uns verlange, alles Unangenehme zu tun; oft müssen wir das tun, wozu wir uns am besten eignen. Auch sei das Hingeben nicht immer etwas Demütigendes. Es bedeute nur, daß wir unser Weniges hingeben für das Viele, das wir von Gott empfangen. Jeden Morgen sollten wir unser armseliges, ungeordnetes Leben an Gott verlieren, um das wirkliche, eingeordnete Leben für den Tag zu finden. Es bedeute keine Unfreiheit, die volle Disziplin Gottes anzunehmen, sondern die vollste Freiheit, zu tun, was wir wünschen — weil dann unsere Wünsche Gottes Wille sind.

Ich hörte, daß es die Gewohnheit der Gruppenleute sei, ein Buch für die Führung zu halten und darin alle Gedanken aufzuschreiben, die während der Zeit des Lauschens auf Gott kämen. In diesem Zusammenhange hatte ein anglikanischer Bischof ein chinesisches Sprichwort zitiert: „Das beste Gedächtnis ist schwächer als die blasseste Tinte.“ Der Gedanke war mir neu, die Technik des Auditoriums ins praktische Christentum zu übertragen; er interessierte durch seine Neuheit, konnte aber nicht überzeugen ohne Bestätigung durch bestimmte Resultate. Es würde sonst ans Komische grenzen. Doch gebe es bereits Bischöfe, die solche Schweigebücher führten, und auch ich hatte ja aus übernatürlichen Quellen (wie ich annahm) die Idee zu jener erfolgreichen religiösen Serie erhalten.

„Durch Führung“, sagten die Drei.

*

Im Verlaufe des Interviews lockte ich auch Auskunft über noch interessantere Seiten der Bewegung heraus — eben jene ungewöhnlichen und doch so menschlichen Dinge, auf die ein Journalist immer erpicht ist, sogar wenn es um religiöse Fragen geht. Da sie ihr Vorbild

christlicher Gemeinschaft im Urchristentum suchen, sind sie bereit, jede spätere Auffassung, die ihnen überflüssig oder altmodisch erscheint, beiseitezuschieben und sie entweder durch die frühesten Gebräuche oder durch etwas, was den modernen Bedürfnissen entgegenkommt, zu ersetzen. Sie tun einen großen Teil ihrer Arbeit auf sogenannten Hauspartien, wo die Besucher einander ihre religiösen Erfahrungen mitteilen und dadurch Gott näherkommen.

Ich merkte bald, daß sie, bewußt oder unbewußt, in der Art des echten Journalismus arbeiten, denn sie erfassen unverkennbar den Wert des ganz Alten und des Allerneuesten. Obwohl sie erstaunlich orthodox sind, gewinnen sie oft paradoxerweise das Interesse derjenigen, die ganz anderer Meinung sind. Bis dahin hatte noch kein Journalist ihr wahres Genie ganz entdeckt. Ich fragte mich, weshalb.

Sie waren sogar so orthodox, daß sie glaubten, daß jeder, ob geistlich oder weltlich, einst zu sich selbst kommen und die Vergebung Gottes durch Jesus Christus erfahren müsse. Kurz — das Kreuz stand im Mittelpunkt ihrer Lehre. Am Kreuz erreiche der Mensch einen Wendepunkt, wenn er sich entscheide, so zu leben, wie Gott ihn führe, anstatt seinem eigenen menschlichen Ermessen zu folgen. Altmodische Evangelisten würden dies Bekehrung nennen, doch habe dieses Wort durch Mißbrauch für manche seine ursprüngliche Kraft verloren, und so zögen sie das einfachere Wort „Umwandlung“ vor. Wie Hugh Redwood es ausdrückt: „Sie gingen darauf aus, in größtem Umfang Menschenleben umzuwandeln, da dies die einzige Lösung aller Weltprobleme sei.“

Diejenigen, die es versuchten, andere umzuwandeln, wurden anstatt „Evangelisten“ „Lebensumwandler“ (Life-Changers) genannt. Während sie vielem Anerkennung zollten, was die Evangelisten von früher

taten, fühlten sie doch, daß man in der neuen Zeit andere Ausdrücke und weniger Gesang anwenden müsse, um das religiöse Interesse zu wecken. Sie fanden, daß Redensarten, wie: „Sind Sie gerettet?“ für den Durchschnittsmenschen unverständlich seien, und daß die Wirkung solcher Sätze mit einem vergangenen Zeitalter verschwinde. Das fand ich auch. Sie wollten auch von den Massenbestrebungen altmodischer Erweckungsbewegungen nichts wissen. Sie wußten aus Erfahrung, daß Menschen tatsächlich ohne den Gefühlsaufwand und Spektakel früherer Zeiten umgewandelt werden können.

Mit anderen Worten: sie glaubten, daß das Evangelium in unser jetziges Leben übertragen und auch in modernen Verhältnissen gelebt werden könne — noch immer das gleiche alte Christentum, aber klug formuliert und greifbar, obwohl ohne jeden Kompromiß dargeboten, damit es zu einer neuen Herausforderung an die moderne heidnische Welt werde, die noch immer fast so weit von Gott entfernt sei wie zur Zeit der Apostel.

Da die Christenheit wieder in Verteidigungsstellung gedrängt ist, glaubten sie, daß es für die kämpfende Kirche an der Zeit sei, sich wieder als solche zu erweisen. Meine drei Besucher machten mir klar, daß eine Botschaft wie die ihre notwendigerweise kompromißlos und herausfordernd und zugleich so überzeugend sein müsse, daß die Glaubenslosen sich wieder zu Gott wenden. Sie wußten, daß sie Opposition erregen würden, und waren darauf gefaßt. Man kann eine Herausforderung nicht so einfach zur Kenntnis nehmen, wie man ein Sitzungsprotokoll zur Kenntnis nimmt. Man muß entweder die Forderung annehmen, von ganzem Herzen für Christus bereit zu sein, wie die ersten Apostel, oder man muß die Sache im Stich lassen oder ihr überhaupt aus dem Wege gehen. Das ist der Grund, weshalb Christus, der die Welt heraus-

forderte, gekreuzigt wurde. Die Mitglieder der Oxfordgruppe erwarteten nicht, gekreuzigt zu werden; aber sie erwarteten wohl, heftig von denen bekämpft zu werden, die sich fürchteten oder sich weigerten, ihre Herausforderung anzunehmen. Das war unvermeidlich. Sie forderten die Welt auf, zu Gott zurückzukehren, der Sünde zu entsagen, alte Sünden wieder gutzumachen und Gott die volle Herrschaft über jedes Gebiet im Leben einzuräumen — genau so, wie die ersten Jünger die Welt herausforderten.

Ein solcher Ruf muß das Gewissen aufstacheln. Und das aufgestachelte Gewissen wird sich entweder ergeben, oder es wird danach trachten, wieder zu stechen. Menschen, die ihrer Sünden überführt sind, seien zu allem fähig. Diese Herausforderung ergehe an Christen, so gut wie an Heiden, an geistliche so gut wie an weltliche Leute. Die Christen würden dazu aufgerufen, sich so vom Geist und von der Liebe erfüllen zu lassen, daß sie ihre Mitmenschen umwandeln könnten. Die wenigsten Christen wären bereit, ihren Meister auf der Suche nach verlorenen Schafen seiner Herde zu begleiten, — was doch die natürliche Pflicht und das Vorrecht jedes Gotteskindes sei. Die Christen zögen meistens die soziale Fürsorge der Seelenrettung vor. Das fänden sie weniger peinlich, gesellschaftsfähiger und eher korrekt. Während die Gruppe wohl auch soziale Arbeit leiste, hätte sie jedoch erkannt, daß das tiefste Bedürfnis des Menschen nicht nach Geld gehe, sondern nach Gott, da denjenigen, die zuerst das Reich Gottes suchen, alles andere Notwendige zufalle. Das sei ihre eigene Erfahrung. Männer und Frauen seien furchtbar hungrig nach Gott, der eher bereit sei, Sich ihnen zu offenbaren, als sie dazu bereit seien, Ihn zu suchen.

Die Bekehrungsarbeit sei nie notwendiger gewesen als jetzt. Jeder, der in den Augen Gottes rein sei,

könne ein Werkzeug zur Umwandlung anderer werden. Nichts im Leben könne eine solche Freude bereiten, wie das Heimführen eines verlorenen Sohnes zum himmlischen Vater, der ihm schon auf halbem Wege entgegenkomme und ihn immer erwarte. Menschen, die wirklich die innewohnende Gegenwart Gottes erlebten, bedürften keiner Aufforderung, an der Umwandlung anderer zu arbeiten; sie seien von einer solchen Freude erfüllt, daß sie ihr Ausdruck geben und sie anderen weitergeben müßten.

Dies Umwandeln der Menschen sei ansteckend. Und es habe heute mehr Wirkung als je. Der größte soziale Dienst, den ein Mensch seiner Generation erweisen könne, sei, einen Menschen in einen Lebensumwandler zu verwandeln. Aber wie? Die Gruppe habe mehr gelernt über das *W i e*, als die frühere Generation gewußt zu haben scheine, oder wissen mußte. In ihren „Lebensschulen“ könnten sie lernen, wie plumpe und ungeschickte Dinge zu vermeiden seien, so wie auch Christus Seine Jünger unterwiesen habe. Und immer sei die führende Gegenwart des Heiligen Geistes da, um ihnen beizustehen und das Lehren zu beaufsichtigen.

Die beste Antwort auf das *W i e* für den Sünder wie für den Helfer sei das Mitteilen (sharing). Umgewandelte Menschen könnten sich irren, wenn sie andere durch Argumentieren umwandeln wollten, doch seien sie auf sicherem Grunde, wenn sie ihre eigenen Erfahrungen mitteilten, wie es die Apostel taten. So könnten sie viel eher gute Resultate erzielen. Die Methode des Paulus, eine Gemeinde zu begründen, habe darin bestanden, mit der Geschichte seiner eigenen Umwandlung zu beginnen. Die Gruppe tue dasselbe.

Die ungewöhnliche Tatsache war, daß die Oxfordgruppe in einem Zeitalter, in dem, soviel ich weiß, die Bekehrungen zum lebendigen Christentum in den Kirchen praktisch gleich null sind, fortwährend Männer

und Frauen aufweisen konnte, die zu einem lebendig verwirklichten Christentume bekehrt worden waren. Einige der Umwandlungen waren wirklich moderne Wunder: große Sünder, führende Männer, Intellektuelle, Arme und Reiche gleicherweise. Es waren nicht gefühlsmäßige Entschlüsse, wie sie in den früheren Massenerweckungen vorkamen, sondern Entscheidungen, die in ruhigen, ernsten Aussprachen unter vier Augen gefällt wurden, als Ergebnis einer taktvollen, persönlichen Evangelisation durch gebildete Männer und Frauen, die — wie vor zweitausend Jahren — die hohe Anforderung mutig annahmen, sich der Sache Christi ganz hinzugeben und ihr eigenes Erlebnis des inwohnenden Meisters offen zu erzählen.

*

III

GESCHLECHT UND GELD

Meine drei Troubadoure berührten nun etwas, das mir besonders bedeutsam schien. Sie behaupteten, daß die meisten Menschen — Geistliche und Weltliche gleicherweise — mit zwei Hauptproblemen zu kämpfen hätten, deren Lösung sie besäßen — Geschlecht und Geld. Da saßen sie in der Redaktion einer großen Londoner Zeitung und behaupteten ganz kühl, daß es wirklich so sei. Welcher Journalist, der ein Organ dafür hat, was für die Allgemeinheit wichtig ist, wäre nicht gespannt gewesen, mehr darüber zu erfahren?

Eine Schar kraftvoller Menschen, die die Lösung dieser beiden Probleme geben konnte — oder zum mindesten annahm, sie geben zu können — brauchte sich nicht weiter darum zu kümmern, wie sie das Interesse der Menschen gewinnen könnte — die Welt wartete ja auf sie!

Welches waren die Lösungen? Ihre Antworten waren verblüffend, aber nicht ohne weiteres überzeugend; doch wurden sie später für mich ebenso interessant wie überzeugend. Meine Besucher erkannten den Sexualtrieb als gottgegeben an; während sie keine Ausschweifungen in Gedanken, Worten oder Taten zulassen wollten, sagten sie, daß die wirkliche Lösung dieses Problems nicht in der Unterdrückung, sondern in der Sublimierung liege.

„Was verstehen Sie genau unter Sublimierung?“

Etwas, das die Sexualenergie zu einem höheren Zwecke verwertet und doch vollkommene Befriedigung bringt.

Sublimierung sei (nach Dr. Hadfields Definition) ein Prozeß, durch den instinktive Gefühle von ihrem ursprünglichen Zwecke abgelenkt und auf ein anderes Ziel hingeleitet werden könnten, das dem Individuum Befriedigung gewähre und für die Allgemeinheit von Wert sei.

Sie betonten, daß es kein Sexualproblem noch irgend ein anderes Problem mehr gebe, sobald wir alles Gott überlassen. Das Verlangen nach der Sünde verschwinde mit der Bereitschaft, Gott zu gehorchen. Reinheit werde ermöglicht durch den läuternden Strom neuen Lebens, der einer echten Umwandlung folgt. Da Christus und der Geist Christi wirklich seien, bestehe keine Gefahr, daß man den Lüsten des Fleisches ver falle, wenn man in diesem Geiste wandle. Das werde psychologisch als die das Böse austreibende Kraft einer neuen Liebe erklärt.

Das war wohl theologisch und psychologisch stichhaltig. Aber wie sollte der Sexualhunger auf diese Weise befriedigt werden? Die Antwort auf diese Frage sollte ich später bekommen.

Dann landeten wir bei der ewigen Frage der Haushaltsorgen. Wie löste die Gruppe die Geldfrage, um die Angst der Hausfrauen zu beseitigen, die sich davor fürchten müssen, einen Brief zu öffnen, der eine neue Rechnung enthalten könnte? Die drei Troubadoure lächelten einander verständnisinnig zu, denn dieses Problem hatten sie jeden Tag zu lösen.

„Wie?“

„Durch Gebet und Glauben.“

War diese alte Geschichte das Beste, was diese neue Bewegung, die von Oxford ausging, zu bieten hatte?

Sie sagten ganz einfach ja.

Doch Gebet und Glaube konnten keine Rechnungen bezahlen.

Sie widersprachen. Sie wußten, wovon sie sprachen, denn dreißig oder vierzig Menschen aus der Gruppe lebten so.

„Was! Einfach auf Gott vertrauen und nichts weiter tun?“

Ganz und gar nicht! Faulheit sei eine Sünde. Die Gruppe lehre, daß Gott führt und für uns sorgt — aber gesunde, tätige Menschen führe Er nie dazu, faul zu sein. Umgewandelte Menschen arbeiten besser als vorher, und die Kraft des Heiligen Geistes läßt ihre eigenen Kräfte wachsen. Überdies fordere die Gruppe nicht jeden dazu auf, nur aus Gebet und Glauben zu leben, obschon diese Möglichkeit für alle da ist. Ich solle auch bedenken, daß die Bergpredigt heute wie damals Geltung habe. Es handle sich wohl um den alten Glauben — aber furchtlos in die Tat umgesetzt. Das waren allerdings Neuigkeiten aus dem lieben, alten Oxford! Lange schon hatte ich mir gewünscht, eine Schar Christen zu treffen, die gläubig genug und von göttlichem Mute beseelt wären, um nach der Bergpredigt zu leben und dabei zu erwarten, daß ihnen alles zufallen werde, dessen sie bedurften.

Hier waren nun drei junge religiöse Abenteurer, die mir meinen Gedanken bestätigten, indem sie mir sagten, daß zwei von ihnen während einer langen Zeit von Gebet und Glauben gelebt hätten, ohne jemand um Geld zu bitten. Das bestätigte zwei meiner Annahmen: erstens, daß ein Leben auf der Basis von Gebet und Glauben wirklich möglich sei, und zweitens, daß es in dieser Gruppe genügend Neues gebe. Ich bat die Gebets- und Glaubensmänner, mir Geschichten aus ihrer Erfahrung zu erzählen. Wie oft sie gehungert hätten? Nein — sie hätten nie gehungert, sagte Garrett Stearly, und fügte hinzu, daß dies die typische Frage eines Zeitungsmenschen sei. John Roots war in Südafrika bei seinem letzten Shilling angelangt, als unerwartet

und unerbeten von seinem Bruder Mittel eintrafen, gerade, als die Situation anfang, kritisch zu werden. Eine der Damen in der Gruppe, Eleanor Forde, besaß nur noch einen Penny — sie betete und fand am nächsten Tag in ihren Briefen einen Scheck.

Zweifellos war dies das ideale Leben für einen gläubigen Christen, aber etwas zu gewagt für einen verheirateten Mann, der für Frau und Kinder zu sorgen hatte. Ich zog ein Bankguthaben vor. Das war besser für die Nerven — obschon ich eigentlich schon früher eine Zeitung herausgeben wollte, die den Briten hätte zeigen sollen, wie sie sich durch das Befolgen der Bergpredigt erhalten könnten. Meine Besucher fügten hinzu, daß man eine Familie ebensogut durch Gebet und Glauben erhalten könne, wie sich selbst. Das Prinzip sei dasselbe. Garrett Stearly und seine Frau lebten beide auf diese Weise. Und der unsterbliche Georg Müller aus Bristol hatte eine große Familie von über zweitausend Menschen erhalten, mit drei Mahlzeiten täglich und zwei Kleidern für jeden — fünfzig Jahre lang; er hatte mit einem Shilling angefangen und niemals um einen einzigen Pfennig gebeten.

„Bitten Sie nie um Geld?“ fragte ich.

Ihre Führung sei gegen das Bitten um Geld, sagten die Drei. Wenn jemand danach frage, erzählten sie ihm, auf welcher Basis sie lebten, und angebotenes Geld werde dankbar angenommen. Die Leute der Gruppe würden mitunter ihre Bedürftigkeit einander mitteilen, ebenso wie sie auch bereit sein sollen, ihre religiösen Erfahrungen und ihre Habe miteinander zu teilen; denn sie seien eine große geistliche Familie. Wenn einer unter ihnen leide, litten alle mit.

Je mehr sie sprachen, um so mehr wurde ich davon überzeugt, daß etwas absolut Neues um diese Männer war, obschon sie nichts anderes vertraten als das einfache Christentum. Ihre Bewegung war so, als ob sie

aus dem ersten Jahrhundert stamme, aber sie wagte sich dennoch an aktuelle Fragen. Sie war nicht organisiert, denn es bestand keine Mitgliedschaft; auch war sie keine Sekte, denn sie war überkonfessionell; ferner war sie keine wirklich neue Bewegung, sondern einfach eine Fortsetzung der frühchristlichen Gemeinschaft, und zielte einfach auf eine innere Verbundenheit innerhalb der Kirchen hin. Sie prägte sich meinem Geiste nicht mit einem Substantiv ein, sondern mit einem Verb, dem Verb: „Sein“. Eine Tat! Wirkliches Leben! Sie gingen darauf aus, das zwanzigste Jahrhundert so zu Ende zu führen, wie das erste begonnen hatte, — indem sie ein solches Leben führten und die Geschichten solcher erzählten, die dasselbe taten. Genau so, wie es in der Apostelgeschichte geschah, damals, als das Christentum zuerst sein Licht in die Dunkelheit einer heidnischen Zivilisation warf.

Sie waren auch gegen Polemik. „Wir argumentieren nicht,“ sagte Garrett Stearly, „wir überlassen das Überzeugen dem Heiligen Geiste.“

Eine Schar von Intellektuellen, die nicht den Wunsch hatten, die Wahrheit ihrer Überzeugungen auch zu beweisen, ebensowenig wie Christus vor Pilatus oder Paulus vor Agrippa es getan hatten! Ich wehrte mich gegen diese Auffassung.

Doch sah ich ein, daß die Sitte der Gruppe, über ihre Anschauungen nicht zu diskutieren, richtig sein mochte, da der Heilige Geist selbst für sie zeugte, wie auch Christi Schweigen vor Pilatus richtig war. Doch gibt es eine Zeit zum Sprechen und eine Zeit zum Schweigen, in heiligen so gut wie in weltlichen Dingen, und ich zog das Argumentieren vor, solange mir Zweifel blieben. Das Schweigen kann verschiedenartig sein — oft mag es Gold sein, oft nur Silber, und oft kann es auch Schuld bedeuten.

Es schien mir unangemessen, nur zu sagen, daß sie die Lehre des Neuen Testaments einfach anzunehmen und danach zu leben suchten. Meine drei Troubadoure antworteten, Christus und Paulus hätten anders darüber gedacht. Außerdem sei keinerlei Starrheit in ihrem Tun, da der Heilige Geist in allem die Führung habe und ihre Pläne immer wieder ändern könne, wie auch Paulus oft andere Weisungen bekam und eine neue Richtung einschlagen mußte.

„Doch wie wollen Sie einen Menschen überzeugen, der nicht an das Neue Testament glaubt?“

Ich erriet die Antwort zum voraus, da es meine eigene Antwort Zweiflern gegenüber war. Ich hatte sie im Johannes-Evangelium und durch meine eigene religiöse Erfahrung gefunden. Meine drei Besucher sagten, daß, wenn jemand ehrlich versuche, die Lehre der Heiligen Schrift zu befolgen, es ihm auf wunderbare Weise offenbart werde, ob sie von Gott oder von den Menschen stamme. Der Heilige Geist sei der Lehrer. Das glaubte ich selbst auch. In meinem geistigen Hochmüte meinte ich sogar, so ungefähr der Einzige zu sein, der „das Zeugnis des Geistes“ praktisch erfahren habe.

Doch war ich noch immer geneigt, die Gründe meines Standpunktes so gut als möglich zu verteidigen, und in einer umstrittenen Frage nicht stumm zu bleiben. Sie sagten, daß ich besser täte, nur über meine Glaubenserfahrung zu sprechen und den Heiligen Geist in anderen Menschen selbst wirken zu lassen, wie Er es schon im ersten Jahrhundert getan habe. Wenn das Christentum wahr ist, scheint dieses Argument unwiderleglich zu sein.

Ihre Betonung der Tatsache, daß Gewißheit nur durch das Wagnis der Tat erlangt werden könne, fesselte mich sehr. Tatsächlich hatte ich einst beabsichtigt, eine religiöse Novelle unter dem Titel: „Du wirst erkennen“ zu schreiben, worin ich die Lehre der Hei-

ligen Schrift, die sagt, daß durch Gehorsam den schon bekannten Wahrheiten gegenüber eine wunderbare Gewißheit errungen werden könne, als die Lösung des Geheimnisses geben wollte. Die Gruppe glaubt, daß Argumente nie imstande seien, Seelen zu retten. Ein Theologieprofessor sagte, es gebe ungefähr gleichviel Argumente für und gegen Gottes Dasein. Theologische Beweise hätten nicht genug Kraft, um einen Menschen zur Tat zu treiben. Der Mensch müsse diesen Beweis selber erfahren, und der wissenschaftliche Weg, um diesen Beweis zu erlangen, sei das Experiment. Denjenigen, die den Geboten Christi gehorchen, wird durch die Wunderwirkung des Heiligen Geistes Seine Lehre klar.

Es ist schwer, einen Schuljungen, dem die Liebe nichts sagt, davon zu überzeugen, daß er in den Jünglingsjahren anderer Meinung sein werde; ebenso schwer ist es, einen Ungläubigen davon zu überzeugen, daß er durch Gehorsam den Geboten Christi gegenüber den Beweis dafür, daß Christus das Wort und das Bild Gottes ist, in sich selbst finden werde.

Als ich mit dem verstorbenen Arnold Bennett über seinen ungläubigen Artikel sprach, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß er, wenn er wolle, die Wahrheit des Christentums auf ganz einfache Weise selbst erkennen könne. Ich sagte, eine vierzehntägige, intensive Ausübung der Gebote der Bergpredigt würde Beweis genug bringen. Arnold Bennett fuhr auf, als ob ihm eine neue Idee aus ganz unerwarteter Richtung gekommen wäre. Dann krümmte er seinen Zeigefinger in jener merkwürdigen Art, die ihm eigen war, und schützelte ihn mit Entschiedenheit.

„Nichts für mich!“ sagte er.

Seine Religion war Güte.

Und jetzt unterhielt ich mich wieder über dieses Thema mit drei jungen Leuten, die dieselbe Idee ver-

fochten wie ich selbst, aber eine ganze Bewegung leiteten, um die Welt durch dieses einfache Mittel zu überzeugen. Als sie an jenem Nachmittage in meinem Bureau saßen, fiel mir auf, daß in ihren Gesichtern eine starke Überzeugungskraft lag. Ohne weitere Rechtfertigung für ihre Ansicht als ihr eigenes Leben, schienen sie ein weit größeres Maß christlicher Glaubensgewißheit und Freudigkeit erreicht zu haben als ich, der ich bei zwei bedeutenden englischen Zeitungen als Autorität in diesen Fragen galt.

Wieder fragte ich mich, wieso.

War es, weil sie alles daran gesetzt hatten, das große Spiel zu gewinnen, oder weil sie keinen so starken Widerständen begegnet waren? Vielleicht hatten sie einen geheimen Kniff gefunden, um die Klippen zu umschiffen und immer im richtigen Fahrwasser zu bleiben? Wenn ja — worin bestand er? Sie sagten: „In der bedingungslosen Auslieferung aller Lebensgebiete an Gott.“ Hatte ich das getan? Offenbar nicht.

Es war wirklich nicht leicht, diese Menschen zu beurteilen. Man konnte sie als Heilige ansehen, als Abenteurer, als Fanatiker, als Unzeitgemäße — es war jedenfalls mehr an ihnen als am zivilisierten Durchschnittsmenschen. Ich hatte eine Menge famoser, höchst unbekehrter Typen kennen gelernt. Durch viele unangenehme Erfahrungen war ich dann schließlich dazu gekommen, jedermann zu mißtrauen, bis ich vom Gegenteil überzeugt werden konnte.

Was war nun Besonderes an diesen Leuten, das ihren Anspruch wirklich zu bestätigen schien? Jedenfalls konnte man wieder auf die Antwort gespannt sein. Meine Besucher sagten, es sei die natürliche Folge wahrer Kameradschaft, die schonungsloses Bekennen voraussetze. Ehrliches Bekennen unter Menschen, die sich Christus ganz übergeben haben, bringe das apo-

stolische Leuchten hervor, das Christus auf den Gesichtern Seiner Jünger zurückgelassen habe.

Um dies zu erhalten, muß man auch das Prinzip der göttlichen Haushalterschaft gläubig annehmen: ein Haushalter Gottes sein in bezug auf Zeit, Geld, Land und Häuser, Gegenstände, Verwandtschaft, intime Beziehungen — kurz, in allem. — Dies kann bedeuten, seine Zeit für eine Sonntagsschule zu opfern oder seinem Nachbarn im Garten zu helfen, wenn er krank ist oder zu arm, um sich eine Hilfe zu nehmen. Es kann auch bedeuten, daß man das Thema eines Romans ändern, oder sich in bezug auf Essen, Trinken und Kleidung mäßigen muß. Ferner kann es bedeuten, daß das ganze Honorar für ein Buch oder Drama Gott zur Verfügung gestellt werden muß, wie Hugh Redwood es mit seinem schönen Buch „Gott im Großstadtelend“ getan hat. Ein prächtiges Beispiel von Haushalterschaft — denn die Einnahmen aus jenem Buche waren sehr bedeutend!

Meine Besucher erklärten, daß in der Haushalterschaft die endgültige Antwort enthalten sei auf die beiden einander widersprechenden materialistischen Weltanschauungen, die jetzt im Schwunge seien: einerseits die Meinung, daß der Wohlstand den höchsten Wert des Lebens ausmache, und andererseits die Annahme, daß Reichsein unbedingt schlecht und Armsein tugendhaft sei. Die Bibel vertrete keine dieser beiden Anschauungen, sondern lehre, daß alles Gott gehöre, der von Seinen Kindern verlange, daß sie mit Seinem Eigentum weise umgehen sollen, nach Seinem Willen und Seiner Führung — die wahre christliche Antwort auf den Kommunismus.

Diese Anschauung schien sehr gesund; wieder enthüllte sie theoretisch nichts Neues — nur praktisch. Doch was würden Frau, Mann, Eltern, Kinder dazu sagen, wenn sie sehen würden, wie das verantwortliche Haupt der Familie den Besitz weggibt mit der Ausrede,

es als Haushalter Gottes zu tun? Die Gruppe sage, daß man unter Führung gebe, und daß Gott sich mehr um die Bedürfnisse derjenigen kümmere, für die wir zu sorgen hätten, als wir selbst, und aus diesem Grunde sei das Prinzip der wahren Haushalterschaft notwendig. Und ein umgewandelter Mann würde wahrscheinlich eine umgewandelte Frau haben und umgekehrt. Auf jeden Fall würde man die Ansichten der anderen berücksichtigen.

Indem ich über diese Grundsätze nachdachte, schien es mir, daß ich wieder zu dem Punkte zurückgekehrt sei, an dem ich war, als ich die neue religiöse Zeitung plante, — nur sollte jene Zeitung ein Trost für die bedrückten Massen des verarmten England werden, während diese kompromißlose Gruppe anfang, eine Herausforderung für mich selbst zu bedeuten.

*

Nach und nach kam ich natürlich dahinter, was die Oxfordgruppe will. Obenan steht die absolute Hingabe, die den Glauben an das Kreuz Christi in sich schließt und die Führung durch den Heiligen Geist bringt; dann folgt das Mitteilen (Sharing), das zur wahren Gemeinschaft führt und die strahlenden Gesichter hervorbringt; dann das Lebensumwandeln, das dem betreffenden Sünder und seinem Helfer das Reich Gottes und seine Freuden erschließt; dann folgen Gebet und Glauben, die uns mit allen notwendigen Dingen versorgen und dem göttlichen Plane zum Heile aller zum Durchbruch verhelfen; und dann sind auch jene vier Hauptforderungen zu nennen, denen gegenüber Christus keine Kompromisse kannte: Liebe, Ehrlichkeit, Reinheit und Selbstlosigkeit und natürlich auch das Wiedergutmachen. Später sollte ich auch noch das vielleicht strengste Prinzip von allen kennen lernen — das furchtlose Anfassen der Sünde.

Jesus habe immer mit einem „Team“ gearbeitet, sagten meine Besucher. Er und seine Jünger bildeten ein „Team“, d. h. eine Mannschaft. Er sandte seine Vertreter aus, nicht allein, sondern zu zweit oder zu dritt. Nach Seiner Himmelfahrt durchzogen die Jünger in kleinen Gruppen das ganze römische Reich. Die Oxfordbewegung mache es ähnlich. Es hätten große Bewegungen ihre Wirkungskraft verloren, weil ihre Führer das Prinzip der Teamarbeit nicht erfaßten. Ihre Begründer hätten selbst alle Macht in der Hand haben und behalten wollen, ungeachtet der Wahrheit, daß der Heilige Geist weht, wo er will. Niemand kann ein Monopol des Heiligen Geistes besitzen. Zu manchen Zeiten sind die Menschen geistig wirksamer als zu anderen Zeiten. Die Menschen wachsen in der Gnade, aber oft nehmen sie auch ab darin. Die Disziplin der Teamarbeit gleicht die menschliche Verschiedenartigkeit aus. Die Wahrheit wird überzeugender dargeboten durch ein Team als durch ein einzelnes Individuum. Ein halbes Dutzend Menschen, die von ihren religiösen Erfahrungen erzählen, können eine tiefere Selbstprüfung und Selbsterkenntnis bewirken als ein Einzelner, der christliche Ratschläge erteilt.

Wieder stellten sie die Verwirklichung vor die Theorie, das lebendige Interesse vor das intellektuelle Interesse — in der Sprache der Fleet-Street: Neuigkeiten vor Meinungen.

Vor allem bilde die Gruppe eine wahre Brüderschaft — eine christliche Brüderschaft wie im ersten Jahrhundert — geführt durch den Heiligen Geist. Und es sei auffallend, zu sehen, wie Führungen, die verschiedene Leute in der Gruppe erhielten, ein Ganzes bilden, wenn sie zusammengesetzt und verglichen werden, was beweise, daß der Geist des Höchsten hinter den Kulissen am Werke sei — nicht nur in der Gruppe, sondern überall, wo Raum für Ihn geschaffen wird. Diese herrliche

Gemeinschaft im Geiste, die oft genannt und so wenig verstanden wird, wurde also hier tatsächlich verwirklicht. In solcher Kameradschaft fallen alle Scheidewände durch ein liebendes Verstehen, das zu größeren Tiefen und zu mehr Glück und bleibendem Frieden führen kann, als wie es sonst in menschlichen Verbindungen der Fall ist. Aus diesem Grunde strahlten ihre Gesichter.

Weil der Heilige Geist das wirkliche Haupt dieser Kameradschaft sei, maße sich „Frank“ nicht an, alles allein zu bestimmen. Wenn er geführt sei, leite er wohl einen Gruppenabend. Wenn er anders geführt werde, überlasse er die Leitung einem anderen. Oft könne man ihn ganz im Hintergrunde des Raumes sehen, wie er seinen Mitarbeitern zuhöre, die er zur Führerschaft heranbilde, und sich gelegentlich mit einem kurzen erklärenden Satz einmische, wenn eine schwierige Frage auftauche, — z. B. einmal in Oxford, als eine Dame die Gruppenleiterin fragte, ob sie alle ihre Fehler jemandem bekennen müsse, und „Frank“ einwarf: „Nicht nötig. Doch sollte jedermann bereit sein, dies zu tun, wenn ihn der Heilige Geist dazu führt.“ Die Entscheidung habe man selbst zu fällen — immer.

Ungebührliches Einander-besitzen-wollen zwischen Mann und Frau sei in der Gruppe verpönt. Jedes solle frei sein, zu tun, was es für recht halte, denn die eheliche Verbindung bestehe nicht nur zwischen Zweien, sondern zwischen Dreien. Ebenso wie durch das Hinzukommen eines dritten menschlichen Wesens, als gleichgestelltem Faktor, das menschliche Dreieck entsteht, das den Zerfall der Ehe herbeiführt, bildet das Hinzukommen Jesu Christi als nicht gleichgestelltem Faktor ein neues, ewiges Dreieck, das die Ehen vor dem Ruin bewahrt und die ideale menschliche Gemeinschaft auf Erden einführt, indem Er an jedes die Forderung stellt, das andere nach Seiner Norm zu behandeln.

Ausgezeichnet in der Theorie — aber konnte sich dieser Idealismus auch bewähren? Er konnte sich bewähren und hatte sich auch bewährt — versicherten mir die Drei. An vielen Orten, in vielen Ländern seien Gruppen im Entstehen: in England, Schottland, Deutschland, Holland, der Schweiz, in Indien, Südafrika, China, Ägypten und in Nord- und Südamerika. In Südafrika habe die Gruppe die Bedeutung einer nationalen Bewegung angenommen. Die Drei betonten nachdrücklich, daß die Gruppe nicht eine neue religiöse „Sekte“, eine neue „Organisation“ oder ein neuer religiöser Orden sein wolle. Sie wolle eine Kerngemeinde innerhalb der Kirche sein, überkonfessionell der Vertiefung des religiösen Lebens im Leibe Christi dienen, um das Christentum zu reinen logischen und praktischen Auswirkungen zu bringen. Tatsächlich ein Werkzeug zur Ermutigung aller, die volle Erfahrung Jesu Christi zu suchen.

Es gebe Gruppen in Kirchen, Universitäten und zahlreichen Privathäusern in vielen Teilen der Welt. In Johannesburg fänden die Versammlungen in einem Feuerwehrgebäude statt. Indem sich die Gruppen ganz ungezwungen irgendwo zusammenfänden (nie zur Zeit des kirchlichen Gottesdienstes), erreichten sie auch Menschen, die wohl religiöse Bedürfnisse hätten, aber den festgelegten Kirchengottesdienst nicht besuchen wollten. Ihre Hauspartien seien eine freudige Angelegenheit, ein erstaunlich siegreiches religiöses Vordringen, wo immer sie abgehalten würden. Es sei nie ein Versuch gemacht worden, die Gruppen, die da und dort und überall entstanden, zu organisieren. Jede Gruppe sei ein lebendiges Glied, das mit den anderen nur durch den Heiligen Geist verbunden sei. Ihre einzige Organisation sei die christliche Kirche. Hier könnten sie den Gottesdienst besuchen. Hier könnten sie ihre Theologie und ihre Predigt finden. Es würden nie Gruppenkirchen

gebaut werden. Wenn eine Gruppe stark zunehme, so sei das ein Gewinn für das kirchliche Leben der Umgegend. Wenn eine Gruppe eingehe, sei es wohl bedauerlich, doch sei auch dies nur eine Wiederholung dessen, was auch im frühen Christentum vorgekommen sei. . . .

Bevor sie gingen, erzählten mir die drei Troubadoure Gottes, daß sie sich am folgenden Tage in der Touristenklasse der „Europa“ nach New York einschiffen wollten. Sie hatten gerade genug Geld, um die Extraausgaben der Reise zu bestreiten und bis zu ihrem Bestimmungs-orte zu gelangen. Vor der Zukunft hatten sie keine Angst. Das Geld würde sich einstellen wie früher, wenn sie weiter beteten und gehorchten. Auf meine Aufforderung hin nahmen sie sich etwas aus meinem Bücherschranke mit und wählten sehr taktvoll auch einige meiner Geschichten und dann die Lebensgeschichte von Georg Müller aus Bristol. Zum Abschied schenkten sie mir ein Exemplar des Buches „Life-Changers“ (Lebensumwandler) von Harold Begbie, das die bemerkenswerten Geschichten einiger Lebensumwandlungen durch „Franks“ Bemühen enthielt.

*

Als ich in mein Zimmer zurückgekehrt war, kam einer von den Dreien zurück, um mich und meine Frau zu ihrem Abschiedessen, das am selben Abend im chinesischen Restaurant am Piccadilly-Circus stattfinden sollte, einzuladen. Dort erhielten wir den ersten Unterricht im Essen mit chinesischen Stäbchen durch Leute der Oxfordgruppe, die in China gelebt und dort orientalische Gebräuche kennen gelernt hatten. Es war ein fröhliches Mahl. „Gottgeführte“ Lebensumwandler scherzten und erzählten spannende Geschichten aus ihrer Erfahrung, setzten uns neue Gerichte vor und bereiteten uns einen sehr unterhaltenden Abend.

Da mir die Fleet-Street-Atmosphäre der Vorsicht und des Mißtrauens anhaftete, kam es mir vor, als habe ich eine zu hohe Note der Freundschaft getroffen, eine Oktave höher als gewöhnlich. Zu schön, um von Dauer zu sein! Man würde bald genug aus diesem ätherischen Zustand apostolischer Freundschaftlichkeit wieder herabfallen müssen in die Atmosphäre des Materialismus und des gegenseitigen Mißtrauens. Dann würde ich schon merken, wo es mit der neuen Lehre haperte und wo der Haken lag. Die heutigen Menschen vermuten den Haken dort, wo es an den Geldbeutel geht. Als der Kellner unsere Rechnung brachte, kam die Probe aufs Exempel. Garrett Stearly ergriff die Rechnung und bezahlte. So waren also ihr Gebet und ihr Glaube stark genug, um nicht nur für sich, sondern auch noch für zwei Gäste zu sorgen.

*

Als wir später zu Brown's Hotel zurückkehrten, glaubte ich doch einen schwachen Punkt zu entdecken. Garrett Stearly und ich unterhielten uns über verschiedene Arten religiöser Erfahrung, und ich erwähnte ein oder zwei merkwürdig ekstatische Erlebnisse, die ich einmal während des Bibellesens und dann später in Krisenzeiten mehrmals gehabt hatte. Ich erinnere mich, wie ich sagte, daß diese beglückenden Erfahrungen nun aufgehört hätten, und daß ich nicht begreifen könne, weshalb. Das bot ihm einen Anknüpfungspunkt, den er sofort benutzte. War es möglich, daß irgendeine Sünde mich von Gott trennte? Dann gab er mir ruhig zu verstehen, daß unsere Kameradschaft zuerst vertieft werden müsse, wenn er mir hilfreich raten sollte.

„Halt!“ dachte ich. „Hier liegt also die Falle! Hier ist ein Mann, den ich erst einige Stunden kenne, und der nun schon andeutet, daß in meinem Innern etwas nicht stimme, und mich zum Bekennen veranlassen will. Sehr

voreilig, mein Junge!“ Das Mitteilen war ganz recht in der Theorie, so wie es mir diesen Nachmittag auseinandergesetzt worden war. Aber in der Praxis war es etwas ganz anderes. „Sage nie alles, was du weißt,“ war der weise Rat, den mir einst ein schottisches Mädchen gegeben hatte und der mir nun in den Sinn kam. Ich entschloß mich zur Vorsicht. Man konnte nie wissen. Wir setzten unseren Spaziergang um den Häuserblock fort, während ich ihm sehr zurückhaltend sagte, daß ich von nichts Besonderem in meinem Leben wisse, das diese Lücke in meinem Gottesbewußtsein hervorgerufen haben könnte.

Garrett Stearly sagte kein Wort der Erleichterung oder Zustimmung. Im Gegenteil fühlte ich, daß eine Ungläubigkeit von ihm ausging. „Das heißt,“ dachte ich, „Du möchtest noch immer, daß ich dir all meine Schwächen bekennen solle, dir, einem Manne, der nur zwei Drittel meines Alters hat, mit Einschluß jener gelegentlichen Fehlritte, die Du aus Unkenntnis des Drum und Dran am Ende als Sünden bezeichnen würdest.“ So blieb ich auf der Behauptung bestehen, daß alles stimme, und unterließ es, zu sagen, daß ich doch nicht ganz sicher sei.

Überdies hatte ich noch einen anderen Grund. Ich wünschte, mit Frank nach seiner Rückkehr aus Südamerika als ein ihm ebenbürtiger Christ zu reden. Es sollte nichts von der Haltung eines Büßers vor dem Priester bei dieser Aussprache sein. Es hätte dem unbekanntem Frank, so dachte ich damals, einen Vorsprung bieten können, wenn einer seiner Freunde etwas von meinen Sünden zu wissen bekam. Auch wenn mein Leben nicht hundertprozentig vollkommen gewesen war, stand es doch seit mehreren Jahren auf einem höheren Niveau als vorher, vielleicht sogar auf einem höheren als dem des Durchschnittschristen. Ich fand, daß dies nicht nur Eigendünkel sei, sondern die einfache Wahr-

heit. Und was meine Fehltritte anbetraf, waren sie begreiflich und sogar verzeihlich. Jedenfalls gingen sie diese jungen Leute nichts an — so sauber und nett sie waren — und auch meine Absicht nicht, unser Blatt im gegenseitigen Interesse mit ihrer Bewegung zu verbinden.

Und wer war überhaupt vollkommen? fragte ich mich. Doch trotzdem wollte ich eine lange Zeitspanne zwischen meine früheren Unvollkommenheiten und meine Begegnung mit dem sagenhaften Frank schieben, um ihm, wenn er mich mahnen würde, ganz ehrlich sagen zu können, daß ich dasselbe Leben lebe wie er. Natürlich könnte ich dies ja immer sagen, ob wahr oder nicht. In früheren Zeiten hatte ich als Journalist manchmal gelogen, um eine spannende Geschichte herauszubringen. Doch hatte ich mir das schon längst abzugewöhnen versucht.

Während der Zeit, die verstrich, ehe ich Frank begegnete, gelang es mir auch, meine größeren Fehler, denen ich unterworfen war, zu beherrschen. Doch wird später zu sehen sein, als wie wirkungslos sich dieser Trick des Gewissens erwies.

*

Als wir uns während des Spaziergangs weiter unterhielten, tauchte das Sexualproblem plötzlich wieder auf, wie am Nachmittag. Ich bat um eine Auslegung des Begriffs der absoluten Reinheit.

Ich hatte die Ansicht vertreten hören, daß eine freiere Moral unter gewissen Umständen entschuldbar sei. Wie war es, wenn zwei Menschen einander liebten und beide an einen untreuen Ehepartner gekettet waren? Und wie war es, wenn jemand einen untreuen Ehegatten hatte und die Ehescheidung doch nicht für richtig hielt? Und wie war es mit der vielumstrittenen wissenschaftlichen Behauptung, daß sich gewisse männliche und

weibliche Typen nie verbinden sollten, und daß sie, wenn dies dennoch geschah, auf Abwege geraten müßten? Wenn sich ein Mensch in einem Augenblicke blinder Verliebtheit oder unbewachter Leidenschaft mit einem Typ verheiratet, der nicht zu ihm paßt, dann kann diese Heirat doch durch keinerlei Anstrengungen und keinen Kompromiß je zu einer wahren Ehe werden. Beide sind dann zu lebenslänglicher Disharmonie verdammt, da das Christentum für solche Fälle noch immer die leere Botschaft hat: „Beiße die Zähne zusammen und ertrage es!“ Nach meiner Ansicht müßten sich der gesunde Verstand und die menschliche Natur gegen diese unmenschliche Forderung auflehnen.

Garrett Stearly sagte, daß auch alles, was mit dem Geschlecht zusammenhängt, Gott übergeben werden müsse. Eine der Proben für die wahre Hingabe sei: Bin ich bereit, Christus die ganze Herrschaft über mein Geschlechtsleben zu übergeben?

„Das“, dachte ich, „wäre etwas für Fleet-Street!“

Er kam wieder auf den Gedanken der Sublimierung. Er suchte einen auf eine höhere Gedankenebene zu bringen, wo (wie er zu glauben schien) die Ungebundenheit der Instinkte und die Hemmungen des Gewissens in wahre Freiheit und volle Befriedigung übergehen würden: auf einen Standpunkt im Reich der Gnade, an den ich nicht glaubte, obschon er im Christentum allgemein gelehrt wird.

Er erzählte mir eine verblüffende Geschichte — und bestand darauf, daß sie wahr sei — von einem Mann und einer Frau, deren scheinbar unlösbares Eheproblem durch die Botschaft der Gruppe gelöst worden sei. Der Mann hatte eine Verletzung erlitten, die ihn des sexuellen Lebens völlig beraubte. Die Frau war jung und lebensfroh. Sie suchte übermütige Zerstreuungen, um ihr unbefriedigendes Leben zu Hause auszugleichen. Ihr häusliches Leben war fast zerstört, als sie in Berührung

mit der Gruppe kamen. Anstatt die Ehescheidung vorzuschlagen — was das Natürlichste gewesen wäre, wie ich dachte — riet die Gruppe zur vollständigen Unterordnung des Problems unter Gottes Führung. Dieser Rat wurde angenommen, und die Frau erhielt die klare Führung, sie solle sich damit abfinden, nicht als ob sie ein Opfer brächte, sondern es zuversichtlich als ein Mittel der Gnade ansehen, das mit Gottes Rat übereinstimme. Damit war die ganze Not sowohl für sie als auch für ihren Mann vollständig beseitigt. Es war kein Gefühl des Verlustes vorhanden, weil der Sexualtrieb auf eine höhere Ebene der Befriedigung erhoben worden war, auf welcher es zu allen Zeiten glückliche Seelen gegeben hat. Die sexuelle Unbefriedigtheit war verschwunden durch die läuternde Macht einer höheren Liebe.

Ich hätte auf diese Geschichte mehreres antworten können, denn ich war skeptisch. Ich gab meinem Zweifel an der Wirklichkeit ihres Glückes Ausdruck.

„Sie ist vollkommen glücklich,“ versicherte Garrett. „Beide sind glücklich.“

Am Glück des Mannes konnte man nicht zweifeln. Diese Sublimierungsidee hatte für ihn alle Schwierigkeit für einen Gatten, eine unruhige Frau zu Hause festzuhalten, beseitigt. Von seinem Standpunkte aus war dies eine befriedigende, wenn auch egoistische Lösung. Ich fand, daß er sie hätte dazu drängen sollen, die Scheidung zu veranlassen. Das wäre selbstlos gewesen.

„Sie liebte ihn,“ sagte Garrett. „Gottes Führung, ihre Liebe und die christliche Lehre waren gegen die Scheidung.“

„Aber menschliche Natur bleibt menschliche Natur. Und eine Frau sehnt sich nach einem Kinde.“

Das ist nicht der genaue Wortlaut jenes Gesprächs — doch drückt es aus, was wir sagten und dachten. Und

während der ganzen Zeit wollte der junge Troubadour nicht von seinem hohen Standpunkte weichen. Man fragte sich, was aus unserer vom Geschlechtstrieb besessenen Welt werden würde, wenn jemand, der tatsächlich an Sublimierung als an eine praktische Möglichkeit glaubte, so einfach und so überzeugend darüber predigen könnte, daß andere auch daran glauben könnten: die Straßen unserer Stadt frei von den Belästigungen der Männer, die auf jede sich bietende Gelegenheit lauern — die Frauen nicht mehr in ständiger Abwehr gegen die Anträge der Männer — und endlich eine echte Freundschaft zwischen Mann und Frau.

Wohl predigen die Kirchen Sublimierung, wenn sie das Geschlechtsproblem überhaupt erwähnen. Aber ich nahm an, daß wenige gesunde Menschen gerne und konsequent dazu bereit seien. Diese Art, das Problem zu behandeln, mochte ganz angebracht sein für natürliche Stoiker oder für Schwächlinge, aber nicht für vollblütige, lebensfrohe Männer und Frauen der Gesellschaft, die die Gruppe auch gewinnen wollte. Außerdem tat mir die Frau, die Garrett Stearly beschrieben hatte, eher leid, denn sie mußte sich mit einem sehr bedürfnislosen Eheleben abgefunden haben.

Wieder stimmte der Troubadour Gottes nicht zu. Er war ein Ehemann. Er verstand das Problem. Er erzählte noch von einem Rechtsanwalt, der früher große Einnahmen aus seinen Scheidungsprozessen gehabt habe, und der sich jetzt mehr Mühe gebe, seinen Klienten privatim Gottes Weg zu zeigen und ihre Streitigkeiten zu schlichten, mit größerem Erfolg, als er ihn in seiner Scheidungspraxis aufwies.

Schlimm für das juristische Geschäft, aber gut für das Reich Gottes! Da er nun Gottes Willen statt seines eigenen erfülle, schade er seinem eigenen wahren Interesse keineswegs, da der Wille Gottes für den Menschen immer das Beste sei. So argumentierte Garrett beharrlich

weiter. Eine großartige, erhabene Lehre! Idealistisch, packend und geradezu herausfordernd.

Ich ging heim und dachte nach. Wie konnte ich diese sonderbare Gruppe für eine neue religiöse Artikelreihe verwenden? Wenn diese Leute recht hatten, dann waren wir das richtige Blatt, um von ihrem Wirken zu berichten. So dachte ich damals. Ich beschloß, „Life-Changers“ zu lesen, um mich tiefer mit der Entstehung, den Beweisgründen und der äußeren Geschichte dieser bemerkenswerten Bewegung zu befassen.

IV

DER LEBENSUMWANDLER

Frank ist ein einzigartiger Mensch. Die Geschichte seiner eigenen Lebensumwandlung, wie sie von Harold Begbie in „Life-Changers“*) erzählt wird, ist überaus fesselnd und bedeutungsvoll. Frank ist eine Erscheinung, die einen nicht mehr losläßt — weder im Buch noch im Leben. Nach dem ersten Kapitel möchte man ihm begegnen. Wenn man ihm begegnet ist, hat man vielleicht Grund, zu wünschen, daß man ihm lieber nicht begegnet wäre. Doch wenn man diesen Grund aus dem Wege geräumt hat, wird man merken, daß Frank noch immer da ist, daß man aber inzwischen Befreiung von inneren Nöten gefunden hat.

Auf Franks Wunsch versteckte Begbie den Namen seines Helden — den er meisterhaft porträtierte — unter den Initialen „F. B.“. „Als Erscheinung“, sagt Begbie, „ist F. B. ein jung aussehender Mann mittleren Alters, groß, aufrecht, breit, glattrasiert, mit einer Brille und jenem gutgepflegten Äußern und jener fast medizinischen Frische und Sauberkeit, die für den hygienisch empfindenden Amerikaner so charakteristisch ist.“

Er hätte beifügen können: „die für jedermann in der Oxfordgruppe so charakteristisch ist“, was ich später entdeckte, als ich mit einem gutgekleideten Team reiste, dessen Führer uns jedesmal mit einem anerken-

*) Deutsch wiedergegeben in Laun: „Unter Gottes Führung“ Kapitel 13, Ursprünge. (Leopold Klotz Verlag.)

nenden (oder kritischen) Auge musterte, wenn wir in seinen Gesichtskreis kamen.

Frank ist heute noch genau so sorgfältig wie immer in seiner Erscheinung. Er ist die Ordnung selbst und kann keinerlei Unordnung leiden. „Seine Haltung und seine Bewegungen“, sagt Begbie, „zeichnen sich durch eine nie erlahmende Spannkraft aus. Er läßt sich nie gehen. Man findet ihn auch in den frühen Morgenstunden mit seinem lebendigen Blick und seiner aufrechten Haltung, so daß er in einem Frühstückszimmer wirkt, als ob er frische Luft hereinbrächte. Es gibt wenig Menschen von solcher Ruhe und Zurückhaltung, die so ansteckend frisch und gesund wirken.“

„Seine Sprache hat einen kernigen Klang, was am meisten auffällt, wenn er Dialektausdrücke gebraucht. Die Stimme ist tief und kräftig und hat einen aufrichtigen Klang voll Wohlwollen und gutem Humor — Eigenschaften, die für sein ganzes Wesen charakteristisch sind. Er macht den Eindruck eines warmherzigen und sehr glücklichen Menschen, der nicht weiß, was es heißt, körperlich müde oder gelangweilt zu sein.“

Dann entwirft der Verfasser seine gelungenste Beschreibung von Frank. „Ich bin versucht, anzunehmen,“ sagt er, „daß, wenn Mr. Pickwick einen Sohn gehabt hätte und dieser Sohn in seiner Kindheit nach Amerika ausgewandert wäre, er diesem lebenswürdigen, freundlichen Wundarzt für Seelen nicht unähnlich gewesen wäre.“

Frank war in der Kindheit getauft und später konfirmiert worden, ohne dabei ein besonderes religiöses Erlebnis gehabt zu haben, das hervorgehoben zu werden verdient. Aber er mußte lehrreiche Krisen durchmachen in seinem Leben, von der Zeit an, da er sich auf sein Pfarramt vorbereitete, mit dem sehnlichen Wunsch, Menschen zu bekehren, und dabei durch seine Unfähigkeit dazu irregemacht wurde, — und dann weiter—

durch demütigende Wandlungen und mystische Erleuchtungen bis zu ungewöhnlichen Erfolgen am vielleicht schwierigsten Material in ganz Großbritannien — den Studenten in Oxford und Cambridge.

Die erste ernste Krise in Franks Leben kam dadurch, daß ein Mitstudent am Mount-Airy-Seminar in Philadelphia ihm Ehrgeiz vorwarf. Diese Anklage traf ihn schwer, und er wählte sich deshalb das schwierigste Quartier in Philadelphia für den Beginn seiner Arbeit aus. Die Berufung an seine erste Kirche war nicht ohne Komik. Es hieß darin: „Die Gehaltsfrage muß fürs erste offen gelassen werden.“ Das bedeutete, daß kein bestimmtes Gehalt festgesetzt werden konnte, weil das ganze Geld, das für die noch nicht existierende (lutherische) Kirche gesammelt worden war, aus siebzehn Dollar bestand — meistens in kleinen Münzen. Aber es stiftete dann jemand einen neuen Eckladen, der sich unter Franks starker Leitung bald in die Kirche des Guten Hirten verwandelte. Es war ein vornehmes Stadtviertel, aber für die Herrschaften, die hier wohnten, war schon gut gesorgt, als Frank ankam, so entschloß er sich, für die religiösen Bedürfnisse der Dienstboten zu sorgen, die keinen Seelsorger hatten. Er ging daran, sich eine Gemeinde zu sammeln, indem er an den Türen der großen Häuser läutete und geistliche Beziehungen mit den Dienern und Hausmädchen anknüpfte, und zwar mit so großem Erfolg, daß ihm mehr als ein Hausherr bei Tisch sagte, er sei gezwungen, sich mit ihm gut zu stellen, wenn er seine Köchin behalten wolle.

Die Kirche des Guten Hirten blühte, und von ihr aus entstand ein Hospiz für junge Männer, das sich dann zu einer Vereinigung von Hospizen entwickelte, die sich auch auf andere Städte ausbreitete. Dann gründete Frank ein Settlement-House im Stile von Toynbee-Hall, jedoch auf rein christlicher Grundlage,

das mehrere Hundert Personen faßte. Es zieht Frank noch immer zu diesem Hause, wenn er in Amerika ist.

Durch die Erfahrung mit der jungen Generation im Hospiz lernte Frank, wie er die Erwachsenen zu behandeln habe — vor allem, daß er die Beherrschung nie verlieren dürfe. Von einem Kinde lernte er später, daß man nie über die Fehler der andern lachen dürfe. („Du bist genau so komisch wie die anderen.“) Franks Geheimnis, die Buben am Sonntagmorgen zum Frühaufstehen zu bringen, bestand nicht darin, zu schelten, sondern anzukündigen, daß Punkt neun Uhr morgens Pfannkuchen auf dem Tische stehen würden. Daraufhin erschienen alle pünktlich, einige sogar zu früh.

Oft kehrten Knaben, die man auf der Straße aufgelesen hatte, wieder auf die Gasse zurück oder verschwanden tagelang, um vielleicht auf der obersten Galerie eines billigen Theaters wiedergefunden zu werden, wo sie auf den Beginn der erschlichenen Vorstellung warteten. Diese verlorenen Söhne wurden dann, wie im Gleichnis, freundlich wieder aufgenommen.

Und nun gab es für Frank Schwierigkeiten. Hospiz und Settlement waren unter ein und derselben Leitung, einem Vorstand von Geistlichen und Laien. Nach fünf Jahren gab es einen Krach, der die zweite Krise in Franks Leben brachte und dann zur Gründung der Gruppenbewegung führte. Der Vorstand hielt streng darauf, daß das Gleichgewicht des Budgets aufrechterhalten wurde. Doch oft wollte dies nicht gelingen, wenn das junge Volk zahlreich und hungrig war. So verlangte das Komitee von Frank, daß er die Rationen schmälern müsse. Da erhob sich der Geist Oliver Twists in Frank — er empörte sich über diese Anordnung und hegte Groll gegen die sechs Personen, die ihm in dieser Weise hineinreden wollten.

„Hier“, gibt er offen zu, „fehlte ich. Ich sagte, daß das Komitee schlecht handle. Doch war mir die Arbeit

zum Idol geworden. Ich hätte lediglich den Abschied nehmen und es dabei bewenden lassen sollen. Obschon meine Ansicht richtig war, hatte ich unrecht, Groll zu hegen. Ich ging fort in die Fremde. Meine Gesundheit war durch Überarbeitung sehr angegriffen. Unterwegs hatte ich eine Vision des Carus in der Ode des Horaz, wie er mich auf seinem Streitwagen verfolgte, immer dicht hinter mir. Ich konnte fast die Huftritte der Rosse hören und ihren Atem im Nacken spüren.“

„Ich reiste durch Italien und andere Teile des Kontinents und kehrte dann zurück nach England — nach Keswick, wo eine religiöse Tagung stattfand. Und dort ereignete sich etwas! Etwas, wofür ich immer dankbar sein werde.“

Dieses Erlebnis war das Wunder, das Franks Leben eine andere Richtung gab und eine neue religiöse Bewegung wachrief, die vielleicht Größtes zu vollbringen vermag. Der Tradition entsprechend, ereignete sich das Wunder nicht während der großen Versammlung oder bei einem wichtigen Gottesdienst, der von einem bedeutenden Prediger gehalten wurde. Obschon Frank die Kirche regelmäßig besuchte, hatte er damals doch nur wenig davon und fand Trost in einem Ausspruch, den er in einer Predigt gehört hatte: „Auch diejenigen dienen, die nur dastehen und warten.“ Sein Leben war ein großes „Ich“ geworden. Das Selbst im Mittelpunkte des Bildes! Die verfeinerte Sünde, die der Durchschnittsmensch sich so lange verzeiht, bis sie ihm alle Macht entzieht.

Eine winzige Dorfkirche. Eine winzige Gemeinde. Eine besondere Nachmittagsversammlung. Der Redner — eine Frau! Kein Donner, kein Blitz, keine Wolke, keine übernatürliche Stimme — aber eine einfache, treffende Rede im Gesprächston, vor einer Versammlung von etwa siebzehn Personen, einschließlich Frank. Die Rednerin sprach vom Kreuz Christi, vom Sünder

und von Ihm, der die Sünden der Welt auf sich genommen hat.

„Eine Auffassung, die ich schon als Kind kannte,“ sagt Frank, „an die meine Kirche glaubt, die ich immer gelehrt worden war, und die an jenem Tage für mich Wirklichkeit wurde. In einem inneren Zwiespalt hatte ich die kleine Kirche betreten und Hochmut, Eigenliebe und Groll in mir getragen, was mich daran gehindert hatte, mein Amt so zu verwalten, wie es eines christlichen Geistlichen würdig gewesen wäre. Die einfache Rede der Frau machte mir das Kreuz an jenem Tage lebendig, und plötzlich hatte ich eine deutliche Vision des Gekreuzigten.“

„Mit dieser tiefen Erfahrung, wie Gott in Christus die Kluft überbrückte, die mich von Ihm getrennt hatte, und einer neuen Empfindung pulsierenden Lebens, die mich durchflutete, kam ich nach Hause zurück und empfand ein dringendes Bedürfnis, mein Erlebnis jemandem mitzuteilen. Darauf schrieb ich an die sechs Komiteemitglieder in Amerika, gegen die ich Groll gehegt hatte, erzählte ihnen von meiner Erfahrung und sagte ihnen, wie ich am Fuße des Kreuzes nur an meine eigene Sünde habe denken müssen. Am Anfang der Briefe schrieb ich den folgenden Vers:

„Schau' ich zum Wunderkreuze hin,
Des Herrn der Ehren Marterholz,
Wird Schaden, was mir war Gewinn,
Und ich verachte meinen Stolz.“

Dann schrieb ich:

„Mein lieber Freund!
Ich habe Groll gegen Sie gehegt. Es tut mir leid.
Verzeihen Sie mir?

Ihr ergebener

Frank.“

„Ich bekam keine geschriebene Antwort. Aber diese Abbitte half mir sehr dazu, ihnen neu und vollkommen freundlich entgegenzutreten, als ich sie wieder traf.“

Frank erzählte weiter: „Ich wohnte bei Freunden, die bis vor kurzem sehr weltlich gesinnt, aber nun umgewandelt waren. Sie hatten einen Sohn, der nicht ihrer Überzeugung war; er studierte im ersten Semester in Cambridge und langweilte sich bei den Tagungen furchtbar. Die Familie wußte nicht, wie sie ihn für Christus gewinnen könnte. Er kam zum Tee, und ich begann, ihm mein wunderbares Erlebnis zu erzählen und ihm zu sagen, welch hinreißende Freude über mich gekommen sei, an Stelle des lähmenden Grolls, den ich vorher gehegt hatte. Ich sagte ihm, daß ich alle meine alten Sorgen über Bord geworfen hätte. Der junge Mann war sofort interessiert. Wie war denn alles zugegangen? Ob ich mit ihm um den See gehen und ihm weiter davon erzählen wolle? Ich sagte, das würde ich gerne tun, denn seit einem ganzen Jahre hatte mich niemand zu einem solchen Gespräche aufgefordert. Noch ehe wir zurückgekommen waren, entschloß auch er sich, seinen Willen dem Willen Christi zu übergeben. Er ging an jenem Abend in die Kirche, wurde ein guter Christ und später ein erfolgreicher Rechtsanwalt. Und nun hatte ich endlich wieder die Freude, einen Menschen für Christus gewonnen zu haben.“

„Eine weitere Probe für die neue Erfahrung machte ich später, als ich nach Hause zurückkehrte. Wen sah ich da vor mir, als ich am Weihnachtsmorgen in die Kirche ging? — Gerade den Menschen, der mir nach meiner Überzeugung das größte Unrecht getan hatte. Ganz selbstverständlich wünschte ich meinem früheren Gegner aus dem Vorstand ein frohes Weihnachtsfest und konnte das ganz von Herzen tun, obschon er dabei zu Boden blickte, als suche er eine verlorene Stecknadel. Doch wünschte auch er mir ein frohes Weihnachtsfest

und gab der Freude darüber Ausdruck, daß ich am Kreuz die große Wahrheit erkannt hätte, daß man gegen niemand nachtragend sein solle — auch nicht gegen Komitees.“

Die obige Geschichte seiner Lebensumwandlung erzählte mir Frank selbst, einige Zeit nachdem ich die gekürzte Version derselben in Begbies „Life-Changers“ gelesen hatte. Zuerst war ich nicht erstaunt darüber, zu erfahren, daß Frank auf seine Briefe keine Antwort erhalten hatte, denn es schien mir, daß sein religiöser Eifer seinen gesunden Menschenverstand übertönt habe. Vielleicht dachten die Empfänger auch so. Oder vielleicht hegten sie immer noch so unangenehme Gefühle, wie Frank sie gerade in sich überwunden hatte. Doch das dämpfte sein unversehrtes Gefühl der Gottesgemeinschaft oder seine Überzeugung, daß er das allein Richtige getan habe, nicht; aber es ließ ihn ahnen, wie unsagbar schwer es für ein stolzes Herz ist, in das Reich der Liebe einzugehen.

Denn Licht und Klarheit waren endlich gekommen. Franks leidendes Gemüt war augenblicklich geheilt worden durch den Entschluß, seinen Willen in Zukunft ganz dem Willen Gottes unterzuordnen. Seine Krisis war keine Gefühls-, sondern eine Willenskrisis. Sobald der Wille hingegeben war, folgte auch die gefühlsmäßige Erfahrung. Der Wille ist die Wurzel, das Gefühl die Frucht. Frank sah nun klar, daß jedes Gelingen die Hingabe des ganzen Willens voraussetzt. Ein Mensch kann nicht glücklich sein in einem lasterhaften Leben, solange er moralische Skrupel spürt; und ebenso kann er nicht glücklich sein in einem tugendhaften Leben, solange er mit dem Laster Kompromisse schließt.

Frank erfaßte nun, daß beide Welten dasselbe verlangen — das ganze Herz! Und da er dies erfaßte, empfand er ein großes Glück über seinen Entschluß, seinen ganzen, geeinten Willen in den Dienst des Einen

gestellt zu haben, der die Wirklichkeit der geistigen Welt verkündet und die materiellen Werte als illusorisch enthüllt. Jetzt begriff er vollständig, daß das, was ihn so lange an diesem Entschlusse gehindert hatte, die Sünde war, die aus dem Leben der Kinder Gottes vollständig ausgetilgt werden muß.

Sünde ist alles, was gegen den Willen Gottes getan wird, wie er uns aus dem Neuen Testament und durch direkte Führung erkennbar wird. Es gibt kein vollständiges Sündenverzeichnis für jedermann, denn was für den einen Sünde ist, braucht für einen andern nicht unbedingt Sünde zu sein. Sünde kann Trunksucht sein oder Stolz; Mord oder Unehrllichkeit; Selbstsucht oder die Weigerung, Gott oder einen Nachbarn zu lieben; Sünde ist es, die Frau eines anderen Mannes zu begehren oder den Mann einer anderen Frau zu lieben. Die Sünde kann im Überessen oder in eitlen Prahlen bestehen, in Faulheit oder Überbieten beim Bridgespielen. Im Geldverschwenden beim Pferderennen, beim Roulette oder in einem Nachtclub oder in der Weigerung, Gott zu allen Zeiten zu vertrauen, kann unsere Sünde liegen. Sie kann in der Herablassung einem ärmlich gekleideten Menschen gegenüber bestehen, im Lügen über die Zeitdauer, während der man nicht im Bureau war; in unseren Schulden beim Fleischer oder im Verlust beim Kartenspiel. Sie kann darin bestehen, daß wir einem Autofahrer, der eine Panne hat, nicht beistehen wollen, oder daß wir uns schämen, unseren Platz in der Straßenbahn einer müden Putzfrau abzutreten. Sie kann Eitelkeit auf der Kanzel sein, der Wunsch, Einfluß auf die Gemeinde auszuüben, anstatt Christus zu offenbaren. Sie kann Bestechung oder Gewinnsucht sein, Streitsucht oder Furcht, Verschwendung oder Geiz, Abneigung oder Wunderlichkeit. Diese Sünden und alle anderen sind inbegriffen in der einen großen Sünde des Unabhängigseinwollens von Gott, der immer zuerst

und zuletzt kommen sollte, wie es in den zehn Geboten und im Neuen Testament gelehrt wird.

Mit anderen Worten, Frank hatte einen Kreuzzug unternommen, um sich absolut für das Absolute einzusetzen: um das Leben zu leben, das von allen Christen für das höchste gehalten, aber von den wenigsten immer angestrebt wird. Für den gewöhnlichen Menschen ist es ein erschreckender Gedanke, Gott so mit der Sünde in ihm aufräumen zu lassen, daß Er bei allem in seinem Leben dabei sein kann. Für Frank war es der einzige logische Schritt. Dies war der Ausgangspunkt, von dem aus Franziskus, Booth, Müller, Moody und die anderen religiösen Führer zu ihren Taten schritten. Für Frank und seine Freunde bedeutete diese unbedingte Übergabe an Gott das größte Abenteuer aller Zeiten: jedenfalls fraglos das größte Abenteuer in einer abenteuerlosen Zeit voller Armut und Depression, voller Unglauben und erniedrigender Ausschweifung. Sie brachte das Spannende einer Kolumbusfahrt: bahnbrechende Versuche in neuen Ländern — anhaltende Armut mitten im Luxus — von Stunde zu Stunde aus Glauben und Gebet leben — der Lächerlichkeit innerhalb und außerhalb der Kirchen, sowie Mißverständnissen und fortwährender Mißdeutung ausgesetzt sein. Es bedeutete den Sturm auf jedes Hindernis, das den wagemutigen, kühnen Abenteurer zu allen Zeiten gelockt hat — zum Triumph oder zur Vernichtung.

Außerdem bedeutete es einen unentwegten Kreuzzug, anderen Männern und Frauen nicht nur den Glauben an die Möglichkeit eines sieghaften Lebens zu vermitteln, sondern sie auch dazu zu bringen, dieses Leben zu leben. Es hieß, eine neue Gemeinschaft von Gläubigen zu bilden, die immer bereit sein würden, um Christi willen als Narren zu gelten, immer sorglos und arglos, in einem Zeitalter des krassesten Materialismus. Es hieß: eine interkonfessionelle Vereinigung gottgeführ-

ter Laienbrüder zusammenzurufen, die scheinbar ohne Mittel die Welt durchstreifen und als Gottesstreiter von Gottes Manna leben würden, auf daß sie alle hinaus-zögen, lachend und liebend, in einem herrlichen neuen Kreuzzug zur Befreiung der Welt aus ihren tausend Sündenverstrickungen in einer Luxus liebenden, Sicherheit suchenden, sinnlichen Zivilisation.

Dieser Pickwicksche Lebensumwandler wußte wohl, daß er eine Herkulesarbeit auf sich genommen hatte und eines weisen Kriegsrufes und noch weiserer Methoden bedurfte. Er dachte lange über die Frage aller Zeiten nach: wie können wir frei werden von der Sünde — SÜNDE mit großen, schwarzen Buchstaben — von der Sünde unter den Heiden, von der Sünde unter den Christen? Er wußte, daß die Sünde überall war: im Bureau, in der Fabrik; im Heim, auf der Kanzel; in der Schule, im theologischen Seminar, und daß er niemanden für sündlos halten konnte, weil die Sünde überall hinterlistig eindringt. Die Sünde — die der Prediger vielleicht verneinte, ohne sie selbst überwunden zu haben — die Sünde, die die „Heiden“ als ein angenehmes Betäubungsmittel betrachten, während die Christen über sie lächeln, die Achseln zucken und sie öffentlich verdammen. Es gab wenige, die weise mahnten, und noch wenigere, die den Heiden sowohl als den Christen zeigten, wie die Sünde zu überwinden sei.

Frank betont, daß man die Sünde hassen, lassen, sie bekennen und wieder gutmachen muß. Das Bekenntnis hat eine dreifache Wirkung: es legt der Sünde ein Hindernis in den Weg, da ihre Wiederholung ein erneutes, unangenehmes Bekenntnis nach sich ziehen müßte, es bedeutet eine Mahnung für andere, und es erzeugt ein Gefühl der Befreiung und Reinigung des Geistes — obwohl die eigentliche Überwindung durch das Kreuz Christi geschieht.

Ferner vertritt er die Ansicht, daß man eine Sünde demjenigen gegenüber, an dem man gesündigt hat, nicht nur bekennen, sondern sie auch wieder gutmachen soll. So unangenehm diese Lehre ist, hat sie doch eine starke Anziehungskraft für hochgesinnte Menschen; das Bekenntnis hat oft nicht nur das Leben des Bekennenden, sondern auch das Leben desjenigen, dem es abgelegt wurde, umgewandelt. Denn obschon es Christus ist, der vergibt, kann doch nur der Bekehrte selbst das Unrecht wieder gutmachen, das er getan hat; eine Pflicht, die für einen umgewandelten Menschen selbstverständlich ist.

Dies also war der Grund, weshalb Garrett Stearly die Möglichkeit annahm, daß mich eine Sünde von Gott trennen könnte. Wenn ich das zugegeben hätte, würde er mich vielleicht dazu getrieben haben, einiges zu bekennen und wieder gutzumachen. Instinktiv lehnte ich diese Forderung ab, die manches Gefährliche zu enthalten schien, ganz besonders für meine Selbstachtung. Doch sah ich für niemanden einen Grund dagegen, die Sünden, die er begangen hatte, zu bekennen oder das Unrecht, das er getan hatte, wieder gutzumachen, — außer für mich selbst!

Und jetzt mag Loudon Hamilton, einer von Franks Freunden und frühesten Fängen — früherer Lehrer in Eton und jetziger Leiter der Oxfordgruppe in Schottland — uns die Geschichte erzählen, wie Frank nach Oxford geführt wurde, um seine herausfordernden Überzeugungen im intellektuellen Zentrum Englands in die Tat umzusetzen. Ich erinnere mich noch gut daran, wie Loudon seine Gleichgültigkeit, zu der nur ein wenig Neugier kam, beschrieb, die er empfand, als er aufgefordert wurde, „einen amerikanischen Professor aus Cambridge“ kennen zu lernen. (Frank war auf Wunsch zweier Bischöfe für kurze Zeit in Cambridge

gewesen, bevor er auf Veranlassung eines dritten nach Oxford kam.) Nun folgen Loudon Hamiltons eigene Worte:

*

„Mögt ihr einen Mann aus Cambridge kennen lernen?“

Diese etwas geheimnisvolle Frage eines Rugby spielenden Rhodes-Stipendiaten *) tönnte an einem Abend im Sommer 1921 über den Hof. Wir haben doch Manieren und sagten also: „Ja.“ Unser Rhodes-Athlet stellte uns einen mittelgroßen Herrn vor, dessen Kleidung und Auftreten keinen besonderen Aufschluß über seinen Beruf gaben. Er hatte große, lebhaftige Augen. So kam Frank nach Oxford. Weder Anzeigen noch Reklame, und doch machte sich von da an in Oxford ein Einfluß geltend, der weitreichender war als die meisten organisierten, patronisierten und autorisierten religiösen Bewegungen.

Es war ein Mann nach Oxford gekommen, der eine lebendige Botschaft brachte und mit Gott in Berührung und Übereinstimmung war.

Wir luden ihn ein, unserer philosophischen Versammlung, die alle zwei Wochen stattfand, beizuwohnen. Zuerst war es ein ernster Abend — im falschen Sinne. Die Ursache war eine philosophische Debatte — wir wurden alle sehr tiefsinnig. Wer hat doch so treffend gesagt, daß wir in Oxford nicht immer mit dem Reden aufhören, wenn wir fertig sind mit dem, was wir zu sagen haben?

Es wurde elf Uhr — bis dahin hatte Frank noch nichts gesagt. Da er von Cambridge kam, hatte man dies nicht erwartet — man mußte ihn also darum bitten. Man stelle sich die Gesellschaft vor: neunzig Prozent der Studenten frühere Kriegsteilnehmer vom Major ab-

*) Cecil Rhodes stiftete in Oxford mehrere Stipendien für ausländische Studenten.

wärts; bekannte Männer vom Nachrichtendienst, aus der Marine, Veteranen von einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahren mit Reihen von Orden, die man nie zu sehen bekam; Männer, die seither wichtige Stellungen in der Erziehung, im Zivildienst, in der Diplomatie und im Staatsdienst bekommen haben. Führerpersönlichkeiten der Universität. Die meisten betrieben irgendeinen Sport, einige sogar hervorragend. Einige wenige gingen Sonntags in die Kirche. Jetzt waren wir tief in unseren Lehnstühlen versunken, und es roch köstlich nach Zigaretten. In dem Augenblick, als Frank anfang, änderte sich die Atmosphäre. Er nahm einen Faden des Gesprächs auf und benutzte ihn, um sein Muster zu weben. Er begann von umgewandelten Menschen zu erzählen. Seine Sprache war untheologisch. Er beschrieb Menschen, die uns so ähnlich waren, daß unser Interesse sofort wach wurde.

Womit hätte er das sonst erreichen können? Durch Predigten? Durch werbende Ansprachen? Durch philosophische Feinheiten? Das war uns alles bekannt — doch hier war etwas Neues. Oder war es auch wirklich neu? Jedenfalls frisch, und deshalb interessant. Irgendwie hatten wir unsere Debatte vergessen. Als wir gingen, fragten wir einander: „Was denkt ihr von diesem Kerl?“ Da war etwas sehr Mutiges geschehen unter Männern, die an einen anderen Mut gewöhnt waren. Es verschlug uns fast den Atem und hinterließ uns mehr als ein Fragezeichen.

Einer der Männer, von denen man am wenigsten gedacht hätte, daß sie reagieren würden, ging darauf ein. Er schlug vor, Frank am folgenden Morgen zum Frühstück einzuladen. Wahrscheinlich, dachte ich, wird er uns über unsere Seelen ausfragen. So etwas tat man nicht — wenigstens nicht beim Frühstück. Wir bestellten also eine Menge zu essen, um ihn zu beschäftigen — ein Mittel, das nur wenig Erfolg hatte. Er

begann damit, uns von einer Schulvorsteherin zu erzählen, die wissen wollte, was sie mit einem Mädchen tun solle, das gestohlen hatte.

Um ihr eine entwaffnende Antwort zu geben, wendete sich Frank mit der Frage an sie: „Wann haben Sie zum letztenmal gestohlen?“ Diese Geschichte entlockte uns auf schonende Weise das Geständnis, daß wir in derselben Weise schuldig waren. Sie machte uns darauf aufmerksam, den Nachdruck anderswohin zu verlegen. War dies der Punkt, von wo aus die Wahrheit gesucht werden mußte? Vielleicht. Mir kam die unangenehme Erinnerung daran, daß ich vor kurzem auf einem Studentenball gewesen war, ohne die Eintrittskarte zu bezahlen, und ich entschloß mich, das Geld nachträglich zu senden. Das verwunderte Komitee reagierte mit einer Einladung zum nächsten Ball.

Nach acht oder vierzehn Tagen kam Frank wieder, zusammen mit drei Männern aus Cambridge, um das Wochenende in Oxford zu verbringen. Sie kamen, um uns zu erzählen, was die Begegnung mit Frank für sie bedeutet hatte — und doch war es nicht, als ob sie von einem Menschen sprächen. Diese Männer gehörten nicht zu den Typen, von denen man im allgemeinen religiöse Begeisterung erwartet; einer von ihnen war ein berühmter Fußballspieler aus Cambridge, die anderen beiden waren kultivierte, sympathische frühere Offiziere. Dazu hatten sie unverkennbar etwas Strahlendes in ihren Gesichtern und in ihrem ganzen Benehmen, und es herrschte eine Kameradschaftlichkeit zwischen ihnen, die ebenso ungezwungen wie anziehend war.

Als wir am Abend in unseren Zimmern waren, erzählten diese Männer leichthin, aber überzeugend von einer neuen Kraft, die in ihr Leben gekommen sei und ihnen helfe, ihre Schwierigkeiten zu überwinden. Sie gewannen das Interesse der Oxfordstudenten sofort. Wohl taten sie etwas, was man eigentlich nicht tut —

d. h. sie sprachen über persönliche religiöse Erfahrungen — doch taten sie es in einer Weise, die niemand verletzen, sondern nur Vertrauen und Sympathie einflößen konnte.

Ihre Worte waren die Worte aufrichtiger Menschen, denen es am Herzen lag, etwas Gutes, das sie besaßen, mit allen zu teilen, die vernünftig genug waren, es aufzunehmen. Der Fußballspieler spazierte im Hof auf und ab und hatte an jedem Arme einen unserer Studenten. Es schien, daß er sie an einem Abend besser kennen gelernt hatte, als es uns während zwei Jahren gelungen war. Es lag etwas wirklich Verpflichtendes in der Art, wie diese Menschen lebten und sprachen.

Nach ihrem Besuche sah man häufig junge Leute gruppenweise herumstehen, die allem Anschein nach die neue Sache besprachen. Die Diskussion verwandelte sich rasch in ein tieferes Interesse, ja in ein großes Staunen, als es bekannt wurde, daß sich einige der Atheisten und Ungläubigen geändert hätten. In der ganzen Hochschule herrschte ein Zustand der Erwartung — was sollte aus all dem werden?

Es zeigte sich bald eine Gelegenheit, um dies herauszufinden. Man hörte, daß eine Hauspartie während der Ferienzeit in einem Cambridge-College geplant werde. Es mochte interessant sein, hinzugehen und zuzuschauen. Hier ein erklärendes Wort über mich selbst: Der dazwischenliegende Monat war eine der schwersten Zeiten meines Lebens. Meine Pläne waren gescheitert, und die Zukunft war ungewiß. Es war mir klar geworden, daß sich meine Versuche, in der Philosophie eine Lebensbasis zu finden, zum größten Teil als fruchtlos erwiesen hatten.

Während ich von einer Weltanschauung zur anderen ging, kamen mir alle wie schwimmende Inseln vor. Der Lärm der Stromschnellen, auf die ich zutrieb, lag mir schon in den Ohren. Für mich hätte das Aufgeben aller Anstrengungen, das Lebensrätsel zu lösen, und das

Aufnehmen eines zynischen Materialismus als einziger Lösung den Schiffbruch bedeutet. Wir befanden uns hoch oben in den Wolken philosophischer Auseinandersetzungen und theoretischer Spitzfindigkeiten; wir waren akademisch geworden, vom Leben losgelöst, und blieben ohne Antwort auf das Verlangen nach seelischem Frieden, nach Glück und nach Befreiung aus den Banden der Versuchung und der Sünde.

Ich war im christlichen Glauben erzogen worden, und dieser Glaube war mir geblieben. Doch hatte ich nie herausfinden können, wie Jesus Christus in meinem eigenen Leben zu einer persönlichen Wirklichkeit werden könnte. Natürlich schreckte ich vor jeder Aussprache mit meinen Freunden auf diesem Gebiete zurück. Die traditionelle Religion hatte versagt; so war man gezwungen, sich seine eigene Religion zusammenzuzimmern, die ein Produkt jenes allgemeinen Sittenkodex war, der einem gewissermaßen starr aufgezwungen wurde, in der Schule, im Militärdienst und auf der Universität.

Doch ging es mit dieser selbstgemachten Religion auch nicht besser. In meinem Leben stimmte nicht alles, und was noch schlimmer war: es wurde immer ärger damit. Durch die Gruppe wurde ich auf diesen letzteren Punkt aufmerksam. Ich flüchtete mich in eine gewisse Leichtfertigkeit und einen Zynismus hinein, obschon sie meine Schwierigkeiten nur erhöhten. Wozu lebte man schließlich überhaupt?

In diesem Augenblicke kam eine Einladung von Frank zur Hauspartie in Cambridge. Wie durch Vorsehung erhielt ich auch Geld von einer Tante. Wir hatten doch schon davon gehört, daß in Cambridge eine Universität sei, und es mochte ganz interessant sein, sie einmal zu sehen. Und was würde Frank eigentlich mit seinen Freunden bei einer Hauspartie tun? Das schien alles ganz verlockend. Vor allem Gefühlsmäßigen oder Senti-

mentalen wären wir zurückgeschreckt, und die gewöhnliche religiöse Ausdrucksweise langweilte uns. Das bloße Wort „Religion“ war verpönt. Doch gab es von alledem nichts bei der Hauspartie.

Es war eine gemischte Gesellschaft — Sünder, glückliche und unglückliche, Heilige und Heilig-Werdendollende. Es waren alles Männer — fast alle gleichaltrig — aber von sehr verschiedener Herkunft und Denkungsart. Religion war das Letzte, worüber sie für gewöhnlich gerne sprechen, oder womit sie sich befassen wollten. Wir stellten uns einander vor, lachten sehr herzlich und fingen an, uns zu amüsieren. Es waren etwa dreißig Männer da. Bald fühlten wir uns ganz heimisch miteinander.

Man stelle sich vor, daß ein älterer Mann von fremder Nationalität imstande war, Männer, die einander bis dahin fremd gewesen waren, auf ganz unauffällige und selbstverständliche Weise dazu zu bringen, ohne Geziertheit und Befangenheit miteinander über die tiefsten Dinge, die sie beschäftigten, zu sprechen! Sie taten dies in einer ungewöhnlich freien Art und Weise, ohne Pose und ohne zu predigen. Es wurde einfach im Gesprächston gesprochen. Das Lachen war ansteckend.

Es wurde bald klar, daß nur zwei Dinge geschehen konnten: entweder man tat nicht mit und reiste ab, oder man blieb und war ganz ehrlich dabei. Beide Wege schienen gleich unangenehm. Am letzten Nachmittag wurde die Entscheidung unumgänglich. Vier von uns hatten Tennis gespielt und waren gerade fertig mit Teetrinken. Das Unbehagen über meine unwahre Lage war unerträglich geworden. Nun entschloß ich mich, ehrlich zu sein, und war überzeugt, diese reinlichen, gescheiten, gesunden Männer würden nachher nichts mehr mit mir zu schaffen haben wollen.

Dann kam ein lächerliches Verlangen in mir auf, ein dramatisches oder heroisches Bekenntnis abzulegen;

doch das hätte nichts getaugt. Es blieb nur die eine Möglichkeit — den Tatsachen ins Auge zu sehen. Zu meinem Erstaunen und meiner Erleichterung waren auch die anderen aufrichtig. Die falsche Zurückhaltung war verschwunden. Ganz natürlich knieten wir nieder und beteten. Das war der Wendepunkt. Endlich war ein Durchbruch da. Dieses Abend-Meeting bleibt mir unvergeßlich.

Die neue Ehrlichkeit wurde ansteckend. Sie wirkte auch während des darauffolgenden Semesters in Oxford. Die alten Freunde fragten nach der Ursache der Umwandlung. Eines Abends kamen sechs von uns zusammen. Nach ein paar Tagen wurden wieder weitere sechs dazu eingeladen — doch erschienen tatsächlich im ganzen vierundvierzig, und wir mußten uns in einen Saal begeben. Einige der Beteiligten hatten sich vor ihrem Kommen gestärkt und waren leicht angeheitert.

Das Gift ihrer Angriffe konnte das Echte und Fröhliche der ganzen Atmosphäre nicht stören. Alle guten Geister waren entschieden auf unserer Seite. Die Botschaft hatte sich bei uns durchgesetzt, und es galt nun nicht nur als Sünde gegen Gott, sich ihr zu widersetzen, sondern auch als Verstoß gegen die gute Form. Von einer Universitätskanzlei aus wurde öffentlich ein Dankgebet gesprochen für die Erleuchtung, die über Oxford gekommen war.

DIE ERSTE HAUSPARTIE

Schauplatz: die chinesische Gesandtschaft in einem südamerikanischen Staat. Der Sprecher ist der chinesische Gesandte — groß, hager, gescheit. Nach einem offiziellen Essen in seinem Hause steht er da und erzählt seine erstaunliche Lebensgeschichte: wie er Gefahr lief, daß sein Kopf auf einer Stange durch die Straßen seiner Vaterstadt (deren Gouverneur er war) getragen wurde, weil er sein Christentum trotz Geheiß eines allmächtigen Sowjetagenten nicht verleugnete, der eingesetzt worden war, um seine Heimatprovinz zu bolschewisieren. Aber er war mit Frank zusammengetroffen, ehe er mit dem Agenten zu tun hatte. Da er Franks Botschaft schon aufgenommen hatte, teilte er dem Kommunisten mit, daß er ganz bereit sei, seinen Kopf auf einer Stange durch die Straßen seiner Vaterstadt tragen zu lassen, aber ganz und gar nicht willig, Jesus Christus, seinen persönlichen Freund, aufzugeben.

Was konnte einen chinesischen Diplomaten, einen der Ersten seines Landes, so umwandeln, daß er lieber das Leben aufs Spiel setzen als seinen Glauben verraten wollte, und daß er der Erste wurde, der eine Hauspartie veranstaltete, um eine neue Bewegung einzuführen, die sich dann später gerade durch Hauspartien weiter verbreitet hat?

Hier folgt die bedeutsame Geschichte.

Frank war an der Arbeit in den chinesischen Bergen, als ihn eines Tages ein Freund fragte, ob er es, da ihm

doch so viel daran liege, Menschen umzuwandeln, nicht mit einem seiner Freunde versuchen wolle. Er beschrieb dann den zukünftigen chinesischen Gesandten, einen fähigen Diplomaten und großen Rechtsanwalt, einen der ersten in seinem Beruf, der auch juristischer Berater des früheren Präsidenten war.

Während seines Studiums in der Fremde war dieser Rechtsanwalt Christ geworden. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Mitglied des Kirchenvorstands und zum Schatzmeister des C.V.J.M. gewählt. Er vermutete, daß dies nur geschehen sei, damit er für die Schulden aufkommen solle, die sich am Ende des Geschäftsjahres herausstellen würden. Er wußte, daß die Kirchleute sich an seinen Klubgewohnheiten stießen. Doch da sie ihm in seinen tiefsten Nöten nicht halfen und über manches in seinem Leben spotteten, blieb er bei seinem Klub und bei seinem Mah-Jong.

Eines Tages bat dieser chinesische Diplomat Frank zum Tee. Der Gastgeber brachte Cocktails, um den Fremden damit zu bewirten, doch Frank lehnte ab. Eine entzückende Schale mit Zigaretten wurde ebenfalls dankend abgelehnt. Frank bemerkte Flecken auf den Händen des Anwalts und beobachtete, daß seine Nerven in schlimmer Verfassung waren durch den übermäßigen Genuß von Nikotin und durch andere schädliche Sachen. Seine Hände zitterten. Der chinesische Diplomat erzählte viel von sich und seinen weitreichenden Geschäftsinteressen, während Frank dachte, hier sei wieder einmal einer jener armen, armen reichen Männer, und immer wieder versuchte, das Gespräch auf einen Gegenstand gemeinsamen Interesses zu lenken. Sein suchendes Auge entdeckte einen Tennisschläger, und sie spielten Tennis zusammen. Das veranlaßte den Anwalt, Frank zu einem Feste einzuladen. (Ein langes Essen von dreißig oder mehr Gängen, das mit zwanzig Jahre alten Eiern begann, die „so köstlich schmeckten

wie Käse“, und denen Meerschnecken folgten, dann Fisch, Geflügel usw. usw. und zuletzt Chrysanthemblätter, die in eine wunderbare süße Flüssigkeit getaucht waren.)

Als die zwanzigjährigen Eier glücklich bewältigt waren, begann Frank — in dem sicheren Bewußtsein, daß er die Fertigkeit besitze, seine Eßstäbchen geschickt in das große Hauptgericht zu tauchen — sich behaglich zu fühlen. Da sein Gastgeber zu jedem Gang einen anderen Wein trank und es siebenunddreißig Gänge gab, wurde er im Laufe des Abends gesprächig.

Frank hatte das Anerbieten seines Gastfreundes, sich von sechs Kulis in einer Sänfte nach Hause tragen zu lassen, nicht nötig, doch nahm er es an. In der Stillen Zeit am nächsten Morgen fiel ihm ein, daß er seinem neuen Freund eine Gegeneinladung schicken müsse, die auch angenommen wurde: ein einfaches englisches Mahl, bestehend aus Suppe, Hammelkeule, Kohl und Süßspeise — ohne Wein. Es waren ein Bischof und ein Erzdiakon zugegen, die nach dem Essen anfangen, ihre religiösen Erfahrungen auszutauschen, zum geistigen Nutzen des anwesenden Diplomaten. Dieser aber hielt sich zurück und saß in seiner Ecke wie ein riesiges Fragezeichen.

Frank erzählte an jenem Abend von einem Erlebnis, das ihm begegnete, als er einst eine amerikanische Stadt durchstreifte und sich plötzlich veranlaßt fühlte, einen gutgekleideten Mann anzureden, dem er anmerkte, daß er in tiefster Not war. Da er seiner Führung nicht ganz sicher war, entschloß er sich zu einer vermittelnden Probe. Wenn der Fremde beim nächsten Laternenpfahl stehen bleiben würde, wollte er ihn ansprechen. Der Mann blieb stehen!

Das Interesse des Chinesen erwachte, als Frank nun erzählte, wie er zu dem Fremden ging und ihn fragte, ob er in Not sei.

„Gewiß bin ich in Not,“ sagte dieser beklommen.
„Dann muß mich Gott zu Ihnen geschickt haben,“
sagte Frank.

„Es kann nur Gott gewesen sein,“ sagte der Fremde und erzählte, daß seine Mutter in diesem Augenblicke in einem nahen Krankenhause im Sterben liege. Er sei ins Freie gegangen, um ein wenig Luft zu schöpfen.

Sie gingen zusammen weiter, mit jenem Gefühl tiefer Verbundenheit, das sich immer einstellt, wenn es Gott ist, der einen Menschen in das Leben eines anderen eingreifen läßt. Frank erzählte dem Fremden vom Heimgang seines Vaters und seines Bruders und sagte ihm, daß er von einem Weiterleben jenseits des Grabes überzeugt sei.

Der Fremde bemerkte, er habe wohl schon viele Geistliche über diese Dinge sprechen hören, aber noch nie einen gewöhnlichen Menschen, und war froh über die tröstende Aussprache. Seine sieben Geschwister warteten im Krankenhaus. Ob Frank kommen wolle, um sie zu trösten? Er ging mit. Der Fremde bat ihn, das Krankenhaus nicht zu verlassen, ehe sie zusammen in der Kapelle gebetet hätten. Frank willigte ein.

Zu Ostern erhielt er eine Karte von ihm und kurz darauf ein Telegramm, das das Hinscheiden der Mutter ankündigte, und später einen Brief voll tiefer Dankbarkeit.

Jetzt war der Diplomat gepackt. Frank sagt, es sei wunderbar, wie alles zusammenwirke, wenn man mit Gott arbeite. In jenem Augenblick erhob sich ein leichter Orkan — nicht stark genug, um die Dächer wegzuheben — doch regnete es in Strömen. Frank lud seinen Gast für die Nacht ein. Dieser sagte, er müsse nach Hause gehen, weil seine Frau auf ihn warte.

„Sie haben Ihre Frau wohl oft genug warten lassen,“ warf Frank versuchsweise ein, worauf sein Gast zustimmend lächelte.

Dann schob er die Kulis vor, die nach Hause gehen müßten. Frank sagte, daß die Kulis wohl auch gerne dableiben würden, da drei vor kurzem drüben im Tale von Tigern gefressen worden waren. Doch, wo sollte der Gast schlafen? war der nächste Einwand. In Franks Zimmer befand sich ein zweites Bett, und die Einladung wurde nicht allzu begeistert angenommen. Als sie ins Schlafzimmer kamen, nahm Frank die Bibel zur Hand und lud seinen Gast ein, ihm sein Lieblingskapitel vorzulesen. Nach Franks Ansicht wollen die meisten Christen dem anderen die Bibel vorlesen.

„So soll man es nicht machen. Besser, der andere liest einem vor.“

Der Gast durchblättert die ganze „alte Bibel“, wie er das Alte Testament nannte, und versuchte, sein Lieblingskapitel zu finden, fand aber überhaupt keine vertraute Stelle. Mit dem gleichen Mißerfolg durchblättert er auch das Neue Testament. Das zweite Mal machte er es vorsichtiger und hoffte, daß die Umstände ihn begünstigen würden. Aber er hatte kein Glück. Dann tat er, was so viele tun — er versuchte es mit dem Zufall und schlug einfach irgendwo auf. Noch immer war das Glück ihm nicht geneigt. Er erwischte ein Kapitel des Alten Testaments, das die Aufzählung vieler Namen und ein ganzes Geschlechtsregister enthielt. Doch tat er, was jeder gute Rechtsgelehrte getan hätte — er las es ganz durch, von Anfang bis zu Ende. Nun schlug Frank vor, sie wollten beten. Der andere sagte:

„Beten Sie!“

Frank betete, und sie gingen schlafen. Am nächsten Morgen brachte der Bediente den Tee, doch konnte oder wollte der Gast nicht erwachen. Frank machte verschiedene Versuche, ihn aufzuwecken, doch erhielt er keine Antwort. Schließlich, nach langem Gähnen und Strecken, öffnete der Chinese die Augen und fragte

Frank listig, ob er wohl durch das Bibellesen so gut geschlafen habe.

„Vielleicht,“ lachte der Gastgeber. „Wollen wir noch ein Kapitel lesen?“

„Lesen Sie!“

„Das tat ich,“ sagte Frank, „und seine Augen traten ihm fast aus dem Kopfe, nachdem ich nur drei Verse gelesen hatte.“

Der Diplomat bat ihn, die Verse noch einmal zu lesen, da sie gerade für ihn paßten. Frank las sie noch einmal. Sie waren aus dem sechsten Kapitel des ersten Korintherbriefes. Der Leser mag selbst erraten, welche Verse es waren. Jetzt erzählte der Rechtsanwalt, weshalb er nicht für die Nacht habe bleiben wollen. Er habe seine Pillen nicht mitgenommen. Der Doktor habe ihm je eine Pille zum Einschlafen und eine andere zum Aufwachen verschrieben.

„Sie sind der einzige, dem ich dieses kleine Geheimnis verraten habe,“ bekannte mir mein Besucher, und zeigte damit, daß er anfang, die Maske zu lüften.

Nach dem Frühstück bat Frank den Bedienten, Tee zu bringen, — die chinesische Art, dem Gast anzudeuten, daß er sich empfehlen kann, wenn es ihm beliebt. Doch nun war ihm daran gelegen, dazubleiben und weiterzureden. Frank mußte um halb elf Uhr zu einem Meeting im Hause eines Freundes gehen, und der Rechtsanwalt entschloß sich, ihn zu begleiten. Frank sprach in dieser Zusammenkunft über das Thema: „Wenn einem zuviel gute Dinge des Lebens beschieden sind.“

„Diese Worte passen auf mich,“ sagte der Jurist.

„Deshalb haben Sie sie auch zu hören bekommen,“ sagte Frank.

„Dann hatten Sie also das Meeting für mich geplant?“

„Gewiß.“

Frank hält darauf, den Menschen, die kommen, um ihn anzuhören, das Richtige zu sagen. Nun war der

Anwalt außerordentlich interessiert und bat Frank, am nächsten Tage zu ihm zum Lunch zu kommen. Ob er englische oder chinesische Küche lieber wolle?

„Chinesische,“ sagte Frank.

Der andere sagte, daß er die fremde Küche vorziehe, da die chinesische zu reichhaltig sei — obschon dies nicht der wahre Grund war. In seiner Stillen Zeit am Morgen jenes Tages fand Frank die Lösung der Frage, was er ihm zu sagen habe, falls sie zusammen essen sollten. Es waren ihm zwei Dinge gekommen: erstens, daß dieser Mann eine große Kraft bedeuten werde für die Umwandlung eines andern, und zweitens, daß sie, noch bevor sie auseinander gingen, zusammen beten würden. Vor dem Essen blieben ihnen drei Minuten zu einem Gespräch, und während dieser Zeit erzählte Frank dem anderen, wie seine Führung gewesen sei. Worauf dieser sein Notizbuch herauszog und sagte, daß Gott ihm eine noch deutlichere Führung gegeben habe als Frank, denn er habe sogar den Namen des Menschen aufgeschrieben, dem er helfen müsse. Und er las Frank den Namen eines Großindustriellen vor. Dann beteten sie.

Beim Mittagessen waren auch die christliche Frau des Anwalts, seine konfuzianische Mutter, seine Kinder und die Gouvernante anwesend. Während des Essens teilte der Hausherr seiner Frau und seiner übrigen Familie einige Gedanken mit, die ihm gekommen waren, und erwähnte dabei, daß er seine Frau bei ihrer Verheiratung im Glauben gelassen habe, er sei ein wirklicher Christ. Es sei ihm nicht gelungen, ein christliches Leben zu führen, obschon das Verlangen danach immer vorhanden gewesen sei. Doch während der letzten paar Tage habe er den Entschluß gefaßt, Christus den ersten Platz in seinem Leben einzuräumen. Er wolle nun die Erlaubnis erbitten, einiges tun zu dürfen, was er vorher nicht habe tun wollen. Eine dieser Obliegenheiten war

z. B., Vorsitzender des Religiösen Arbeitsausschusses für die Chinesenhilfe zu werden.

Seine Mutter war ebenso ergriffen wie seine Frau, obschon sie eine Konfuzianerin war und jeden Morgen ein Krüglein Olivenöl und eine Weihrauchkerze opferte, als Dankspende für die Götter. Auch sie wurde Christin — als Folge dieses denkwürdigen Mahles.

Als Frank ihm später wieder begegnete, war der Diplomat eine der leitenden Persönlichkeiten der chinesischen nationalen Bewegung geworden. Damals halfen Frank und sein Team bei einer großen Evangelisationsarbeit, durch die etwa vierhundert Personen der Kathedrale der Stadt beitraten, worüber der Bischof so erstaunt war, daß er Franks Freund und Verehrer fürs ganze Leben wurde, während sein Sohn bald ein Führer in der Oxfordgruppe wurde. Die neuartige Eintrittsbedingung für den Gottesdienst in der Kathedrale bestand damals darin, daß jeder Christ einen Nichtchristen mitbringen mußte. Ein Beamter, der diese Verordnung außer acht ließ, weil er ein Vorrecht zu haben meinte, wurde nicht hereingelassen. Anstatt darüber ungehalten zu werden, kam er mit drei solcher „Eintrittskarten“ zurück und sagte nur: „Weshalb hat man mir nicht eher gesagt, daß ich dies tun solle?“

Der Bischof sagte über diesen Gottesdienst, er habe nun gelernt, daß jede Seele in seinem Bezirk ein Pflug sein müsse und nicht nur ein Feld.

Dann fand zum ersten Mal eine Hauspartie statt, der noch viele folgen sollten, denn durch sie vollbringt die Oxfordgruppe den größten Teil ihrer Arbeit. Sie fand im Landhause unseres chinesischen Bekannten statt, der ein ausgezeichneter Gastgeber war. Einige unter den achtzig Personen, die dabei waren, kamen von sehr weit her und mußten sechs Tage reisen — alle zusammengeführt durch das Wunder der Umwandlung eines einzigen chinesischen Diplomaten.

Aus diesem Zusammensein ging die erste chinesische Missionsgesellschaft hervor, die es unternahm, eine der bis dahin vernachlässigten chinesischen Provinzen mit Missionaren zu versehen, die aus chinesischen Mitteln unterstützt wurden. Und ehe der Diplomat abreisen mußte, um seinen Gesandtenposten anzutreten, wurde er noch das Werkzeug für die Umwandlung des Industriellen, für den er seine erste bewußte Führung erhalten hatte.

Franks erste Erfahrungen in China sind noch immer ein Gesprächsstoff der Reichgottesarbeiter in allen Teilen der Welt. Der verstorbene Bischof Lewis aus China schrieb über die Arbeit Franks und seines Teams im fernen Osten, daß sie für die Entwicklung fremder und chinesischer Führerschaft mehr bedeutet habe als irgendeine andere Bewegung während der achtundzwanzig Jahre, die er in China verbracht habe.

*

Überall, wo Frank hinkommt, hinterläßt er eine Schar von Neubekehrten aller Nationalitäten, die dann seine Arbeit weiterführen, wie z. B. ein Knabe namens Victor. Man male sich die Gegend an der Kanchenjungakette des Himalaya aus: weiße Zelte Abrahams, die gegen den Himmel ragen. Hier, in dieser wundervollen Landschaft, war ein Zeltlager für Schulknaben eingerichtet worden, worunter sich manch einer in innerer Not befand. Einer der Helfer war Lehrer an einem bekannten englischen Gymnasium. Er bat Frank, ihm bei der Behandlung eines gewissen Victor, der das Sorgenkind des ganzen Lagers war, zu helfen. Victor wollte den Schulstunden nicht beiwohnen und zog es vor, sich herumzutreiben, die Zeltpflocke loszureißen und sich auf Kosten der anderen zu amüsieren. Die Lehrer hatten darüber beraten und beschlossen, Victor nach Hause zu schicken, fanden aber, daß er zuerst noch mit Frank sprechen solle.

„Habt ihr mit dem Knaben gesprochen?“ fragte Frank.

„Nein, wir haben über ihn gesprochen.“

Frank bemerkt, daß die Menschen oft über einen anderen reden, aber nie mit dem Betreffenden direkt. Er sagte, daß dies das erste sei, was hätte geschehen müssen, und versprach, um halb elf Uhr mit dem Jungen zu reden. Die Zeit war da, aber kein Victor kam. Beim Mittagessen fragte der Lehrer Frank, ob er eine Aussprache mit Victor gehabt habe.

„Es ist kein Victor erschienen,“ sagte Frank.

„O, er hat es mir doch versprochen.“

„Victor kann ‚ja‘ gesagt und ‚nein‘ gemeint haben,“ bemerkte Frank.

Um halb drei Uhr sollte es eine neue Verabredung geben; das ist die heiße Tageszeit in Indien, während welcher jedermann gerne unter dem kühlenden Punkah ausruht. Es war halb drei Uhr.

„Nun, hatten Sie eine schöne Unterredung mit Victor?“

Der Lehrer erhielt die gleiche Antwort wie vorher.

„Er versprach mir doch zu kommen,“ wiederholte der Lehrer, was eine wenig geschickte Behandlung des Knaben vermuten ließ.

Nun forderte der Lehrer Frank auf, in der Abendversammlung zu sprechen, was Frank auch tun wollte. Doch sagte er, er könne nicht versprechen, seine Ansprache ganz auf Victor abzustellen, da soviel anderes berücksichtigt werden wollte bei so vielen verschiedenartigen Buben. An jenem Abend sprach Frank in einer schönen kleinen Kapelle. Mitten in seiner Rede erschien der Lehrer, der inzwischen vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, Victor in einer hellen Mondscheinnacht von einem Boote auf dem Kanal wegzulocken.

„Und wer hätte Victor für sein Wegbleiben tadeln können?“ pflegt Frank zu sagen, wenn er die Geschichte erzählt.

Doch meinte es der Lehrer wirklich ernst, denn Frank beobachtete später, wie er für Victor und sich selbst betete und um Klarheit darüber bat, wie er am besten mit dem Jungen fertig werden könne.

Am nächsten Sonntagmorgen, etwa um elf Uhr, kam der Lehrer zu Frank geeilt und rief:

„Ich habe Victor erwischt!“

Frank mußte augenblicklich kommen. Er erwartete, Victor auf einem Stuhle sitzend anzutreffen, bereit zur Aussprache. Statt dessen wurde ihm ein kleiner Hügel gezeigt, auf dem Victor und ein anderer Knabe zum Abschied ein Spiel spielten, vor seiner Abreise mit dem 2-Uhr-30-Zug. Wie es sich der Lehrer vorstellte, daß Frank den Jungen einfangen und ins Lager holen sollte, wußte er nicht. Er näherte sich verstohlen, denn Victor — den sein Gewissen wegen der verfehlten Verabredungen plagte — war sehr vorsichtig. Die Knaben spielten mit Bambusstöcken, die sie wie Propeller kreisen ließen, was sehr viel Übung und Geschicklichkeit erforderte. Als Victor gerade am Drehen war, ertönte plötzlich Franks fröhliche Stimme:

„Hallo, Victor!“

Victor war vollständig verblüfft, und Frank nutzte seinen Vorteil aus. „Das kannst Du ausgezeichnet, Victor. Ich wünschte, ich könnte es auch so.“

„Versuchen Sie es doch einmal!“ schlug Victor vor.

Frank versuchte es ohne Erfolg, und Victor freute sich über seine Ungeschicklichkeit. Nun wandte Frank sich an Victors Freund und sagte:

„Willst Du uns ein wenig allein lassen?“

Der andere Junge lief davon und schaute voller Bedauern zurück, wie Lots Weib.

Frank und Victor gingen zusammen in ein Zelt, und als sie sich gesetzt hatten, sagte Frank: „Ich mußte auch einmal in ein Ferienlager gehen und tat es gar nicht gerne.“

Victor wurde zutraulicher. „Waren Sie auch so?“

„Ja, selbstverständlich.“

„Ich bin auch so.“

„Aus welchem Grunde?“

„Ich glaube,“ sagte Victor, „weil inwendig etwas nicht stimmt. Es ist so ein Trotz in mir.“

„Hast Du deswegen die Zeltpflöcke herausgezogen?“

„Ja. Ich dachte, ich würde Unannehmlichkeiten bekommen, und deswegen wollte ich niemand sehen und mit niemandem zu tun haben.“

Frank sagte, daß er dies alles verstehe, und daß er die meisten Dinge, die der Junge nicht leiden möge, auch nicht habe ausstehen können. Sie erzählten sich lange. Schließlich sagte der Junge, es tue ihm leid.

„Wie sehr tut es Dir leid? Weißt Du, was man so unter Leidtun versteht?“

„O ja, das weiß ich. Das ist Betrübte sein, wenn man gesündigt hat und dann hinget und es nochmals tut.“

„Was glaubst Du dann, was Dir fehlt?“

„Wirkliche Reue.“

„Was ist das?“

„Wenn es einem so leid ist, daß man es nicht wieder tut.“

Die Definitionen des Jungen gefielen Frank so, daß er sie seither immer gebraucht. Er sagte ihm nun, daß er einen Gefährten habe, der ihn immer verstehe, und der ihm ein so guter Freund sei, daß er ihm nie davonlaufen würde.

„Ich weiß, wer das ist,“ sagte der Junge. „Das ist Christus. Ich möchte gerne ein Christ werden, aber ich weiß nicht, wie.“

Frank sagte, er wolle versuchen, es ihm zu zeigen. Er erklärte ihm, daß seine Schwierigkeit in seinem Ich liege, welches der Mittelpunkt der Sünde sei. „Die Sünde verblindet, bindet, vermehrt sich, verdunkelt, betäubt und ertötet. Was wir brauchen, ist Glauben. Wenn wir ganz bereit sind, die Sünde zu lassen und Christus zu folgen, kommt die Befreiung und die Freude. Wir müssen mit Ihm in Verbindung kommen und unser Leben Ihm ausliefern. Wie sollen wir das tun?“

„Auf den Knien.“

Der Junge betete, eines jener machtvollen schlichten Gebete, die Er, der uns alle geschaffen hat, so schnell erhört: „O Herr, bändige mich, denn ich kann mich selbst nicht bändigen.“

Sie erhoben sich und sprachen über das Wachstum im neuen Leben, und Frank betonte, daß man nur richtig wachsen könne, wenn man anderen helfe. Der Junge sagte, es sei ihm, als ob eine große Last von ihm abgefallen sei, als ob er einen Haufen altes Gepäck, das zu nichts nütze war, abgeladen hätte. Er wunderte sich darüber, weshalb das nicht früher geschehen sei. Das neue Empfinden machte ihn so glücklich, daß er gehen und seinen Freunden davon erzählen mußte.

Der Lehrer war zur Eisenbahnstation gegangen, und so begleitete Frank Victor dorthin. Auf dem Wege sahen sie einen Mann, der ins Gefängnis geführt wurde. Als Frank den Strick sah, an dem ihn die Wachen mit den roten Mützen führten, rief er aus: „Was für ein trauriger Anblick ist das! Der Mann ist ein Sklave!“

„Bis heute morgen war ich auch ein Sklave,“ sagte der umgewandelte Junge ganz von selbst. „Nun bin ich frei.“

„Fühlst Du Dich frei?“

„Ja, ich bin so leicht wie Luft.“

Während Victor seine Fahrkarte löste, kam der Lehrer und sagte, er habe schon eine ganz wundervolle

Veränderung an ihm wahrgenommen. Er sehe ganz anders aus. Was vorgefallen sei?

Frank sagte: „Fragen Sie Victor selbst. Wir plaudern nicht aus der Schule.“

Doch was tat Victor in diesem Augenblicke? Als Frank den Bahnsteig hinunterschaute, packte ihn die Neugier. Er ging hinunter und sah, wie Victor sich freundlich mit dem gefesselten Gefangenen unterhielt, der unterdessen gesprächig geworden war.

„Was hast Du ihm gesagt?“ fragte Frank, als Victor herankam.

„Ich sagte ihm, daß er mir leid tue, und daß ich auch so gewesen sei wie er. Ich sei ein Sklave der Sünde und ein Gefangener gewesen. Und dann sagte ich ihm, daß auch Paulus ein Gefangener gewesen und doch ein freier Mensch geblieben sei, und daß auch er ein freier Mann werden könne. Und daß ich hoffe, ihn wiederzusehen, wenn er herauskomme, um ihm mehr über all dies erzählen zu können.“

Victor hatte einen schnellen Anfang gemacht.

Da der Mann hungrig war von seinem staubigen Marsch, kaufte ihm Victor eine Portion Curry und Reis, was er dankbar annahm.

Einige Wochen später war Frank bei Freunden in Victors Heimatstadt und wurde zu einer Sonntagnachmittagsfahrt eingeladen. Er sagte, er ziehe es vor, in der Stadt zu bleiben, um einen jungen Mann aufzusuchen, der eine wirkliche Umwandlung erlebt hätte. Sein Gastgeber meinte, das sei ein reizloses Programm für einen heißen Nachmittag. Frank ging in die Schule und fragte nach Victor. Er vernahm mit freudigem Stolze, daß dieser im Mohammedanerviertel sei und dort einen Gottesdienst abhalte. An jenem Abend erzählte Frank seinem Gastgeber die ganze Geschichte, die diesen so fesselte, daß er gar nicht zu Bett gehen wollte. Er fand es unglaublich, daß in einem modernen Jungen eine

solche Umwandlung möglich sei. Er sagte, es scheine ihm wie ein Wunder aus dem Neuen Testament.

„Weshalb versuchen Sie es nicht selbst?“ schlug Frank vor. „Die Menschen warten begierig darauf, daß jemand komme und es ihnen vormache.“

Am nächsten Morgen traf sich Frank frühzeitig mit Victor zum gemeinsamen Frühstück. Victor brachte einige seiner umgewandelten Kameraden, denen er die Botschaft weitergegeben hatte, mit.

Einige Wochen später traf Frank in einem entlegenen Teile des Landes einen Bischof, bei dem er einige Wochen zubringen sollte. Die ersten Worte dieses Bischofs waren:

„Sie brauchen mir nicht erst vorgestellt zu werden —
i c h h a b e V i c t o r g e s e h e n !“

Franks Erfolg mit Victor führte den Bischof dazu, Frank darum zu bitten, einen Studenten in Oxford aufzusuchen; und dieser Besuch wiederum führte zur Entstehung der Oxfordgruppe.

VI

DIE OXFORDGRUPPE

Frank ist im Grunde seines Herzens ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der Mission. Er ist ein sprachkundiger, fröhlicher Reisegefährte, der selten lange in einem Lande bleibt. Hier, dort und überall wird er zum Werkzeug, um neue Gruppen umgewandelter Menschen zu bilden; dann eilt er wieder in eine andere Stadt oder in ein anderes Land — der Führung des Geistes folgend. Als ich zum erstenmal von ihm hörte, reiste er durch Südamerika; China kennt er wie ein Chinese; er fühlt sich vollkommen zu Hause in Deutschland, Holland, der Schweiz, in Indien, Amerika, in Afrika und in Australien. Er ist sogar nach Island vorgedrungen und weiß, was so mancher Engländer nicht weiß, — daß Island nicht zum britischen Reiche gehört, sondern dänisches Besitztum ist.

Frank wurde oft als „Missionar für die Missionare“ bezeichnet, wegen seiner großen Liebe zur Botschaft der Heiligen Schrift und seiner Bemühungen, jedem Christen zur größtmöglichen Wirkungskraft zu verhelfen. Bei der Wahl der Gruppenführer zur Leitung der Gruppen während seiner Abwesenheit zeigt sich Frank oft wirklich inspiriert, wie es z. B. bei der Wahl des Führers, dem er die Gruppe in Oxford anvertraute, der Fall war. Ken Twitchell ist ein gut aussehender Princeton-Mann, mit sehr gewinnendem Wesen, der plötzlich umgewandelt wurde und dann später im Oxforder Balliol-College promovierte. Er

ist einer jener sympathischen Amerikaner, die dem Engländer eine Freude machen, wenn sie erzählen, daß sie von direkter englischer Abstammung seien.

Ich verbrachte einmal im Februar ein schönes Wochenende in Oxford, um Ken Twitchell und die Gruppe an der Arbeit zu sehen. Ken lud mich zum Essen ein. Ich kam in ein gemütlich eingerichtetes Heim nicht weit von Banbury-Road. Schon seit einigen Jahren lebten Ken und seine Frau Marian mit ihrer Familie ohne festes Einkommen von Gebet und Glauben, was allem Anschein nach also nicht hieß, daß sie in einer Hütte wohnen mußten. Zum Essen gab es keinen Wein. Es wurde mir ein Glas Wasser angeboten.

„Was hält man in der Gruppe vom Rauchen und Trinken?“ fragte ich.

„Was halten Sie davon?“

Das ist die charakteristische Antwort der Gruppe. Die Entscheidung wird einem selbst überlassen. Irgendein starres System ist nicht beliebt. Es gibt Prinzipien in der Gemeinschaft, aber keine starren Regeln. Lege der Gruppe eine Frage vor, und sie wird auf dich zurückfallen: es mag irgendein Problem vorliegen — lege es aus, wie du es für das Beste hältst, unter Führung — „Tue das, was Gott dir erlaubt.“ Das ist der Leitgedanke, der zur Freiheit führt.

Garrett Stearly war einst Sklave des Zigarettenrauchens. Für ihn war das Rauchen zu einer Sünde geworden, die hingegeben werden mußte — doch braucht dies für andere durchaus nicht der Fall zu sein. Für Garrett war es nicht leicht. Er errang nach einem harten Kampf den Sieg.

Bei einem anderen Meeting hörte ich, wie ein Neuankömmling fragte, ob man Alkohol trinken dürfe. Wieder die Antwort:

„Was denken Sie darüber?“

Ein dunkelhaariger junger Engländer erzählte, er habe sich bemüht, einigen Freunden zu helfen, die übermäßigem Trinken verfallen waren. Dabei habe er die bestimmte Führung gehabt, den Genuß von Alkohol selbst aufzugeben — denn wie hätte er sie sonst beeinflussen können? Ohne Bereitschaft, sein eigenes Vergnügen ihretwegen aufzugeben, hätte er die Gebote Christi und Seiner Apostel, für die die Gruppe einsteht, nicht vollkommen erfüllen können. Wieder die alte Lehre, die Paulus vertrat: „Darum, so die Speise (oder in diesem Falle das Getränk) meinen Bruder ärgert, wollte ich nimmermehr Fleisch essen (oder alkoholhaltige Getränke trinken), auf daß ich meinen Bruder nicht ärgerte.“ Wiederum nichts Neues in der Idee, jedoch eine entschiedene Übertragung der Theorie auf die Praxis. Und dies an der Universität in Oxford, wo fast jeder rauchte und trank. Hier war wieder das Substantiv zum Verb geworden: die Theorie zum Leben. Eine alltägliche christliche Wahrheit hatte ihren alten ursprünglichen Glanz wiederbekommen durch die Umsetzung in die Tat.

Ken Twitchell holte sein Auto — einen alten Morris, der gekauft worden war, als die offenen Wagen in England noch Mode waren. Er fuhr mit mir zum Corpus-Christi-College. Es war Sonntag Abend halb acht Uhr. Die Nacht war kalt und klar, der Vollmond stand über den Zinnen und Dächern der Gebäude und schien hell auf den großen Hof des Christ-Church-College — desselben, wo Frank einst seine Arbeit in Oxford begonnen hatte — als wir unter dem Tom-Tower durch hinüber zu den steinernen Wandelgängen von Corpus Christi gingen. Das zarte Maßwerk der Türme warf ein Netz von Schatten auf unseren Weg zu den ausgetretenen Stufen, die zu den Zimmern des Hausgeistlichen führten. Ich war zu tief beeindruckt von der Schönheit des alten Oxford im Mondschein, um mir zu überlegen, was uns bei unserem Eintritt er-

warten würde. War dies eine religiöse Versammlung, eine Vorlesung oder ein Konzert? Es war wie im Vortragssaal der Household-Brigade; dieselben schneidigen, lebhaften jungen Männer vom Gardetyp füllten den ganzen Raum, hatten alle Stühle besetzt oder saßen mit hochgezogenen Knien auf dem noch übrigen knappen Raum des Fußbodens. Einige lehnten an der Türe, als wir eintraten, andere hockten auf dem erhöhten Podium oder drückten sich in jeden freien Winkel. Eine glückliche, heimelige Versammlung. Keine steife Form in der Kleidung oder im Benehmen; Straßenanzüge oder einfache Sportkleidung; Wohlbehagen, gesundes Lachen und trotzdem nichts Aufdringliches oder Unschickliches.

Es waren keine jugendlichen Grillenfänger zu sehen, sondern lauter strahlende Gesichter. Diese Oxfordgruppe — die erste von einer Reihe von Gruppen auf der ganzen Welt — schien etwas sehr Frisches und Modernes zu sein. Die Atmosphäre war religiös, aber nicht pietistisch. Diese jungen Männer waren weltgewandt und nichts weniger als naiv. Sie kannten die Welt und hatten doch einzig Christus erwählt. Es waren auch ein oder zwei Dozenten anwesend. Ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren hatte ein offenes Buch auf den Knien — ich hielt es für sein Führungsbuch — auf das er sich einige Male bezog, als er seine Geschichte erzählte.

Es wurden sofort zwei Stühle für uns freigemacht. Durch die fortwährend auf- und zugehende Türe kamen immer mehr Studenten herein, so daß sich der Raum noch mehr füllte. Es waren alles die gleichen fröhlichen Typen. Es waren keine Radaubröder dabei, die die Absicht hatten, die Versammlung zu stören. Ich hätte gewünscht, es wären solche dabei gewesen, denn vor Schluß des Meetings sollten wir von einem hören, der das erste Mal mit einer ganzen Bande lustiger Gesellen

betrunken hereingekommen war — um dann nicht eine neue Unterhaltung, sondern ein neues Leben zu finden.

Der Leiter kündigte an, daß wir, wenn noch mehr Leute kommen würden, andere Räumlichkeiten aufsuchen müßten. Fast gleich darauf mußten wir unsere Stühle nehmen und uns in einen größeren Raum im unteren Stockwerk begeben. Als das Getrappel vorüber war, erregte der Leiter große Heiterkeit, indem er auf die Tragfähigkeit des neuen Raumes hinwies. „Wenn mehr als eine gewisse Anzahl kommen, werden wir die Sicherheitsgrenze wieder überschreiten. Und ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß sich die Zentralheizungsanlage unmittelbar unter uns befindet.“

Noch immer schwärmten die Studenten herein.

Die Versammlung wurde, wie üblich, für spontane Zeugnisse freigegeben. Ich fragte mich zweifelnd, ob sich wohl viele Studenten zum Worte melden würden. Zu meiner Linken erhob sich ein Jüngling und sprach zu der Versammlung. Er erzählte ruhig und vernünftig und doch mit tiefer Empfindung, wie er während der vergangenen Woche versucht habe, ein Leben wie die ersten Christen zu leben. Seine Geschichte war mir ein neues Erlebnis. Man hatte so oft Neubekehrte die alte, alte Geschichte auf dem Marktplatz erzählen hören, eifrige Evangelisten, die in Erweckungsversammlungen sprachen, altmodische Redner in Gebetsgemeinschaften auf dem Dorfe, junge Frauen, die in christlichen Versammlungen guten Rat erteilten, und auch die wenig geschätzten Bekehrungstrommler in den Parks. Hier war es anders.

Die einfache Geschichte, die hier in Corpus Christi erzählt wurde, schien dem Christentum eine größere Wirklichkeit zu verleihen. Das christliche Leben schien hier ernster genommen zu werden, als ich es je irgendwo für möglich gehalten hätte. Wenn auch die Sprache die der Kultur war, so enthielten doch die Worte wahre

Demut. Es wurden Dinge ausgesprochen, die ich noch in keiner Form je in einer Versammlung gehört hatte. Die jungen Menschen enthüllten ihr wahres Selbst, ohne dabei etwas zu sagen, das gegen den guten Geschmack verstoßen hätte. Bescheidenheit, doch keine falsche Reserve. Die Jugend von Oxford zeigte einer maskierten Welt, wie sie aufrichtig werden könne, indem sie ihre eigenen Masken abnahmen. Sie sprachen von ihrem täglichen Kampf mit der Sünde, nannten dabei einige der Sünden, wie Hochmut, Selbstsucht, Unehrlichkeit, Faulheit, Unglauben, Unreinheit, gaben ihre Entgleisungen zu und bezeugten, wie sie durch die innewohnende Gegenwart Christi den Sieg erringen konnten. Ein öffentliches Zeugnis dafür, daß das Leben in enger Verbindung mit dem Heiligen Geiste an der Universität in Oxford möglich sei. Hier geschah etwas, was es sonst eigentlich nicht gibt: intimes persönliches religiöses Erleben wurde von jungen Männern offen und freudig besprochen, weil ihnen der Sieg über die Sünde beschieden war, indem sie täglich mit Gott verbunden blieben. Seit Jahren hatte ich die Überzeugung gehegt, daß die Christen ein sorgenfreies Leben unter beständiger Führung des Heiligen Geistes leben könnten, wenn ihr religiöses Erleben wahr wäre. Wieder etwas Neues!

Es gab kein unsicheres Zögern! Schnell erhob sich ein Student nach dem anderen. Alle sprachen im gleichen einfachen Stil. Es war nicht die argumentierende Arroganz wie in den jugendlichen Debattierklubs, sondern das einfache mitreißende Zeugnis persönlicher Erfahrung. Jeder hatte etwas anderes zu sagen. Jeder zeigte eine andere Seite des christlichen Lebens, weil jeder aufrichtig und natürlich sprach und kleine Menschlichkeiten originell wiedergab. Und da im Sprechen jeder sich selbst enthüllte und Dinge öffentlich aussprach, zu denen es großen Mut brauchte, erlahmte das Interesse der Zuhörer nie.

Einige der erwähnten Begebenheiten waren natürlich an und für sich trivial; der verstehende Zuhörer konnte aber merken, daß sie auf wichtige Änderungen hinwiesen, die dem Leben der Erzähler neuen Sinn gaben. Diese jungen Menschen hatten etwas gelernt, das sonst selten gelehrt wurde, — nämlich: was wirklich leben heißt.

Ein stämmiger Bursche in einer entfernten Ecke des Saales war Organist; er hatte gelernt, sich durch seine Übergabe an Christus in seinen Stunden besser zu konzentrieren. Ein Anderer, ein dunkelhaariger Junge mit einem rotbackigen Gesicht, hatte entdeckt (wenn ich mich recht erinnere), daß es Egoismus der Gruppenleute sei, zuviel zusammenzustecken, anstatt die Mußezeit dazu auszunützen, andere verlorene Söhne heimzuführen in das Königreich ihres Meisters.

Es gab keine abstoßenden Bekenntnisse. Ein hochgewachsener junger Mann mit einem feinen Kopfe teilte dankbar mit, daß es ihm nur durch den Kontakt mit der Gruppe möglich geworden sei, seine Jugendsünde zu überwinden — in einer religiösen Versammlung eine ungewöhnliche Aussage, die ich so zum erstenmal hörte. (Nur einmal war ich dabei gewesen, als Dr. Lang, ehe er Erzbischof von Canterbury wurde, vor einer Versammlung von Männern offen auf sexuelle Schwierigkeiten zu sprechen kam.) Das offene Bekenntnis dieses Oxford-Jünglings erweckte sofort Sympathie. Er vermittelte mir eine neue Auffassung des Wortes Gnade, das ich vorher in unbefriedigender Weise als Gottes Güte dem unwürdigen Sünder gegenüber auslegen gehört hatte. Dieser Jüngling, der vom Sieg über die Sünde sprach, definierte die Gnade als die Kraft Gottes, die ihm zu seinem großen Erstaunen die glückliche Befreiung von seiner größten Schwäche gebracht hatte.

Gottes Gnade in der Universität von Oxford am Werk — in diesem Augenblicke! Welche Wirkung

könnte diese Geschichte auf die Leser einer Zeitung haben — wenn man den Mut hätte, sie zu drucken? Ich konnte nur ihre Wirkung auf mich selbst feststellen. Ich fragte mich, ob wohl dieselbe Gnade auch mir denselben Sieg über eine andere Sünde verleihen würde? Dann — wieder Zweifel. War nicht Gnade einfach ein anderer Name für Autosuggestion? Ich mußte noch tiefer in die Bewegung eindringen, ehe ich dies herausfinden konnte.

Die Worte Reinheit und Unreinheit hörte ich gelegentlich in verschiedenen Gruppen, etliche Male auch das Wort Sinnlichkeit. Doch obschon ich Hunderten von Gruppenversammlungen beiwohnte, habe ich nie etwas Taktloses gehört.

*

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß bei solchen Zusammenkünften auch „geistige Geburtstage“ erwähnt würden. Es kommt öfters vor, daß irgend jemand aufsteht und mitteilt, daß er sich gerade heute vor einem Jahre dazu entschlossen habe, Christus sein Leben hinzugeben. Dann folgt die Beschreibung der Umwandlung eines Lebens voller Mühe, Wirrsal und Uneinigkeit in ein Leben voller Frieden, Ordnung und Harmonie. Ein Jahr ist vergangen, das voll atemloser Spannung der Ausarbeitung einer neuen Lebensorientierung und dem Versuch geweiht war, alle Gedanken und Taten mit den Anforderungen der Gebote Christi in Übereinstimmung zu bringen. Und jetzt wird ein dankbares Zeugnis darüber abgelegt, daß es wahr ist, daß Christus das Leben verwandelt und jeden, der sich Ihm überläßt, auf Seinem engen, lichten Pfade führt. Das sind glückliche Erzählungen von einem neuen, überreichen Leben, hie und da unterbrochen durch den Hinweis auf gelegentliche Fehltritte, denen Gewissensbisse, Reue und erneute Hingabe des betreffenden Lebensgebietes,

in das die Sünde eingebrochen war, folgten. Doch am Ende des Jahres eine frohe, demütige Feststellung geistigen Wachstums und bewußten Fortschritts in der Bereitschaft für das Reich Gottes. Und eine aufrichtige Dankbarkeit über die Befreiung vom alten Leben, das doch nie volle Befriedigung zu gewähren vermocht hatte.

Einer dieser Geburtstage wurde am Abend meines ersten Besuches in der Oxfordgruppe erwähnt. Ein blonder, frischer Junge mit einer Hornbrille, der mit einer frohen und sogar scherzenden Ehrfurcht die lustige Geschichte seiner Umwandlung — wenn unsere Pharisäer diesen Ausdruck erlauben — von einem verlorenen zu einem reinen und gesunden Menschen erzählte. Wenig mehr als zwanzig Jahre alt, sprach er überzeugend, klar und gut. Jugendlicher Frohsinn und jugendliche Aufrichtigkeit sprachen aus seiner Geschichte. Als ich nachher darüber nachdachte, fragte ich mich, ob es wohl möglich sei, daß die Heiterkeit über die Aufrichtigkeit dominiert habe. Am nächsten Tage wurde dieser Zweifel beseitigt, als er mir seinen Nachmittag widmete und mich zu einer Autofahrt und zu einem langen Streifzug über die luftigen Höhen gegen Südosten mitnahm und seine religiöse Autobiographie noch weiter ausführte, indem er auf seine Siege über das Trinken und über die Unreinheit zu sprechen kam. Als wir auf die Höhe kamen, stand er still und zeigte mir mit ausgestrecktem Arm das ganze Panorama, alle die Türme und Spitzen von Oxford und nannte sie stolz mit Namen.

Als wir wieder in seinem Wagen saßen, schlug er meine Einladung zum Tee aus einem besonderen Grunde ab, der mich davon überzeugte, daß er ein ebenso echter Christ als ein fröhlicher Bekehrter war; denn er hatte eine Verabredung mit einem jungen atheistischen Studenten, der ihn aufgefordert hatte, mit ihm über das

Christentum zu sprechen, aus Verwunderung darüber, daß ihn der Fröhliche jedesmal in seinem Auto mitnahm, wenn er ihm in der Umgegend der Stadt begegnete.

„Das Christentum einem anderen weiterzugeben, ist der beste Weg, um es selbst zu behalten,“ sagte Ken Twitchell, als er dem energischen jungen Menschen nachschaute, der hinging, um wieder mit seiner Lebensgeschichte einem anderen zu dienen.

Doch, welche religiösen Erfahrungen können diese jungen Burschen mitzuteilen haben? ist die Frage, die jedermann beantwortet haben möchte. Nachdem während jenes ersten Gruppenmeetings, dem ich beiwohnte, ein Dutzend Studenten gesprochen hatten, war diese Frage für mich beantwortet. Fraglos hatten diese jungen Burschen eine Erfahrung gemacht, von der sie überzeugt waren — sonst hätten sie sich noch unsicher gefühlt. Später erzählte mir der Leiter dieses Abends die Geschichte seiner eigenen Umwandlung. Er hatte die Schule mit sechzehn Jahren verlassen und war auf die Universität Cambridge gegangen, wo er bald herausfand, daß seine Schulreligion für ihn nichts Wirkliches war.

Immer hatte er Omnibusführer und andere ungehemmte Menschen beneidet. Er war zum Beispiel eifersüchtig auf die Fähigkeit seines Bruders, mit Kindern zu spielen, indem ihm dabei unklar bewußt wurde, daß er ein selbstbefangenes und zielloses Leben führe. Er war sehr erbittert gegen eine Religion, die ein Ideal aufstellte, ohne zugleich die Kraft zur Verwirklichung desselben zu geben. Deshalb war er ironisch auf Kosten derer, die behaupteten, diese Religion zu besitzen. Er fand ein Ventil für seine Energie im Sport, in Theateraufführungen und im Universitätsjournalismus, war sich aber darüber klar, daß keine Geschlossenheit in seinem Leben sei. In der Gruppe

wurde er von der Einfachheit eines einzelnen Teilnehmers und seinem friedevollen Ausdruck berührt. Dieser Mann, damals Student der Medizin an einem Londoner Krankenhause und jetzt Arzt, fragte ihn, ob er es je versucht habe, niederzuschreiben, wie sein Leben aussehe, wenn es an dem von Jesus Christus aufgestellten Maßstabe gemessen werde.

Er schrieb an den befreundeten Medizinstudenten und setzte ihm seine Einstellung zu der von der Gesellschaft anerkannten Moral auseinander, indem er sich auf psychologische Argumente berief, um damit das Vermeiden von Verdrängungen zu befürworten. Als er diesen Brief beendet hatte, wollte er die Seiten nummerieren. Während er dies tat, fiel sein Blick auf einen bestimmten Satz, den er geschrieben hatte, und in dem es hieß: „Ich war immer ganz offen in meiner Einstellung, in jeder Gesellschaft.“

Er stutzte plötzlich, als er merkte, daß dies eine große Unwahrheit sei, und schrieb in einer Anwandlung von Korrektheit an den Rand: „P. S. Dies ist nicht wahr. Ich war nie aufrichtig in dieser Beziehung, in keiner Gesellschaft.“ Rasch las er den Brief noch einmal durch, und bis er ans Ende gekommen war, hatte er ein ganzes Dutzend berichtigende Nachschriften beigefügt. Als er den Brief zur Post brachte, wurde ihm klar, daß er darin das Todesurteil über sein altes Leben besiegelt habe. Auf der Fahrt zum Bureau mit dem Omnibus am folgenden Morgen ging ihm die wunderbare Wahrheit der Worte auf: „Siehe, ich mache alles neu.“

Seit jener Zeit — vor drei Jahren — hat er etwas von der Freiheit der Franziskanermönche erfahren, denen jede Begegnung auf der Straße ein geistiges Abenteuer bedeutete, und er beneidete nun die Omnibusführer nicht mehr.

Ein schwächtiger, lebhafter und hochintelligenter Student aus Sunderland erzählte, wie er im Oktober 1930 die Gruppe kennen gelernt habe, als er nach Oxford kam, nachdem er in seiner Kindheit immer gewissenhaft in eine Baptistenkirche gegangen war, wo er mit fünfzehn Jahren getauft worden war — eine Handlung, deren Bedeutung er absolut nicht hatte verstehen können. Er war schüchtern und nervös, hatte ein tiefes Interesse für klassische Philosophie, liebte gute Musik und hatte besonders hohe Ideale von der Art, wie sie in Ruskins „Sesam and Lilies“ charakterisiert werden. Seine Ideale waren im rücksichtslosen Getriebe einer modernen Universität zerstört worden, und er hatte sich hinter ein akademisches und blasiertes Gebaren geflüchtet. Seine religiösen Überzeugungen konnten der Schärfe einer intellektuellen Prüfung nicht standhalten, und als er nach Oxford kam, war er froh, dadurch einer Situation in seiner Kirche entronnen zu sein, die ihm bald unerträglich geworden wäre, weil er Kindern etwas beibringen mußte, woran er selbst nicht mehr glauben konnte.

„In Oxford“, sagte er, „hoffte ich eine intellektuell befriedigende Lebensanschauung zu finden. Am ersten Tage meines ersten Semesters begegnete ich einem Rhodes-Stipendiaten aus Südafrika, der mich zu einem religiösen Meeting einlud, mir aber gleichzeitig empfahl, mich dort über nichts zu verwundern. Ich wunderte mich aber doch über alles, was ich zu hören bekam. Meine geistige Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt, weil ein Dozent anwesend war und die Versammlung leitete; was mich aber am meisten anzog, war die unerhört strahlende Glückseligkeit vieler der Anwesenden und die Überzeugung, mit der sie von der Möglichkeit einer lebensumwandelnden Erfahrung durch Jesus Christus sprachen. Ziemlich erbittert, schrieb ich an einen alten Freund, ich hätte eine Gesellschaft von Menschen an-

getroffen, die behaupteten, sie hätten Jesus Christus gefunden, und die ihre Entdeckung dadurch kennzeichneten, daß sie unbändig lachten und einander beim Vornamen nannten. Doch ging ich wieder hin. Zuerst sah ich das Ganze einfach als eine Bewegung an, die die Menschen aus Heiden in anständige Mitglieder der Gesellschaft verwandelte. Dann entdeckte ich, daß ich die Kraft, die diese Menschen hatten, auch gerne gehabt hätte. Meine intellektuellen Schwierigkeiten wurden bald belanglos unter der zunehmenden Erkenntnis meiner eigenen Sünden, wie Unehrlichkeit, intellektuelle Prahlerei, Eitelkeit, eine beißende Zunge und unbeherrschte Heftigkeit.

Schließlich sah ich mich den Worten des Paulus gegenübergestellt: ‚Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wußte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.‘ Da ging mir zum erstenmal die Bedeutung des Kreuzes auf, und ich vollzog meine Übergabe. Seither kam mir dieses Erleben immer mehr vor wie eine Befreiung, ja wie ein Abenteuer. Die Menschen wurden mir wichtiger als die Dinge. Sarkasmus, Kritik und Gereiztheit sind verschwunden. Ich habe erfahren, daß der Hochmut, vor allem der intellektuelle Hochmut, am Fuße des Kreuzes vergeht. Ich fange an, auch Menschen, die ein andersgeartetes Temperament haben als ich, liebzugewinnen. Mehr und mehr habe ich den Sieg über meine Hauptschwierigkeiten, Einbildung und Furcht, errungen. Das hatte keine Einbuße an intellektueller Ehrlichkeit zur Folge. Mein Studium der Philosophie und Altphilologie konnte die Sicherheit der Überzeugung meiner Liebe zu Christus nicht erschüttern, einer Liebe, die nicht auf dem Gefühl, sondern auf Tatsachen und auf dem Glauben ruht.“

Während man diesen Zeugnissen lauschte, kam man von der Neugier ins Staunen und vom Staunen zu unbedingter Bewunderung.

In seinem Buche „Religion und Politik“ sagt Stanley Baldwin, der frühere Premierminister von England: „Ich gestehe, daß ich nicht sicher bin, ob es nicht, wenn heute ein St. Franziskus oder ein Wesley erscheinen würde, für die Welt das beste wäre, eine Gemeinschaft fahrender Laienprediger zu begründen. . . . Heute scheint die Welt unreligiöser zu sein, als sie es je im christlichen Zeitalter gewesen ist.“

Hier waren nun sechzig oder mehr junge Männer — eine Vereinigung von Laienpredigern —, die vor dem Examen standen, und die sich schon auf ein Leben solcher Verkündigung vorbereitet und sich entschlossen hatten, Jesus Christus nachzufolgen und Ihn überall zu bekennen, wohin sie auch kommen würden, als Geistliche oder als Laien, und zwar durch die einfache Methode des ersten Jahrhunderts, von ihrer eigenen Umwandlung und ihrem Vertrauen auf die Führung des Heiligen Geistes zu erzählen. Die nächste Generation wird das Ergebnis dieser Arbeit beurteilen können.

*

In Oxford versammelt sich jeden Tag zur Stunde des Lunchs eine Gruppe in der alten Bibliothek der Universitätskirche von St. Mary. Eine andere Gruppe versammelt sich jeden Dienstagnachmittag. Es besteht auch eine Frauengruppe. Ich wohnte noch einer Gruppe bei, die sich am nächsten Tage versammelte, und in der Ken Twitchell ein Kapitel aus einer der neuesten Übersetzungen des Neuen Testaments vorlas. All die alten Wahrheiten sprachen mit neuer Kraft aus dieser Übersetzung.

Hier machte ich meine erste praktische Erfahrung der „Stillen Zeit“ (Quiet Time), die ein Haupt-

prinzip der Gruppe und eines der größten Probleme für den Neuling ist — aber ein Prinzip, in dem die Gruppe keine Einschränkung machen kann. Führung muß für alle kommen, die sich wirklich Gottes Willen hingeben. Als Ken Twitchell die „Stille Zeit“ ankündigte, nahmen die Studenten Bleistifte und Führungsbücher zur Hand und fingen an, nach innen „auf Gott zu lauschen“. Es war nicht einfach Meditation, die aus der Konzentration auf irgendeinen Aspekt Christi oder der Heiligen Schrift bestand, sondern etwas mehr: „ein Lauschen auf bestimmte Botschaft für Anforderungen des Augenblicks“.

Als ich ihrem ruhigen Schreiben zusah, kamen mir zwei entgegengesetzte Gedanken. Einerseits kam mir die Sache fast lächerlich vor — waren sie nicht alle ein wenig verrückt? Andererseits empfand ich diese Hörsaalmethode, über die Führung Notizen zu machen, als eine gute Idee. Was konnte es, theoretisch gesehen, Besseres geben? Vor dieser Methode waren ja alle anderen Formen der Übermittlung von Botschaften — wie drahtlose Telegraphie, Flugzeugverkehr, Telefon — glatt geschlagen. Wenn sie nur funktionierte!

Doch wer mochte glauben, daß sie funktionierte? Sicherlich nicht die Fleet-Street! Als junger Reporter hatte ich einst einigen Spott zu erdulden, als ich von einem Berufsgang zurückkam mit der Nachricht von der wunderbaren Heilung eines jungen Mädchens durch ihre eigenen Gebete, — obschon ich alle Tatsachen festgestellt und das Mädchen selbst gesprochen hatte. Sie war seit vielen Jahren krank gewesen, war dann plötzlich genesen und hatte wirklich den Ausdruck eines Engels. Wir druckten die Geschichte — mit Vorbehalt. Und was würde nun die Fleet-Street zu dieser Geschichte sagen? Ich wußte die Antwort: „Sagen Sie uns die Gedanken, die Ihnen in der Stillen Zeit kommen, und wenn sie überraschend genug

sind, um uns zu überzeugen, werden wir an die Sache glauben.“

Es war nichts Überraschendes an den Gedanken, die kamen: es schien mir damals, sie seien genau so wie die Gedanken jedes jungen Mannes, der dem christlichen Leben ergeben ist. Ich befragte Ken Twitchell darüber und bat ihn, mir zu erklären, wie man zwischen geführten Gedanken und den gewöhnlichen herumschwirrenden menschlichen Gedanken unterscheiden könne. Die Gruppe sagt, daß der Einzelne in der Stillen Zeit und auch während des ganzen Tages von Gott geführt werde in der folgenden Weise:

Durch den Heiligen Geist in aufmerksamem Gebet mit folgenden Mitteln:

Durch die Heilige Schrift

Durch das Gewissen

Durch erleuchtete Gedanken

Durch das Annehmen der Gesinnung Christi.

Ferner:

Durch Bibellesen und Gebet

Durch die Umstände

Durch die Vernunft

Durch Kirche und Glaubensgemeinschaften.

Die Vorbedingung für eine erfolgreiche Führung ist die vollständige Übergabe des eigenen Selbst an Jesus Christus. Die Prüfsteine der Führung sind:

Geht sie gegen die höchsten Prinzipien des Glaubens, den wir bereits besitzen?

Widerspricht sie den Offenbarungen, die Christus in der Bibel oder durch die Bibel bereits gemacht hat?

Ist sie unbedingt ehrlich, rein, selbstlos und liebevoll?

Steht sie im Widerstreit zu unseren Pflichten und unserer Verantwortung anderen gegenüber?

Wenn noch immer Ungewißheit besteht, warte und fahre fort, zu beten, und berate dich dann mit einem vertrauenswürdigen Freunde, der an die Führung durch den Heiligen Geist glaubt.

Plötzlich forderte mich Ken Twitchell zum Sprechen auf — mich, den Repräsentanten einer Reihe von Zeitungen, die die Bewegung einst beschimpft hatten. Die Studenten hörten mir mit Nachsicht und ohne Voreingenommenheit zu. Sie lächelten, als ich von meinen religiösen Diskussionen beim Golf mit unserem Pfarrer erzählte und dabei erwähnte, wie ich die Argumente gewann und er das Spiel. Dann versuchte ich, eine Theorie von Vater Martindale aufzutischen, der behauptete, daß man alles, woran man lange genug gedacht habe, schließlich tun werde, wenn sich die Gelegenheit dazu ergebe. Wenn man also an eine Sünde denke, werde man diese Sünde schließlich begehen. Wenn man an das Gute denke, werde man auch das Rechte tun. Doch dann ließ ich Vater Martindales Theorie beiseite.

Ich sagte nun, daß mich der Ausdruck „Stille Zeit“ abstoße, da er banal klinge, und daß ich den Ausdruck „nach innen lauschen“ vorzöge, und fügte noch mehr solcher Trivialitäten hinzu, von denen ich hoffte, daß sie von Nutzen sein könnten; doch merkte ich später, daß sie diesen fortschrittlichen Jünglingen gegenüber eher altmodisch klangen. Allem Anschein nach hatten sie vom lebendigen Christentum so viel empfangen, daß sie mich weit hinter sich ließen.

*

Doch hatte ich dann am selben Nachmittag mein erstes Resultat einer „Stillen Zeit“. Wir unterhielten uns über ein schwieriges Problem, als Ken Twitchell plötzlich sagte: „Wir wollen es mit einer Schweigezeit versuchen.“ Wir zogen Notizblätter hervor, wurden still und lauschten; ich mit der bestimmten Voraussetzung, daß nicht viel dabei herauskommen werde, und

daß die Inspiration sicherlich so wenig zur Lösung eines Geschäftsproblems benützt werden dürfe als zum Herausfinden des Namens eines siegenden Rennpferdes, bevor das Rennen stattgefunden hat. Da, gerade als wir unsere Blätter weglegen wollten, wurden meine gewöhnlichen, ungeordneten menschlichen Gedanken von einem Gedanken höherer Art durchkreuzt, der eine starke Leuchtkraft zu haben schien und sich scharf von den übrigen Gedanken unterschied. Einen bestimmten Gedanken anders auszudrücken als durch das, was er enthält, scheint nahezu unmöglich. Doch ich weiß, daß er Farbe, Form, Gefühl und Leuchtkraft hatte.

Ich wurde dadurch aufgefordert, etwas zu tun, das ich absichtlich nie getan hatte, und was ich, menschlich gesehen, als nutzlos und absurd verworfen hätte. Doch wenn der Betreffende, den ich aufsuchen sollte, meinen Vorschlag annehmen würde, was nach menschlichem Ermessen unmöglich schien, war ein ganz besonders wichtiges Problem für mich gelöst. Und vielleicht war auch noch ein anderes Problem gelöst: ob nun in dieser drolligen Methode, seine Gedanken aufzuschreiben und sich einzureden, es seien Botschaften von Gott, Sinn lag oder nicht!

Der neue, erleuchtete Gedanke hatte sich unverhofft und mit einem so ungewöhnlichen Anschein der Richtigkeit eingestellt, daß ich nach London zurückfuhr und seine Wirkung ausprobierte. Ein paar Minuten nachdem der Gedanke jenem einflußreichen Herrn, für den er bestimmt war, übermittelt worden war, rief dieser mich an und dankte mir ganz besonders (was er sonst nie getan hatte) für meine großartige Hilfe, die er sofort gebrauchen wolle.

Eine für mich so unangenehme „Stille Zeit“ hatte mir ein Problem — vielleicht auch zwei Probleme — aufgeklärt. So war also doch etwas Richtiges an dieser Methode des Führungsuchens.

VII

EIN MOTORRADKLUB FLIEGT AUF

Nehmen wir an, das Thema dieser kurzen Geschichte sei ein Motorradklub an einer englischen Universität, dessen eigentliche Seele drei verwegene Draufgänger sind, die am liebsten Stadt und Land auf den Kopf stellen würden, was sie auch so hartnäckig betreiben, daß einer von ihnen von der Hochschule fliegt; ferner, daß die Drei fortwährend mit allen möglichen Behörden in Konflikt kommen, moderne Jünger Don Juans, Veranstalter unerlaubter Autorennen auf der Landstraße sind und waghalsige Teilnehmer an den Wettrennen auf der Isle of Man, und schließlich, daß sie über alle diejenigen nur spotten, die nicht das Zeug haben, es ihnen an tollen Vergnügungen gleichzutun.

Und dann denke man weiter, daß es in diesen Nachkriegsjahren des Unglaubens jemand für möglich halten würde, mitten in dieses Studententreiben einzudringen und die drei ausgelassenen Gesellen in Menschen zu verwandeln, die täglich auf die Weisung Gottes lauschen und ihr Leben damit verbringen, andere Menschen nach ihrem eigenen Muster umzuwandeln, das sie in Demut nach dem Bilde Christi geformt haben — so daß aus diesen drei Studenten tatsächlich Lebensumwandler werden. Kann man dies im Jahre 1932, wo die christlichen Wahrheiten im allgemeinen als veraltet betrachtet werden, für möglich halten?

Und doch ist die Wirklichkeit nicht weniger überraschend als unsere Annahme. Alle diese Dinge sind vor

kurzem an einer englischen Universität passiert, und zwar unter den „oberen Zehntausend“ und nicht in einer Missionsstation in den Elendsvierteln. Durch diese erstaunliche Umwandlung hatte es nun mit dem wilden Treiben im Carbuertor-Club (oder Vergaserklub), wie wir dieser wahren Geschichte halber den inneren Kreis eines Motorradklubs nennen wollen, ein Ende.

Wenn es heutzutage im religiösen Leben überhaupt noch Abenteuer gibt, dann sicher in dieser Geschichte, die mir von den drei Hauptverschwörern, die wir Bob, Rip und Sandy nennen wollen, erzählt wurde, und die eine der Neuigkeiten zu sein scheint, die der Fleet-Street entgangen sind.

Die Geschichte beginnt mit Bob, einem großen, aufrechten, breitschultrigen jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren, mit blondem Kraushaar, auffallend schönen Zähnen und einer Hornbrille; er hat einen etwas sphinxartigen Ausdruck, so daß man nie sicher ist, ob er sich eigentlich vor einem in Acht nimmt, oder ob er hofft, daß man bleibe. Er holte sich ein Stipendium für Winchester und hat, als er an dieser berühmten Schule war, erstaunliche Dinge vollbracht. Er gewann fast alle Preise für alte Sprachen, englische Literatur, deutsche Übersetzung und daneben noch viele zweite Preise. Er war kein geborener Athlet, wurde aber durch Übung und Ausdauer zu einem Sportsmann. Als guter Ruderer und Fußballspieler brachte er es so weit, daß er fast alle Auszeichnungen besaß. In Winchester werden fünf Klassenführer der Schule zu Vorgesetzten über sämtliche Schüler ernannt, denen ein Präfekt vorsteht. Der „Prefect of Hall“ muß seine hervorragende Stellung durch den Grad seines Könnens rechtfertigen, was Bob schließlich mit großer Anstrengung gelang. Als Bob wieder mit Auszeichnung seinen Freiplatz im College gewonnen hatte, ließ sein Hang zum Studium und zum Sport — außer zum Rennfahren — nach. Seiner ver-

gangenen Leistungen überdrüssig, fand er es nun an der Zeit, sich mit Sandy und Rip, zwei lustigen Kumpanen, ein wenig zu amüsieren. Sie gründeten den Carbu-rettor-Club und machten bald von sich reden. Ihr Hauptquartier lag bequem in der Nähe einiger Kneipen, die sie abwechselnd beehrten. Daß der Carburettor-Club nicht angemeldet und deshalb eine verbotene Verbindung war, kümmerte sie wenig. Im ersten Jahre besaß Bob drei Motorräder für Rennzwecke und ein kleines Auto für Vergnügungsfahrten.

Die Drei gingen auf die Isle of Man, wo zwei von ihnen die Amateur-Straßenrennen mitmachten. Sie trieben Sport, hatten Glück beim Rennen und amüsierten sich noch nebenbei — indem sie z. B. einmal vor dem Frühstück ein Wirtshausklavier auseinandernahmen! Als sie wieder ins College zurückkamen, trieb Sandy seinen Unfug so weit, daß er einmal zur Verzweiflung des Rektors vierzig leere Flaschen auf die Hauptstraße warf.

Ein anderer Streich, den die drei Motormusketiere ausübten, bestand darin, daß sie ein Lastauto mieteten und mit einem Chauffeur, der zu den Abstinenzlern gehörte, von einer Wirtschaft zur anderen fuhren und alle Getränke versuchten, während ihnen die Bevölkerung der Stadt, die an lustige Aufzüge gewöhnt war, dabei fröhlich zuschaute. Sandy benahm sich auf dieser Fahrt so unmöglich, daß ihn seine Freunde ausladen mußten. Seine Ausdrücke waren sogar für Studentenohren nicht mehr anzuhören.

Einst organisierte der Carburettor-Club in der Morgenfrühe ein ungesetzliches Motorrennen auf der Landstraße, bei dem es der Sieger zwar kaum auf 110 km Stundengeschwindigkeit brachte. Zu jener Zeit zeichnete sich der Expräfekt von Winchester einmal im stillen dadurch aus, daß er aus dem College durchbrannte, indem er an der Dachrinne eines Nachbarhauses hinunterkletterte — eine sehr schwierige, aber auch

schon dagewesene Tat, was manche Studenten aus eigener Erfahrung wissen werden. Der Unterschied zwischen Bobs Kletterpartie und der von anderen Studenten, die diesen Weg auch einschlugen, bestand einzig darin, daß er außer seiner Freiheit unerwünschterweise auch noch die Dachrinne mitnahm. Doch nicht für lange! Denn das Exoberhaupt von Winchester wurde von einem Polizisten auf die Wache geführt, von wo er sich erst wieder entfernen durfte, nachdem er seine Identität dadurch nachgewiesen hatte, daß er seinen Rock auszog und dem Polizisten seinen Namen auf dem Innenfutter zeigte.

Und nun fing die Gruppe an, sich eifrigst mit dem Carburettor-Club zu beschäftigen, und auch umgekehrt der Carburettor-Club mit der Gruppe. Die drei Musketiere hatten gehört, daß man sich in der Gruppe öffentlich über die Sünde ausspreche; deshalb wurde Sandy abgeordnet, als Sachverständiger auf diesem Gebiete hinzugehen und ihnen einmal zu sagen, was Sünde eigentlich sei, und ihre Versammlungen zu stören. Vielleicht kann ich Sandy am besten beschreiben, indem ich erzähle, wie sein Genosse Bob ihn damals sah, der mir lächelnd sagte: „Sandy ist immer froh, wenn es etwas zu lachen gibt, — und noch ganz besonders, wenn es auf fremde Kosten geht. Er hat einen kleinen, dürftigen Schnurrbart, eine Adlernase, eine Brille, eine etwas zurücktretende Stirn, eine blasse Gesichtsfarbe, ist nicht auf den Mund gefallen und hat eine gute Organisationsgabe.“ Als Sandy von der Gruppenversammlung zurückkam, sagte er, er hätte ihnen nun einiges gesagt, das sie wissen müßten, genau so, wie er es bei Gelegenheit auch einem Rektor und anderen Amtspersonen gegenüber zu tun pflege, bevor er endgültig hinausfliege. Natürlich trug er dabei noch immer seine alte Stoffmütze mit dem zerbrochenen Schutzdach und den vielen Ölflecken und seine braune Lederweste. Aber die Leute in der Gruppe konnten einen Stoß ertragen.

Und nun fiel Sandy einem „Springbok“-Rugger-Spieler, der zur Gruppe gehörte, in die Hände. Dieser brachte ihn dazu, eine Hauspartie in Crowborough zu besuchen, die Frank arrangiert hatte. „Die Leute dort wußten, daß ich kommen würde,“ sagte Sandy, „und Frank führte mich mit einer gewissen Feierlichkeit ein, was meiner Eitelkeit schmeichelte. Vielleicht war ich deshalb in der Versammlung nicht recht aufnahmefähig. Ich weiß nur, daß ich mich wie gewöhnlich sehr unangenehm und rücksichtslos aufführte. Ich trank meinen Tee und sah mich nach netten Mädels um und war sehr enttäuscht, daß ich dabei kein Glück hatte. Aber ich faßte eine große Zuneigung zu Frank, und der gütige Ausdruck seiner Augen machte mir Eindruck. Ich prahlte ihm gegenüber mit meiner Vorliebe für die Frauen und für einen guten Tropfen, aber ich verschwieg, daß ich mich heimlich doch einsam fühlte und recht unglücklich war. Er schien nicht besonders schokiert zu sein, aber er sagte mir, ich müsse beides aufgeben. Wir beteten zusammen, und dann ging ich weg — umgewandelt! Der erste Mensch, der das bemerkte, war meine Wirtin. Ich war um drei Uhr früh nüchtern nach Hause gekommen und ging am nächsten Morgen noch immer nüchtern aus.“

Sandys erster Versuch, ein Zeugnis abzulegen, bestand in einem Brief an Bob und Rip, in dem er ihnen einfach alles erzählte, was ihm begegnet war.

Die Erde hörte für eine Weile auf, sich zu drehen, als der Carburettor-Club Sandys Brief las, in dem er schrieb, er habe bisher versucht, sein Leben selbst zu lenken, was ihm mißglückt sei, und versuche nun, es fortan durch Christus leiten zu lassen, was ihm gut gelinge; und da er nun auf zwei Arten zu leben versucht habe, während sie es nur mit der einen probiert hätten, empfinde er es als seine Pflicht, ihnen mitzuteilen, welche Art die bessere sei.

„Das gab uns etwas zu denken,“ sagte Rip. „Wir stellten unsere Gläser auf den Tisch und fingen an, über die erstaunliche Neuigkeit nachzudenken. Unser Hauptheld war zum verachteten Feinde übergelaufen. Da wir nichts Klügeres zu tun wußten, nahmen wir eine höhnische Haltung ein.“

Sandy schien das ganz ruhig hinzunehmen, was ihm gar nicht ähnlich sah, denn er hatte sich immer gerne gewehrt und besaß eine Zunge wie ein Rasiermesser. Er sagte nur: „Kommt einmal mit, seht euch diese Menschen an und urteilt dann selbst!“ Nun gab Sandy bei sich zu Hause einen Tee, an dem acht Mitglieder aus dem Klub teilnehmen sollten. Als die Gruppe dies vernahm, schickte sie eine Patrouille aus, die aus drei ihrer besten Schützen bestand, und die — was das wichtigste war — im Rücken von einer Batterie von fünfundzwanzig Mann, die ernstlich beteten, gedeckt war.

Diese Patrouille blieb etwa hundert Meter von Sandys Haus entfernt stehen und hielt eine ihrer gefährlichen Schweigezeiten ab. Ehe sie hineingingen, instruierte Ken Twitchell seine beiden Kollegen, nicht in gewählten Ausdrücken zu sprechen und keine frommen Phrasen zu gebrauchen, sondern in einer Sprache zu reden, die auch die „Ungläubigen“ verstehen. Die acht Lämmlein, die sich im Hause befanden, ahnten nicht, was draußen für sie vorbereitet wurde. Als die Drei hereinkamen, wurde der Tee serviert, und alle zeigten sich von ihrer liebenswertesten Seite. Zuerst wollten die Abgesandten der Gruppe allerhand über den gegenwärtigen Stand des Motorsports wissen und fragten überhaupt nach allem, nur nicht nach den religiösen Neigungen der Acht. Aber nach dem Tee rückten sie alle zu einem Kreise zusammen, und die Drei begannen mit der Hauptbeschäftigung des Abends, wobei

sie in Sandy, dem Ex-Anführer der Bande, einen stillen Verbündeten hatten.

Es blieb gar keine Zeit zum Diskutieren, die Gruppe begann sofort mit ihrer erprobten Methode der Zeugnisaussage. Es fing einer damit an, seine Geschichte zu erzählen, und das war eine sehr überzeugende Geschichte. Er war der Sohn eines Pfarrers und wurde, nachdem er sich in England unmöglich gemacht hatte, nach Kanada geschickt, wo er sich jedoch auch nicht besser aufführte. Eines Abends kam er so betrunken nach Hause, daß er ein großes Blutbad anrichtete, indem er allen Hühnern im Hühnerhof die Köpfe abschchnitt. Diese Geschichte wurde von den acht Straßenpiraten mit großem Hallo aufgenommen. Der Erzähler fand nun das Klima in Kanada etwas zu warm — deswegen reiste er südwärts nach New York und verspielte unterwegs all sein Geld — mit Ausnahme von sieben Dollar — beim Pokerspiel. In New York verdingte er sich als Porzellanverkäufer in einem Laden. Einmal kam eine Engländerin in den Laden und fragte ihn ganz beiläufig, ob er für Religion etwas übrig habe, worauf er kurz „nein“ sagte. Sie lud ihn ein, einmal in die Calvary-Kirche zu kommen, und er tat es auch. An einer jener berühmten Donnerstagabendversammlungen lernte er einen jungen Bankier kennen, der in allen Abgründen der Verkommenheit gewesen und dann durch die Kraft Christi wiedergeboren worden war. Aber der Pfarrerssohn hielt sich noch immer für hoffnungslos verloren. So nahm man ihn mit zur Calvary-Mission, wo er die erstaunlichen Geschichten einiger umgewandelter Menschen zu hören bekam, die schon am Rand der Verzweiflung gestanden hatten. Ein Mann erzählte, wie man ihn schwach und krank aus dem Hause gejagt und ihm gesagt habe, er solle fortgehen, um irgendwo zu sterben. Als er einen stillen Ort zum Sterben suchte, gelangte er in die

Calvary-Mission und wurde dort umgewandelt. Diese Geschichte überzeugte den Pfarrerssohn endlich davon, daß auch er den Sieg über seine schlechten Impulse erlangen könne, und daß Christus die wirkliche Antwort für ihn sei.

Der ehemalige Präfekt von Winchester bemerkte während des Zuhörens, wie sich dem Erzähler die Sehnen im Nacken spannten, und seine Geschichte stimmte ihn sehr nachdenklich. Ebenso fiel ihm die Entschlossenheit in den Zügen eines anderen aus der Gruppe auf, dem er es ansehen konnte, daß auch er wußte, was ein Leben in Gott ist, und daß er die Absicht hatte, es um jeden Preis weiterzuführen. Dann wurden die vier Grundsätze der Gruppe vorgebracht, — und Bob machte große Augen. Trotz all der Zeugnisse hielt er es nicht für möglich, daß man absolut ehrlich, liebevoll, rein und selbstlos sein könne. Er sagte, daß er wohl hie und da eine selbstlose Handlung vollbringe, indem er Motorräder repariere, die unterwegs eine Panne erlitten hätten, aber das tue er doch wahrscheinlich nur, weil er eine Vorliebe für Motorräder habe.

„Und wie wäre es, wenn Sie Menschen reparieren würden?“ fragte Ken Twitchell.

„Ich habe Freude daran, Motorräder in Ordnung zu bringen.“

„Sie werden einst noch viel mehr Freude daran haben, Menschen in Ordnung zu bringen,“ prophezeite Ken, ohne zu ahnen, daß Bob dazu ausersehen war, ein ganzes Dutzend Menschen direkt und viele andere indirekt zu „reparieren“, noch ehe die nächsten zwei Jahre um waren.

„Dann versuchten wir, zu diskutieren,“ erzählte Bob weiter, „und ich mußte nach anderthalb Stunden zugeben, daß die Tatsache von Sandys Umwandlung nicht wegzuleugnen sei.“

Und dann folgten die Sonntagabendversammlungen der Gruppe, denen die Acht beiwohnten, und die Rip oft durch Lästerreden laut unterbrach.

„Bei diesen Versammlungen“, fuhr Bob fort, „fiel mir das Leuchten auf Howard Roses Gesicht auf, als er sagte, er sei ein freier Mann. Das beunruhigte mich, und ich pflegte meinen Stuhl etwas weiter von Rip wegzurücken, wenn er die Versammlung durch seine Lästerrungen störte. Ich fing an, mich zu schämen, wenn er in meiner Nähe saß. Dann beobachtete ich einmal, daß einer aus der Gruppe, der an jenem Tage zweimal die Ruderstrecke auf dem Flusse zurückgelegt hatte, bereit war, bis Mitternacht aufzubleiben und einem Manne zuzuhören, der von seinen Schwierigkeiten erzählte. Das war ein Fall von Selbstlosigkeit, wie er mir vorher noch nie begegnet war. Und bei einer Teegesellschaft der Gruppe hörte ich, wie jemand sagte, daß die Unreinheit einfach von uns abfalle, wenn Christus in unser Leben trete. Das glaubte ich nicht und warf ein, daß ich wohl immer würde rauchen und trinken müssen, um meine Gefühle zu verbergen, wenn ich einmal Diplomat geworden sei. Darauf erwiderte mir jemand: ‚Und wenn Sie überhaupt gar keine solchen Gefühle hätten, die Sie verbergen müßten?‘

„Die Gruppe behandelte auch meine gefühlvolle Theorie über die freie Liebe und über die Erotik sehr unfeierlich und sagte, daß das, was mir so rosig erscheine, in ihren Augen sehr schäbig aussehe. Der nächste Schritt geschah, als einer der Leitenden die Führung hatte, Masfields ‚Everlasting Mercy‘ vorzulesen. Ich verschaffte mir ein eigenes Exemplar, und meine Freundin und ich lasen es während der nächsten vierzehn Tage fünfmal durch. Die Zeile: ‚und verleugneten Christus unter Schweinen und Trebern‘ traf mich. Sogar am Frühstückstisch überfiel mich das Bewußtsein meiner Sündhaftigkeit. Es trieb mich früh

aus dem Bett, weil ich es unangenehm fand, im Bett zu liegen und über die Gruppe nachzudenken. Als ich einst im gemeinsamen Eßzimmer beim Frühstück saß, fiel es mir plötzlich auf, daß ich nur für mich selbst sorgte, anstatt aufzupassen, ob mein Nachbar auch etwas auf seinem Teller habe, und ich merkte, wie von Grund aus selbstsüchtig ich war. Das gab mir einen Stoß.

„Dann kam jener denkwürdige Sonntagabend, an dem ich die Gruppe mit dem Entschlusse verließ, es einmal mit dem Standpunkt der absoluten Reinheit zu versuchen, den die Gruppe vertrat. Am Montag nachmittag fiel mir ein, daß ich eigentlich mit einem der Gruppenführer einen Dauerlauf um den Park herum machen könnte, um darin wieder Übung zu bekommen. Während wir liefen, bemühte ich mich, meine Müdigkeit und Niedergeschlagenheit und meine schlechte Verfassung nicht zu zeigen, denn ich vertrat ja die Ansicht, daß man ohne Schaden ein ausschweifendes Leben führen könne. Dieser Wettlauf gab mir einen Ruck, und ich nahm mir vor, Unreinheit, Rauchen und Trinken aus meinem Leben auszuschalten. Ich wollte es an jenem Montagabend mit Gott versuchen. Im Omnibus betete ich und schaute zu dem grauen Himmel auf und bat, was für eine erhabene Macht auch immer dort oben sein möge, sie möchte mir doch zu Hilfe kommen.

„Die göttliche Kraft wirkte an jenem Abend, und ich betete noch einmal, ehe ich zu Bett ging. Seltsam, aber ich fühlte deutlich, daß Christus bei mir war. Am nächsten Morgen hatte ich wieder das Gefühl, daß Christus in meinem Zimmer anwesend sei. Ich hatte mir Ihn immer am Seeufer stehend vorgestellt. Nun stand Er hier im College neben mir, stärkend und ermutigend. Ich wußte nun, daß ich aus einem goldenen Käfig entflohen war. An jenem Morgen waren die Bäume grüner, der Himmel blauer, und die Vögel sangen schöner. Endlich war mir das Evangelium

lebendig geworden. Später unternahm ich wieder einen Dauerlauf, und es ging in der Kraft des Geistes entschieden viel besser und mit viel weniger Mühe. Während jenes Laufes sagte ich zu meinem Freunde, den ich diesmal überholte: ‚Vielleicht werde ich mich euch bald anschließen‘ — der erste Wink, den ich ihm gab, obschon ich die Gruppe bei unserem Pfennigspiel schon immer verteidigt hatte. Wenn die andern höhnten, hatte ich immer gesagt, daß es mit der Gruppe seine Richtigkeit hätte.“

Vierzig persönliche Aussprachen oder Teegesellschaften mit anderen standen während der denkwürdigen Wochen, die nun folgten, auf Bobs Programm. Als Folge davon lernte ein junger Mann, der sich zum Missionar ausbildete, wie er dasselbe wie die Gruppe vollbringen könne. Ein anderer Theologiestudent wurde von seiner moralischen Schwäche und von seiner düsteren Lebensanschauung befreit. Dann ging Bob nach Hause und gewann durch sein neues geistiges Brot eine viel größere Kraft. „Ich legte dort ein Zeugnis ab,“ sagte er, „aber ich fürchte, daß es noch recht unbeholfen war. Ich machte auch ein Unrecht bei einer Versicherungsgesellschaft, bei der ich für einen Motorradunfall eine zu hohe Entschädigung verlangt hatte, wieder gut. Während der ersten Hälfte dieser Unterredung war ich nicht ganz sicher, ob man mich nicht anzeigen würde. Man fragte mich, weshalb ich dieses Geständnis abgelegt hätte, und ich erzählte dem Beamten, daß ich Christus gebeten hätte, mein Leben für mich zu lenken. Er war zuerst etwas verblüfft und wurde dann sehr freundlich und bat mich, ich möchte doch an der Universität mit seinem Neffen in Verbindung treten. Außerdem brauchte ich nur neun Pfund zurückzuerstatten anstatt zwanzig, wie ich eigentlich erwartet hatte.

„An jenem Abend gab es noch mehr Gelegenheit, begangenes Unrecht wieder gutzumachen. Ich hatte dem

Sohne eines reichen Mannes für neun Guineen in der Woche Nachhilfestunden gegeben und mich dabei auf ein Zeugnis gestützt, das eigentlich überholt war. Ich bekam die Führung, dem Manne die Wahrheit zu sagen, wobei ich ungefähr dreißig Pfund aufs Spiel setzen mußte, Aber anstatt daß ich etwas verlor, kam mir der Mann sehr freundlich entgegen, und ich wurde für die kommenden Ferien wieder engagiert und erhielt obendrein noch sechszwanzig Pfund für die bevorstehende Südafrikareise der Gruppe.“

Während der nächsten Woche wurde Bob von einer ganzen Reihe von Menschen aufgesucht, die alle seine Hilfe beanspruchten, und blieb oft bis zwei Uhr morgens mit ihnen zusammen. Nach Verlauf eines Monats war er schon bei einem Team von 70 Personen und sammelte reiche Erfahrung im aktiven Dienst. Einer seiner besten Freunde kam fast sogleich nach seiner Umwandlung zu ihm und faßte den Entschluß zur Übergabe. Bob ging mit nach Südafrika, während seine Geschichte im ganzen britischen Reich und darüber hinaus bekannt wurde.

*

Als letzter der drei Musketiere vollzog Rip, der an der ersten Gruppenversammlung, der ich beiwohnte, so fröhlich gesprochen hatte, seine Übergabe. Vielleicht kann man auch ihn am besten darstellen, indem man ihn durch die Augen seiner Kameraden sieht. Bob beschreibt ihn folgendermaßen: „Rip sieht aus wie Harold Lloyd — er trägt eine Hornbrille, hat semmelblonde Haare, eine schöne Stimme und spricht, um seine Befangenheit zu verbergen, ziemlich laut und lenkt so doch die Aufmerksamkeit auf sich. Er konnte sehr wenig Bier vertragen. Sein ‚Fassungsvermögen‘ betrug nur ungefähr einen halben Liter. Wir andern schauten eigentlich auf ihn herab, weil man ihn schon

hinaustragen mußte, wenn wir überhaupt erst anfangen, uns vollzupumpen. Er ist mittelgroß, kann ganz anständig Motorrad fahren und ist ein guter Jazzpianist.“

Und jetzt kommt Rips drollige Umwandlungsgeschichte.

„Als ich zum ersten Male eine Gruppe besuchte, hatte ich mich vorher ein wenig mit Bier gestärkt und nahm ein paar Freunde mit, die, was Religion betraf, meiner eigenen Schule angehörten, weil ich sah, daß Sandy lange Zeit hindurch nüchtern blieb und daß irgend etwas mit ihm vorgegangen sein mußte. Ich war Atheist und hatte kurz vorher eine Abhandlung über das Thema: ‚Die Unmöglichkeit der Existenz einer persönlichen Gottheit‘ geschrieben. Ich hatte gehört, daß einige aus der Gruppe von derselben moralischen Schwäche befreit worden waren, die auch mich nun schon seit Jahren gefangenhielt, und die ich schon gar nicht mehr als eine Niederlage betrachtete.

„Ich diskutierte sehr gerne mit den Gruppenleuten; aber was mir am meisten Eindruck machte, war ihre Fröhlichkeit, ihre Freundlichkeit und ihr durchaus unfrömmelerisches Wesen. Ich ging ein paarmal am Sonntagabend in die Gruppe und brauchte meinen Freunden gegenüber die Entschuldigung, es lohne sich schon allein wegen des Durstes, den ich nach zwei Stunden völliger Abstinenz in einem heißen Zimmer bekäme, zu kommen. Aber im Grunde sehnte ich mich nach dem Glück und dem inhaltsreichen Leben dieser Menschen, obwohl ich nicht wünschte, religiös zu werden und meine Abende nicht mehr nach meinem eigenen Sinn verbringen zu können.

„Ich begegnete Frank in Wallingford und war entzückt von seinem köstlichen Humor. Der ganze Car-burettor-Club — eine ziemlich schlimme Gesellschaft, deren Betätigung sich nicht allein auf das Autofahren beschränkte, obschon wir unsere Wagen oft genug

abends benutzten — fuhr nach London, um mit Frank zu Abend zu essen. Während des Essens bat mich Frank, ihm meine beste Geschichte zu erzählen, doch wußte ich keine einzige, die ich in Damengesellschaft erzählen konnte, obschon ich für mein Repertoire gewissermaßen berühmt war. Es fragte mich jemand, weshalb ich nicht zur Gruppe gehöre, und ich erinnere mich, daß ich zur Antwort gab: ‚Weil ich zu selbstsüchtig bin.‘ Doch war das noch kaum die halbe Wahrheit.

„Kurz danach lud mich Frank nach Edinburg ein. Ich dachte: wenn die Gruppe so tut, als ob es einen Gott gäbe, will ich das Spiel noch ein wenig interessanter gestalten, indem ich auch den Teufel hineinbringe. Dementsprechend unterzeichnete ich den Brief an Frank folgendermaßen: ‚Ganz ergebenst Ihr Rip, Sünde & Co.‘ Ich machte mich auf meinem Motorrad nach Edinburg auf, kam aber nur bis Derby, wo mich ein furchtbarer Schneesturm zwang, mit dem Zuge weiterzureisen. Nach einer unangenehmen Nachtfahrt kam ich morgens um sieben Uhr sehr verstimmt an, und das erste, was mir dort begegnete, war Franks Aufforderung, ich sollte mir ‚lange wollene Unterwäsche‘ kaufen. Puh!

„Dann kam die erste große Abendversammlung. Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, daß Frank gerade mich zum Sprechen auffordern könnte. Und noch viel weniger war dies den Teamleuten in den Sinn gekommen, die sich vor Schreck an ihren Stühlen festhielten, als dies plötzlich geschah. Ich weiß noch, daß ich furchtbar geschwitzigt habe, aber was ich sagte, weiß ich nicht mehr; doch hat ohnehin niemand große Notiz davon genommen. Dann bekam ich genug von der Geschichte und war ärgerlich darüber, daß alle irgendwie mittaten, nur ich nicht. Ich war ganz und gar nicht von meiner Sündhaftigkeit überzeugt, aber ich wußte, daß diese Menschen alle viel glücklicher

waren als ich — und das war es ja, weshalb ich gekommen war. Ich mußte jedoch dieses Ziel wieder fallen lassen, als ich ein bis zwei Wochen dabei war und merkte, daß es nicht nur auf das Glücklichein ankam. Und doch war dies der Grund, um dessentwillen ich ursprünglich die Übergabe vollzog. Ich ging ins Hotel und traf jemand vom Team:

„Haben Sie in den nächsten fünf Minuten etwas vor?“

„Nein.“

„Dann kommen Sie mit und bekehren Sie mich!“

„Das war wörtlich unser Gespräch — ich erinnere mich sehr deutlich daran. Wir gingen hinauf und knieten vor einem Bette nieder, wobei ich mir ziemlich dumm vorkam. Dann bat ich Gott, die Führung meines Lebens zu übernehmen und mir zu sagen, was ich tun solle. Das erste, was mir in den Sinn kam, war, ich solle diesem Manne eine Lüge bekennen; das zweite, ich solle meiner Mutter telegraphieren, die zwar sehr religiös war, aber ihren Glauben noch nicht weitergeben konnte; drittens, ich solle meinen Freunden erzählen, wie ich stand; und viertens, ich solle dem Leiter meiner Schule zwei Bücher zurücksenden und ihm schreiben, weshalb ich sie zurückschicke, was mir gar nicht leicht fiel.“

*

Durch Rips Kapitulation wurden die drei Musketiere wieder vereint. Noch immer versuchen sie Stadt und Land auf den Kopf zu stellen — aber jetzt in einem anderen Sinn.

Und das ist die wahre Geschichte, wie der Car-burettor-Club im Jahre des Heils 1930 in die Luft flog.

VIII

FRANK HANDELT

Der Mai kam und mit ihm der sagenhafte Frank — zurück von einer fruchtbaren Reise durch Südamerika. Obschon Ken Twitchell mich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die Gruppen zu jener Zeit nicht an die Öffentlichkeit zu gelangen suchten, da die Zahl ihrer Führer nur ausreichte, um das schon erweckte Interesse zu befriedigen, versprach er mir ein Interview mit Frank, unmittelbar nach dessen Ankunft. An einem Maimorgen kündigte mir Kens Stimme durchs Telephon an, daß Frank in London sei und sich freuen würde, mich zu sehen.

Ich lud Beide zum Lunch ein. Franks „Führung“ war, daß ich statt dessen zum Tee in Brown's Hotel kommen solle. Ahnungslos ging ich hin und traf zum ersten Male den gutgekleideten Doktor der Gottesgelehrsamkeit, den menschlichen Begründer der Oxfordgruppe, der mich liebenswürdig-fröhlich empfing. Frank ist rundlich, gütig, entgegenkommend und sehr lebhaft. Er erzählte viel, mit jener lebhaften, knarrenden, doch nie unangenehmen Stimme, die ihm eigen ist. In Südamerika hatte er Großes erlebt. Während der ganzen Reise hatte er die Gegenwart und Führung des Heiligen Geistes in der erstaunlichsten Weise gespürt. Er hatte viel vom Bolschewismus in Südamerika gesehen. Er war nun noch mehr davon überzeugt, daß die Welt, um wieder zurechtzukommen, die Führung des Heiligen Geistes und nicht den Bolschewismus braucht.

Ich hatte nie zuvor einen Geistlichen — und Frank ist ein Geistlicher — sich so natürlich über den Heiligen Geist aussprechen hören. Die meisten Geistlichen schienen mir in dieser Beziehung unsicher. Frank ging im Zimmer auf und ab, Kopf und Schultern nach hinten geworfen, die Hände auf dem Rücken, mit ähnlichen Bewegungen und derselben lebendigen Zielbewußtheit, wie ich sie bei Lloyd George bemerkt hatte, als ich ihm in unserer Redaktion vorgestellt wurde. Wir sprachen über die religiösen Artikel, die in unserem Blatte erschienen waren.

Ich erklärte, was ich über die Veröffentlichung einer Artikelreihe über die Oxfordgruppe im Sinn hatte, und Frank hörte ohne Unterbrechung zu, bis ich vorschlug, unsere Leser einzuladen, sich in einer Zeitungsdiskussion für oder gegen die Bewegung auszusprechen.

„O nein, auf keinen Fall!“

Frank lehnte den Vorschlag rundweg ab. Die Gruppe suche die Öffentlichkeit nicht; man sei bereit, Auskunft zu geben, wenn diese korrekt veröffentlicht und der Gegenstand mit Ehrfurcht behandelt werde. Zeitungskontroversen über Religion führten zu nichts. Das Neue Testament sei gegen dergleichen. Sie könnten wohl für kurze Zeit das Interesse wachrufen, aber ihr eigentlicher Nutzen sei gering. Die Leute, deren Interesse geweckt worden sei, würden nachher wieder im Stich gelassen, während die Zeitung zu ihrer alltäglichen Aufgabe, Neuigkeiten zu verbreiten, zurückkehre. Diese Art von Bekanntwerden nütze der tiefen geistigen Bewegung, der er diene, gar nichts. Sie würde mehr Schaden als Nutzen bringen.

Ferner — damit traf er mich — sei die Führung des Heiligen Geistes dagegen, mich zu irgendeiner Veröffentlichung über die Oxfordgruppe zu ermutigen, bevor ich selbst geistig zu dieser Aufgabe reif geworden sei.

Dieser merkwürdige Lebensumwandler hatte Mut. Er stellte mir die eigenartigste Zumutung, die ich während fünfundzwanzig Jahren journalistischer Tätigkeit in London je erhalten hatte; obwohl mir einfiel, daß ich einige Jahre vorher selbst einer bekannten Persönlichkeit etwas Ähnliches nahegelegt hatte. Frank drehte den Spieß um, indem er mir sagte, er fühle, daß der Heilige Geist gegen mein Schreiben über die Gruppe sei, bis ich Ihn selbst richtig erlebt hätte. Wußte Frank eigentlich, daß Journalisten nie andere um Erlaubnis fragen, worüber sie schreiben sollen? Scheinbar nicht. Noch wußte er oder schien sich darum zu kümmern, daß ich während vieler Jahre versucht hatte, das Christentum zu leben, fast jeden Tag die Bibel las, zwei- oder dreimal täglich betete (wie die Pharisäer), gelegentlich Sünden bereute und versuchte, mit der Lehre des Neuen Testaments in Einklang zu leben, so wie ich sie verstand, alles das, während ich mich bemühte, mich selbst und die Zeitung täglich durch einen Irrgarten von Schwierigkeiten zu steuern. Ich war Kirchenältester, Schatzmeister eines Kirchenbafonds, der Urheber fabelhaft erfolgreicher Leitartikel (weltlicher und geistlicher Art), und außerdem war mir etwas Verfolgung, vielleicht um der Gerechtigkeit willen, gar nicht fremd. Und schließlich bezog ich das höchste Gehalt einer Zeitung, die Franks junger Bewegung gerade diejenige Hilfe bringen konnte, die sie brauchte.

Eine Zeitlang fragte ich mich, ob Franks unschmeichelhafte Haltung nicht nur ein geschickter Trick sei, ein Versuch, mir Sand in die Augen zu streuen, indem er den Heiligen Geist vorschob, um sich zu vergewissern, daß wir nur das veröffentlichen würden, was er wollte, ungeachtet unserer wirklichen Überzeugung von seiner Lehre. Jedenfalls waren meine Zweifel über ihn so ehrlich, wie die seinen über mich. Schließlich weiß man

doch am besten über sich selbst Bescheid und über das Leben, das man zu führen versucht; mögen andere sagen, was sie wollen, wenn sie sich davor fürchten, dieselbe Anstrengung zu machen, sei nun ihr Motiv natürliche Abneigung, Selbstrechtfertigung, Eifersucht oder gewöhnliche Projektion.

Was konnte es in meinem Leben geben, das Frank berechtigte, bei unserem ersten Zusammentreffen zu sagen, der Heilige Geist sei gegen meine Mitarbeit? Natürlich war das eine Vermutung, die man gegen jedermann hegen konnte. Der Vorteil war sicher auf seiten des Herausfordernden. Der erste Stoß war ihm gelungen. Aber selbst wenn er mit seiner Annahme recht hatte; war damit auch sein Einwand gerechtfertigt? Die Besprechung einer neuen Bewegung konnte keinen Schaden bringen, außer wenn sie selbst Schädliches enthielt. Außerdem gab es doch in der Heiligen Schrift bezeichnende Stellen über diejenigen, die nichts zu verbergen haben und deshalb bereit sind, alles ans Licht zu bringen. Unsere Schriftsteller hatten ihre Einstellung bekannt und sich damit der Kritik unserer Leser ausgesetzt. Arnold Bennett hatte das schwere Geschütz der lieblosen Frommen über sich ergehen lassen müssen. Wenn ein Freidenker bereit war, auf meine Einladung hin offen zu bekennen, weshalb sollte dann Frank Einwände erheben, wenn er doch wußte, daß ich auf seiten der Engel war, so gut wie er? Wenn Frank wirklich wünschte, daß die Sünde ans Licht gebracht und als der Krebschaden erkannt würde, der sie ist, wie viel eher sollte dann nicht seine neue Bewegung ins hellste Licht gerückt werden, um von Allen auf ihre Reinheit hin geprüft werden zu können! Auf jeden Fall konnten wir das tun, ob es ihm paßte oder nicht. Der Herausgeber blieb immer die entscheidende Instanz.

Noch immer sagte Frank: „Nein.“ Er war sicher, daß er geführt sei, „nein“ zu sagen. Und wenn ich mir

diese Unterredung im Lichte späterer Ereignisse vorstelle, bin auch ich sicher, daß er recht hatte.

Frank wurde „geführt“, mir an jenem Nachmittag und Abend noch mehrere unerwartete Dinge zu sagen. Etwas, das er mir während des Abendessens sagte, interessierte mich ganz besonders. Er hatte sich gerade zum zweitenmal Spargeln auf seinen Teller genommen, als ich ihn fragte, wo der gewöhnliche Menschenverstand ende und die Führung beginne.

„Ich behaupte nicht, daß jede Einzelheit in meinem Leben geführt ist,“ sagte Frank. „Zum Beispiel hatte ich keine Führung, diese Spargeln zu nehmen. Ich war hungrig und esse gerne Spargeln. Doch, wenn ich auf Führung warte, kommt sie, wann immer ich sie brauche. Und so kommt sie zu jedem.“

Später sagte er: „Wir müssen mit dem Meißel, dem Hammer und der Niete arbeiten. Man macht eine Öffnung und vernietet sie, dann wird sich an jener Stelle nie wieder eine Schwäche zeigen.“ Das war Franks Methode mit mir an jenem Nachmittag.

Christus durchschaute die Sünde in der Samariterin am Brunnen und in den anderen Menschen.

Aber Frank verlangte an jenem Tage kein Sündenbekenntnis von mir, obschon ein echter Journalist bereit sein mochte, ein wenig um einer guten Geschichte willen preiszugeben.

Nichtsdestoweniger tauchten während des Gesprächs meine eigenen Sünden auf, unwillkürlich, und der Weg künftiger Überwindung wurde mir klar, beinahe ehe ich wußte, was geschah. Wahrscheinlich war meine Eitelkeit schuld daran. Ich war so begierig, diesem ungewöhnlichen Evangelisten einige meiner eigenen Erfahrungen mit dem Übernatürlichen zu erzählen, teils um der Sache willen, vielleicht aber noch mehr, um ihm zu zeigen, daß auch ich praktische Erfahrung auf diesem Gebiet habe.

Vielleicht wollte ich ihm nur Eindruck machen, vielleicht aber auch seine kränkende Mutmaßung widerlegen, daß ich geistig nicht so weit sei, seiner Bewegung journalistisch gerecht zu werden.

„Erzählen Sie mir nur, was Sie wollen,“ sagte Frank, mitten im Zimmer stehend. Seine ganze Haltung zeigte die Bereitschaft, aufmerksam zuzuhören. Zuerst erzählte ich ihm von einer ekstatischen Erfahrung, die um einige Jahre zurücklag. Ich hatte im Neuen Testament gelesen, das ich während meiner ersten Jahre in Fleet-Street als unbequem beiseitegelegt hatte. Obschon ich zum Christentum zurückgekehrt war, empfand ich keine große Zerknirschung, wenn ich hie und da gegen seine Lehre verstieß, angesichts meiner ungewöhnlichen Umstände, und da ich niemandem dabei wehtat. Je mehr ich mich aber mit dem Neuen Testament beschäftigte, um so deutlicher wurde mir, daß einige meiner Schwächen unbedingt unerlaubt waren. Da, als eines Tages eine Versuchung an mich herantrat, der ich gewöhnlich erlag, nahm ich einmal den Weg nach rechts, anstatt mich, wie gewöhnlich, nach links zu neigen. Gerade diese richtige Wendung verschaffte mir das erstaunliche Erlebnis, das ich jetzt Frank erzählte. Kurz darauf war ich in meinem Zimmer, als ich plötzlich von einer unbeschreiblich starken Glückseligkeit erfüllt wurde, die alle menschlichen Freuden übertraf. Rein körperlich schien meine linke Seite besonders Träger dieser Glücksempfindung zu sein.

Es war Tageslicht; ich war vollständig angezogen und mir meiner Umgebung voll bewußt. Aber die Freude, die dieser beseligenden Erfahrung folgte, war so wunderbar, daß sie alles weit überstieg, was als Folge einer guten Durchschnittstat nach der Pfadfinderregel geschehen kann, so daß ich ganz natürlich in der Ekstase eines inspirierten Gebetes auf die Kniee

sank. Und als dieser ungewöhnliche Trancezustand weiterdauerte, schien es mir, als würde ich aus mir hinausgehoben in eine Region des Sonnenscheins, von wo aus ich sehen und liebevoll daran teilnehmen konnte, wie sich die Menschen blind im Schatten mühen, weil der Schatten sie daran hindert, die herrliche Zukunft zu sehen, die ihnen bestimmt ist, und in die ich auf so wunderbare Weise eingetaucht worden war.

Damals erfaßte ich, daß auch Freude unerträglich werden kann, und daß die Freude, wie der Schmerz, aufhört, wenn sie das Maß des Erträglichen überschreitet. Kein Menschenkind könnte mehr als eine halbe Stunde lang eine solche Ekstase ertragen. Was mir damals geschah, weiß ich heute noch nicht, aber ich bin sicher, daß mir der Schöpfer erlaubte, eine volle halbe Stunde am Rand des Paradieses zu weilen. Und wenn es im Himmel noch herrlicher ist, kann ich verstehen, daß Paulus sagt, daß nie ein Auge gesehen noch ein Ohr gehört, was der Herr denen bereitet hat, die Ihn lieben. Als ich später ein Buch über englischen Mystizismus von Dean Inge las, sah ich, daß dieser Trancezustand nicht nur von mir, sondern schon von vielen andern erlebt worden war und in einigen Selbstbiographien von Mystikern beschrieben ist.

Ich mag gedacht haben, daß ich im Vergleich mit anderen ein besonders wertvoller Christ sei, um diesen Vorgeschmack des Paradieses zu erfahren. Wahrscheinlich nahm ich an, daß auch Frank so denken würde, als ich ihm diese Geschichte an jenem Nachmittag in Brown's Hotel erzählte. Er hörte aufmerksam zu und wartete; aber er sagte nichts.

Dann beschrieb ich ein anderes Erlebnis, das genau so überraschend über mich gekommen war. Aber während jenes mir eine halbe Stunde lang eine so überwältigende Freude bereitet hatte, daß keine irdische Erfahrung damit verglichen werden kann,

versetzte mich dieses während der nächsten achtundvierzig Stunden in eine Schreckensangst. Und noch immer überläuft mich ein Schauer, wenn ich daran zurückdenke. Dieses zweite Erlebnis kam als eine Art nächtlichen Spuks. Ich hatte geschlafen, wurde aber durch ein menschliches Antlitz an meinem Fenster geweckt. Zwischen diesem Gesicht und mir selbst befand sich etwas Schwarzes, Böses. Sonst war niemand in meinem Zimmer. Das menschliche Gesicht verschwand; aber in der Dunkelheit hatte ich eine starke Empfindung von der Gegenwart des Bösen, Unheilvollen. Mein unsichtbarer Besucher, der mich von dem entschwundenen Gesichte trennte — dieser Dämon — hatte, wenn er eine lebende Wesenheit und nicht eine schwarze Wolke von Bösem war, sicher in der Welt der Menschen nichts zu suchen. Er oder es schien sich ins Zimmer zu stehlen und die Atmosphäre über mir zu erfüllen; dann senkte es sich herab, sickerte in meinen Körper und durchdrang meine linke Seite mit einer finsternen Häßlichkeit, ebenso, wie zuvor die leuchtende Erscheinung meine linke Seite durchdrungen hatte. Auch dieser Alp blieb, wie der frühere glückliche Zustand, annähernd eine halbe Stunde, während welcher Zeit ich wach war und es mir nicht gelang, ihn zu vertreiben, — ein dunkler Schatten, der mich mit seiner Schwärze durchdrang und alle Gefühle des Schreckens, der Schuld und der Trennung von Gott hervorrief, die die verlorene Seele sicherlich durchkosten muß. Wieder hatte ich keinen andern Rückhalt als das Gebet — eine Reihe von Wiederholungen des Vaterunsers mit besonderer Betonung der Erlösung vom Bösen. Am Ende einer halben Stunde fühlte ich meinen Körper wieder frei, obschon ich nicht weiß, wie der Dämon sich entfernte. Er war dagewesen und war dann nicht mehr da. Aber diese Erfahrung war so durchdringend wirklich, daß es einiger Zeit bedurfte, ehe ich mich wieder

völlig wohl fühlte, wenn ich allein war, da ich eine Wiederholung des Besuches fürchtete.

Aber was war mit mir los? Drohte mir der Wahnsinn? Oder hatte ich wirklich eine Begegnung mit einem bösen Geiste erlebt? Es gibt genug unglaubliche Geschichten über sie in der Bibel, wenn man sie auch in etwas anderes umzudeuten versucht. Als ich über diese unheimliche Erfahrung nachgrübelte, kam mir die Idee, daß mein Besucher wahrscheinlich von jemandem geschickt worden war, der in der schwarzen Magie herumpfuschte und etwas gegen mich im Schilde führte. Später begegnete mir das Buch einer englischen Dame „The Riding Light“, das über Erfahrungen mit dem Unheimlichen sprach. Noch später las ich ein Buch von Lord Frederic Hamilton „Die Tage vor dem Gestern“, das auch eine Art Bestätigung meiner eigenen Erfahrung enthielt.

Als ich diese beiden Geschichten von geistigem Licht und geistigem Schatten beendet hatte, schlug Frank weder Hellseherei noch schwarze Magie als Erklärung vor. Doch zeigte er mir rasch, was ich selbst von Anfang an hätte erkennen sollen.

„Jene beiden Erlebnisse“, sagte er, „beziehen sich auf dieselbe Sünde, die Gott aus Ihrem Leben entfernen möchte, damit Er Seine Pläne in Ihnen erfüllen kann. Er kann eine Absicht mit Ihnen haben, die Sie durch eine schwere Sünde immer wieder durchkreuzen.“

Es wurde Licht. Sogar wenn der Hinweis, daß Gott etwas besonderes für mich zu tun haben könnte, eher schmeichelhaft als begründet schien, hatte vielleicht doch eine bestimmte Sünde in mir bewirkt, daß in der mystischen Erfahrung, die ich beschrieb, entgegengesetzte Pole berührt wurden.

Franks Stimme rief mich auf die Erde zurück. Er sprach ernst und drang in mich, ich solle das Nötige tun, um mich gegen weitere Rückfälle zu schützen. Er erwähnte jemand, dem ich unrecht getan hatte, und forderte mich auf, zu ihm zu gehen und ihm die Tatsachen zu gestehen. „Es tut nichts, wenn der andere auch sein Teil Schuld daran hat,“ meinte er. „Sie tun das Ihrige. Der andere mag dann bekennen oder nicht. Das braucht Sie nicht zu kümmern.“

Franks Geheiß, ich solle jede Form der Sünde aufgeben und eine unübersteigbare Mauer zwischen ihr und mir aufrichten, überrumpelte mich, obschon ich darauf hätte vorbereitet sein sollen, nachdem ich schon genug von seiner Taktik wußte. Ich fand seine Forderung unberechtigt, da gegen mich genau so gesündigt worden war, wie ich selbst gesündigt hatte, vielleicht sogar mehr.

„Und wenn es weitere Schwierigkeiten verursacht?“ war mein Einwand.

„Ich treibe Sie nicht dazu, etwas zu tun, das irgend jemandem wehtun könnte.“ Er wartete schweigend auf Führung. „Wenn Sie sicher sind, daß das geschehen könnte, dann tun Sie es nicht.“

In diesem Augenblick kam er mir vor wie eine Urkraft, voller Mitgefühl, aber unerbittlich!

Und dann schlug Frank natürlich die unumgängliche Schweigezeit vor. Er nahm zwei Notizblätter und gab mir eines davon. Wir setzten uns hin und lauschten in betendem Schweigen. Ich versuchte, wieder einen dieser bedeutungsvollen Gedanken aufzufangen. Es kam nichts Außergewöhnliches: eine ganze Menge gewöhnlicher menschlicher Gedanken, aber keine bedeutenden. Ich hatte keine Lust, dem Menschen, den Frank genannt, meine Sünden zu bekennen, aber ich wollte die Probe ehrlich zu Ende führen. Und nun stimmten meine Gedanken in dieser Schweigezeit

doch mit dem überein, was Frank betont hatte, ob-
schon es meinen Wünschen zuwiderlief. Ich schrieb
meine Gedanken nieder; dann las ich sie Frank laut
vor, und zu meiner Überraschung versicherte er mir,
daß es gottgegebene Gedanken seien.

„Ach was,“ sagte ich zu mir selber. „Das ist eine viel
zu bedeutende Auslegung.“ Wie in aller Welt konnten
ein paar auf ein Blatt Papier gekritzelt wandernde Ge-
danken, die nicht einmal bedeutend oder von mysti-
schem Gefühl begleitet waren, mit gesundem Verstande
als Gottes Gedanken ausgelegt werden? Doch war ich
noch immer entschlossen, die Sache durchzuführen,
da Probieren über Studieren geht. Schließlich fühlte
ich mich auch geschmeichelt, daß man mir das Schwie-
rigste zumutete, obwohl Frank davon gar nicht weiter
berührt schien. Später gestand ich ihm, daß es die
schwerste Aufgabe war, die man mir überhaupt hätte
stellen können, und er erwiderte scherzend: „O, das ist
noch gar nichts gegen das, was von Ihnen auf dieser
Basis christlichen Lebens verlangt werden könnte!“

War ich im Begriff, darauf einzugehen, weil ich
Angst hatte, eine Herausforderung abzuschlagen? Oder
um wirkliche Feigheit zu verbergen? Oder weil ich
glaubte, dies sei ein richtiger Schritt vorwärts im
christlichen Leben? Oder weil ich eine brauchbare
Geschichte dahinter witterte? Bis heute kann ich
zwischen diesen vier Motiven nicht unterscheiden.
Sie waren alle vorhanden.

Während unseres Gespräches war Ken Twitchell auf
einen Blick von Frank hin aus dem Zimmer geschlüpft.
Ich dachte, sein Weggehen sei verabredet gewesen.
Später hörte ich, daß man in der Gruppe Aussprachen
unter vier Augen für sehr wichtig hält. Jetzt kam
Ken Twitchell zurück, und Frank hatte die Führung,
daß wir zusammen essen und Ken und ich später

zur Donnerstagabend-Gruppe in Harley-Street gehen sollten: typisch für diesen modernen Evangelisten, der nie so in die Gegenwart versunken ist, daß er darüber die Zukunft vergißt. Der Grund, weshalb Frank nicht mitkam, war, daß er einen Unglücklichen zu besuchen hatte, dessen Not ihn bis tief in die Nacht festhalten konnte. Ich sagte Frank „Gute Nacht“, nachdem ich den unangenehmsten Auftrag meines Lebens freiwillig übernommen hatte.

IX

DAS WIEDERGUTMACHEN DER SÜNDEN

Sage den Kindern Israel und sprich zu ihnen: Wenn ein Mann oder ein Weib irgend eine Sünde wider einen Menschen tut, und sich an dem Herrn damit versündigt, so hat die Seele eine Schuld auf sich; und sie sollen ihre Sünde bekennen, die sie getan haben, und sollen ihre Schuld versöhnen mit der Hauptsumme, und darüber das fünfte Teil dazu tun, und dem geben, an dem sie sich's verschuldigt haben.

4. Mose 5, 6—7.

Die Gruppenversammlung in der Harley-Street, die ich nach meiner Aussprache mit Frank besuchte, war eine der eindrucksvollsten, der ich je beigewohnt habe: eine jener seltenen Gelegenheiten, bei denen man sich der Gegenwart und Führung des Heiligen Geistes voll bewußt wird.

Ich hatte Ken Twitchell nicht erzählt, was Frank von mir verlangt hatte. Doch spürte ich an jenem Abend etwas in seinem Blick, das mir zeigte, daß er mich verstand, wofür ich ihm sehr dankbar war. Erst später merkte ich, daß er mich deshalb so angeschaut hatte, weil er einst selbst eine Erfahrung durchgemacht hatte, die der meinigen nicht unähnlich war.

*

Bevor ich am folgenden Morgen auf mein Bureau ging, besuchte ich die von Frank erwähnte Person und enthüllte ihr die demütigenden Tatsachen. Es war kein angenehmer Besuch, und die Dinge, die ich zu bekennen hatte, waren keine Überraschung für sie. Ich wurde

getadelt wegen der ungeschickten Weise, in der ich mich ausdrückte, und wegen der frühen Stunde, die ich für meine Aufgabe erwählt hatte. Ich hatte bei dieser Tat nichts von einem inneren Hochgefühl verspürt, aber sie war nun wenigstens geschehen, und nichts konnte sie ungeschehen machen. Ich hatte gegen die Wiederholung meiner früheren Sünde einen schützenden Pfahl eingerammt — wie Frank es denen, die seiner Lehre nachfolgen wollen, so sehr empfiehlt. Außerdem durfte ich später bei der betreffenden Person eine geistige Umwandlung feststellen, zu der es wahrscheinlich ohne meine eigene Aufrichtigkeit nie gekommen wäre. Ich erwähne dies einfach als eine Tatsache.

Franks Methode, die Menschen zur Versöhnung und zum Wiedergutmachen ihrer Sünden zu veranlassen, wird gelegentlich von solchen kritisiert, die vor diesen hohen Anforderungen der Gruppe zurückschrecken. Solche Kritik kann aus Schuldbewußtsein oder aus Feigheit entspringen oder auch aus ehrlichem Bedenken gegen ein so schweres Gebot. Auf jeden Fall verlangt Christus, daß wir uns mit unserem Bruder versöhnen sollen, ehe wir unsere Gabe auf den Altar legen — ein schweres Gebot, das jedoch bei der Verwirklichung der hohen Ideale des Christentums unumgänglich ist. Doch soll das Wiedergutmachen nur unter Führung geschehen.

Wenn Wiedergutmachung unweise und unbedacht herbeigeführt wird, kann manchmal Schaden angerichtet werden. Doch läßt die Gruppe in bezug auf die Notwendigkeit der Versöhnung und des Wiedergutmachens keinen Kompromiß zu. Zachäus sagte zu Jesus, wenn er jemand übervorteilt habe, wolle er den Betrag nach dem Gesetz Mose vierfach zurückerstatten. Doch wie kann z. B. einer, der nichts besitzt, gestohlenes Gut vierfach zurückgeben? Weshalb sollte man Unannehmlichkeiten heraufbeschwören, wenn man gar nicht in der Lage ist, sein Unrecht wieder gutzumachen? Auf

diese Fragen kann man nur antworten, daß sich in diesen Dingen jeder nach seiner eigenen Führung, die er allenfalls noch mit der Führung anderer vergleichen kann, entscheiden muß.

Nehmen wir an, ein Mensch, bei dem man sich entschuldigt, oder dem eine Versöhnung angeboten wird, reagiere feindlich, — was ist da zu tun? Im allgemeinen wird er gar nicht böse werden, denn der Akt des Wiedergutmachens hat die psychologische Wirkung, daß der andere sich gehoben fühlt, was ihn gegen sich selbst und gegen alle übrigen Menschen — einschließlich seines gedemütigten Gegners — in gute Laune versetzt. Sollte er jedoch anders reagieren (sagt die Gruppe), dann muß sein Benehmen freundlich aufgenommen werden, als natürliche Konsequenz unseres eigenen Unrechts. Es wird nichts ohne Schmerz geboren, und es wird auch keine Seele ohne Schmerz wiedergeboren.

Alles muß den Anforderungen des neuen Lebens untergeordnet werden, auch wenn es die Mißbilligung anderer hervorrufen sollte, da die Gruppe in der Gnade unseres Herrn Jesus Christus, in der Liebe des himmlischen Vaters und unter der ständigen Führung des Heiligen Geistes steht — eine Segnung, die genau das enthält, was damit ausgesagt ist, und die nicht nur eine leere Form bedeutet.

Frank würde den Menschen nie raten, etwas zu tun, wozu er nicht auch selbst bereit wäre, oder was er nicht wirklich als geistig wertvoll erkannt hat. Hier folgt eine seiner eigenen Erfahrungen auf diesem Gebiet, von der er mir einst auf meinem Zimmer in Selwyn College, Cambridge, erzählte, als ich dort einer Hauspartie beiwohnte. Die Bischöfe von Norwich und Leicester und der präsidierende Bischof der amerikanischen Episkopalkirche waren auch dort. Und am

nächsten Tage sollte noch ein weiterer Bischof ankommen, der bei jener chinesischen Hauspartie dabei gewesen war, während welcher Frank selbst etwas wiedergutmachen mußte. Hier sind Franks eigene Worte:

„Es war bei der ersten religiösen Hauspartie, die ich veranstaltet hatte, im Hause eines berühmten chinesischen Diplomaten, das an einem der schönsten Orte in China, einst einem Lieblingsaufenthalt der alten chinesischen Philosophen, lag. Überall auf den felsigen Bergen und in den sonnigen Tälern standen zerfallene Pagoden, die in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts während der Taipingrevolution zerstört worden waren. Von unserem schönen Bergort aus konnte man den Yangtsekiang sehen, der sich durch das Tal schlängelt wie ein gelber chinesischer Drache.

„Ich pflegte hinauszugehen und mich auf einen Fels zu setzen, um die herrliche Aussicht zu genießen. Während der ersten beiden Tage hatte ich ein wunderbares Gefühl der Gemeinschaft, der Kameradschaft, der Freude und des Friedens. Am dritten Tage fühlte ich mich unbehaglich. Immer ging mir nur das eine Wort durch den Kopf: ‚Gutmachen, gutmachen, gutmachen!‘

„Ich suchte es zu verscheuchen, aber es kam immer wieder. Es bezog sich auf eine alte Geschichte mit der Eisenbahngesellschaft. Ich hatte früher einmal eine Vergünstigung erhalten; aber seither war eine neue Verordnung gekommen, und die meisten dieser Vergünstigungen wurden aufgehoben. Ich redete mir mit großer Spitzfindigkeit ein, daß ich von früher her den Anspruch auf diese Vergünstigung hätte, obwohl sie jetzt nur noch zum Teil gültig war. Zur Zeit der Hauspartie hatte ich mein begangenes Unrecht schon erkannt und mich davon losgesagt, aber ich hatte es noch nicht bekannt und nicht wiedergutmacht.

Hier liegt erst das Geheimnis des vollen Sieges. So viele hassten und verlassen ihre Sünde, aber sie schreiten nicht weiter zu einem noch größeren Sieg.

„So plagte mich die Geschichte weiter. Sollte ich den Schaden ersetzen, wenn der Vizepräsident der Eisenbahngesellschaft, mit dem ich gelegentlich speiste, die Sache herausfinden könnte? Was würde er von mir denken? Wie konnte ich wissen, wie groß die fehlende Summe war? Wie sollte ich vor all den vielen Menschen, die zu dieser Hauspartie gekommen waren, um durch mich in ein neues Leben eingeführt zu werden, bestehen, wenn ich meine eigene Unehrlichkeit zugeben mußte? Schließlich schloß ich einen Kompromiß, indem ich mir vornahm, anonym zu schreiben, nachdem ich jetzt den Betrag erfahren hatte.

„Es kam mir in den Sinn, daß ich vor kurzem einen Scheck erhalten hatte, den ich verwenden konnte, wie ich wollte, was mir im Strudel der Ereignisse ganz entfallen war. Dieser Scheck entsprach ungefähr dem fehlenden Betrage. Doch als ich mich an das Schreiben des Briefes machte, hatte ich das unbehagliche Gefühl, daß noch etwas daran fehlte. Und ich wußte ganz genau, daß ich doch tun mußte, was mir so schwer fiel — nämlich den Brief unterschreiben und zugeben, wer ich war und was ich getan hatte. Dieser Gedanke brachte mir eine große Erleichterung, doch nur momentan, denn dann kam noch eine weitere beunruhigende Führung, die von mir verlangte, ich müßte meine Sünde am Nachmittag vor den Besuchern der Hauspartie bekennen. Ich fing an, dagegen zu argumentieren. Wie konnte ich das tun? Konnte ich so ‚das Gesicht verlieren‘, wie sich die Chinesen in solchem Fall ausdrücken? ‚Das Gesicht verlieren‘ gehört in China zu den Dingen, die man nicht tut. Aber die Mahnung tönte immer weiter: ‚Bekennen, bekennen, bekennen.‘ Und so tat ich es denn auch.

„Durch den Schmerz des Bekennens erhielt mein Zeugnis eine größere Kraft, was auch vielen meiner Zuhörer ihrerseits zum Siege verhalf. Es waren Parlamentsmitglieder anwesend, ein General, verschiedene Bischöfe und viele bekannte Erscheinungen aus der chinesischen und der ausländischen Gesellschaft. Als das Meeting vorbei war, fragte ich mich zuerst, ob ich wohl das Richtige getan hätte. Ich wußte damals noch nicht, daß ein bekennender Christ ein verbender Christ ist. Durch ein Bekenntnis, das uns schwer fällt, können wir oft zur wahren Kraft gelangen. Gewisse Dinge, die die Öffentlichkeit betreffen, müssen auch öffentlich zugegeben werden. So viele Menschen haben Angst davor, sie könnten etwas öffentlich bekennen, das sie vielleicht besser nicht eingestehen sollten. Oft prüft Gott einfach unsere Bereitschaft zu etwas, ohne es dann von uns zu verlangen.

„Bei dieser Versammlung, in der ich meine Unehrlichkeit eingestanden hatte, war ein Mann anwesend, der diesen schönen Bergort aufgesucht hatte, um gesund zu werden. Die Ärzte hatten ihm gesagt, er brauche fern vom Geschäftsleben Ruhe und Stille. Als er abreiste, sagte er, wenn er dasselbe tun wollte, was Frank getan habe, müßte er alles Geld, das er auf der Bank habe, auszahlen. Doch was sollte dann aus seiner Frau und seinen Kindern werden? Zum Glück sprach er sich dann mit einem Freunde aus, der ihn zum Höchsten anhielt und ihm riet, diese Angelegenheiten zu prüfen und den Betreffenden gegenüber alles in Ordnung zu bringen. Auch sagte ihm dieser Freund, daß sich seine Gesundheit vielleicht nie bessern werde, wenn er nicht alles ordne. Heißt es nicht auch in der Bibel: ‚Was ist leichter zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder: Nimm dein Bett und wandle?‘ Dieser Mann machte alles wieder gut, sodaß er zuletzt tatsächlich fast nichts auf seinem Konto hatte. Dann

geschah das Wunder. Zur selben Zeit, als er seinen mutigen Schritt getan hatte, erhielt er von seinen Arbeitgebern einen Brief, in dem sie schrieben, er müsse nun vor allem gesund werden, und in dem sich ein Scheck befand, der die Summe, die er zurückbezahlt hatte, weit überstieg.

„Eine andere Besucherin der Hauspartie hatte in Schweden eine Lüge gesagt. Diese Lüge verfolgte sie auf ihrem ganzen Wege nach China, wohin sie doch nur gereist war, um die Chinesen zu bekehren und ihnen zu sagen, sie dürften nicht lügen. Wo sie auch hinreiste, überall tauchte diese Lüge vor ihr auf. Immer, wenn sie jemandem helfen wollte, mischte sich die Lüge ein und sagte: ‚Du bist eine Lügnerin.‘ Als ich meine einfache Geschichte erzählte, wurde es ihr klar, daß auch sie mehr zu tun habe, als nur einen anonymen Brief zu schreiben, um eine Lüge einzugestehen, die zwar nicht sehr schlimm war, es ihr aber unmöglich machte, anderen zu helfen.

„Der dritte Fall war eine Dame, die, wenn man so sagen soll, unter einer Veranlagung zum Jähzorn litt. Ihr Gatte brachte sie zu dieser Hauspartie und empfahl ihr, sich den guten Einfluß zunutze zu machen, während er selbst davonging, um sich anderswo auf seine Weise zu amüsieren. Auch diese eigensinnige Frau hörte meine Geschichte und empfing einen so starken Eindruck davon, daß sie auf ihr Zimmer ging und sich einschloß. Man sorgte sich um sie, weil sie nicht essen wollte, doch ich sagte, es liege kein Anlaß zur Sorge vor, da ja im Neuen Testament auch vom Fasten die Rede sei. Sie kam nicht zum nächsten Meeting und ließ sagen, sie fühle sich nicht ganz wohl.

„Am nächsten Morgen wollte sie kein Frühstück, da sie ein leichtes Kopfweh verspürte. Doch um elf Uhr kam sie strahlend und wie erlöst aus ihrem Zimmer und suchte einige ihrer Freunde auf, von denen sie

wußte, daß sie auch vom Widerspruchsgeiste besessen waren, um ihnen von ihrem neuerrungenen Siege zu erzählen. Das war wieder ein neues Wunder, das eine ganze Kette von ähnlichen Wundern nach sich zog, die alle geschahen, weil ich nun gelernt hatte, die Sünde nicht nur zu hassen und zu verlassen, sondern sie auch zu bekennen und wiedergutzumachen.“

Als Frank diese Geschichte zu Ende erzählt hatte, fragte ich ihn: „Würde es nicht im allgemeinen Interesse gut für Sie sein, so etwa alle fünf Jahre einmal etwas zu stehlen und dann diese ganze Prozedur: hassen — verlassen — bekennen — wiedergutmachen — wieder durchzumachen? Sie könnten dadurch noch mehr solcher Ketten von Wiedergutmachungen hervorrufen.“

Frank strahlte.

„Ich hatte von dieser ersten Erfahrung genug, um mich vor einem Rückfall zu hüten.“

Seitdem Frank selbst infolge seiner eigenen Wiedererweckung in der Cumberland-Kirche jene schwierigen Entschuldigungsbriefe an die sechs Personen, denen er zürnte, hatte schreiben müssen, hat er immer wieder Männer und Frauen zum Wiedergutmachen ihrer Sünden angehalten. Weil Gottes Kraft nur da einströmen kann, wo Seinem Kommen kein sündiger Widerstand entgegengesetzt wird, ist Frank gegen jeden Kompromiß; denn auch ein Kompromiß kann sündiger Widerstand gegen Gott sein. Er betont, daß man sich nicht nur von den begangenen Sünden abwenden, sondern sich auch gegen Rückfälle sichern sollte. Durch das freiwillige Bekennen und Wiedergutmachen unseres Unrechts empfinden wir es stärker als auf irgendeine andere Art, daß es mit der Sünde eine furchtbar ernste Bewandnis hat.

Wenn eines Mannes Beziehungen zum anderen Geschlecht fragwürdig sind, muß er sie nach Ansicht der Gruppe gleich in Ordnung bringen, und das geschieht

am besten, wenn er den beteiligten Personen seine Lebensumwandlung bekennt. Selbst wenn er sie nicht für das Christentum gewinnen kann, nimmt er auf diese Weise seinen bisherigen Freundinnen gegenüber doch einen anderen Standpunkt ein, und sein verändertes Verhalten wird von ihnen verstanden und nicht als Geringschätzung ausgelegt. Auch Frauen, die Christus gefunden haben, gibt die Gruppe den Rat, einfach zu sagen, aus welchem Grunde sie das alte, verantwortungslose Genußleben nicht weiter führen können. Das kann nur zum Segen der Umgewandelten sein — und vielleicht auch zur Rettung ihrer Gefährten im Irrtum dienen.

*

Frank riet einigen Akademikern, die ihre Diplome auf nicht ganz einwandfreie Art erworben hatten, zu ihren Professoren zu gehen und ihnen die beschämende Wahrheit zu bekennen. Einige taten dies auch von selbst. Einer davon, ein junger Riese, der mit seiner Frau und seinen beiden entzückenden Kindern schon seit einigen Jahren von Gebet und Glauben lebt, erzählte mir während eines Lunchs, zu dem er mich eingeladen hatte, sein eigenes Erlebnis. Er sagte, er sei an einem kleinen, College in New England erzogen worden, das allgemein als exklusiv und snobistisch galt.

„Das Ehrensysteem war hier die Regel, und es galt als selbstverständlich, diese Regel zu befolgen, ehrlich zu sein und nicht von anderen abzuschreiben, obschon niemand zur Beaufsichtigung da war.“

Die Schüler wurden von einem Ehrenkomitee kontrolliert, das aus Studenten bestand, die das Amt eines Gerichtshofes ausübten und bei einer Übertretung des Schulgesetzes den Fall zu richten hatten. Wenn es bewiesen werden konnte, daß einer beim Examen unehrlich war, gab es keine andere Wahl, als ihn

auszuschließen; das stand unumstößlich fest. Doch unter achthundert Studenten flog nur ungefähr jedes zweite Jahr einer. Von frühester Kindheit an hatte sich der junge Riese bei allem irgendeinen bequemen Ausweg gesucht und dabei immer darauf gebaut, daß der Zweck die Mittel heilige. Die Ursache dieses Verhaltens lag in seiner Faulheit und in seiner Angst vor dem Hereinfallen. Dieses System, bei dem man an das Ehrgefühl der Schüler appellierte und sie während des Examens nicht überwachte, bot ihm Gelegenheit, gegen seine eigene Faulheit noch nachsichtiger zu werden und dennoch überall glatt durchzukommen. In der Vorschule mogelte er gewöhnlich, weil er wußte, daß er nicht erwischt werden würde. Da er in der Schule mogelte, anstatt selbst zu arbeiten, blieb ihm neben dem Studium sehr viel Zeit, allerhand verbotenen Vergnügungen außerhalb des College nachzugehen. Er mußte für sein Wegbleiben immer neue Entschuldigungen erfinden. Eines Tages fiel er die Treppe hinunter; das gab ihm Anlaß zu einer neuen Ausrede, um den Abend freizumachen. Er schlug sich mit einem Hammer so stark an die Stirne, daß er eine große Beule bekam, und sagte dann, er hätte diese Beule bei seinem Sturze auf der Treppe davongetragen und sei so betäubt gewesen, daß er nicht zum Unterricht hätte kommen können — und wieder glaubte man ihm.

Als er die Schule absolviert hatte und sich auf die Universität vorbereitete, besuchte er einmal eine Hauspartie der Gruppe, erkannte seine Sünde — wie die altmodischen „Bekehrer“ zu sagen pflegten — und fühlte, daß er manches gutmachen müsse.

„Hat Sie jemand in der Gruppe dazu aufgefordert?“

„Nein, ich wußte selbst, was ich zu tun hatte, ohne ermahnt zu werden.“

Zitternd meldete er sich beim Rektor und war so nervös, daß er die Anklage gegen sich selbst vorher

aufschrieb und nun versuchte, sie stehend vorzulesen. Seine Kniee zitterten aber so, daß er sich setzen mußte.

„Das ist ein recht beschämendes Eingeständnis,“ sagte der Riese ganz niedergeschlagen. Ich fand, daß er mit diesem Bekenntnis großen Mut bewiesen habe, und andererseits kam es mir so vor, als ob ich seiner peinvollen Erzählung mit der etwas abgebrühten Kaltblütigkeit eines Journalisten zugehört hätte. Ich sagte ihm das.

„Und was sagte der Rektor dazu?“ fragte ich weiter.

Nun zeigte sich wieder das gewohnte Lächeln auf dem Gesicht des jungen Riesen.

„Der Rektor sagte, er sei sehr betrübt darüber,“ erzählte er, „nicht so sehr wegen der Ehre der Universität als meinetwegen. Er sagte, daß er mein freiwilliges Bekenntnis achte, und machte mir keine Vorwürfe. Zuletzt sagte er: ‚Da Sie mir dies alles freiwillig mitgeteilt haben und sonst niemand davon weiß, wollen wir es auf sich beruhen lassen und nun einen neuen Anfang machen‘.“

Dieser junge Mann ist jetzt Pfarrer an einer Presbyterianerkirche und ein wahrer Christ.

„Waren Sie froh darüber, mit dem Rektor gesprochen zu haben, oder tat es Ihnen nachher leid?“

„Sie können sich denken, daß ich froh war, diesen Druck loszusein. Ich glaube, daß es eine ganz besondere Führung Gottes war, die mich zu diesem Schritte trieb. Denn kurz darauf, als sich einige verstandesmäßig eingestellte Geistliche auf einer Tagung abfällig über die Gruppe äußerten, erhob sich plötzlich der Rektor der Universität und sagte, er sei zwar ein Unitarier und habe keine besondere Vorliebe für die Oxfordgruppe, fühle sich aber doch veranlaßt, ihre Wirkungskraft zu bestätigen, da mehrere seiner Studenten zu ihm gekommen wären und freiwillig wegen früherer Verfehlungen um Verzeihung gebeten hätten.“

Oft führt der Kontakt mit der Gruppe die Bekehrten dazu, sich mit ihren Eltern auszusprechen und Dinge zu berichtigen, die bisher die Einheit des Familienlebens zerstört hatten. Oft gehen umgekehrt auch die Eltern zu den Kindern, um dasselbe zu tun. Nach seinem Besuch beim Rektor mußte der junge Riese seinen Eltern einen ganz aufrichtigen Brief schreiben und ihnen darin bekennen, wie schlecht er sich aufgeführt habe, während sie für sein Studium viel Geld ausgaben und glaubten, daß er gewissenhaft arbeite. Da er sich zu Hause immer als Musterkind aufgeführt hatte, war seine Mutter überzeugt gewesen, daß er ein Engel von einem Sohne sei.

Es kostete ihn noch mehr Überwindung, diesen Brief zu schreiben, als mit dem Rektor zu sprechen. Sein Mut sank so tief, daß er mit dem Einwerfen des Briefes bis kurz vor Mitternacht wartete und dann laufen mußte, was er nur konnte, um noch rechtzeitig zum Briefkasten zu kommen.

„Und was sagten Ihre Eltern?“

Wieder ging alles gut mit dem verlorenen Sohne.

„Sie schickten mir noch am selben Tage, an dem sie meinen Brief erhalten hatten, ein Telegramm, in dem sie mir für meinen Brief dankten und mir Grüße schickten.“

„Und nun gehen Sie also darauf aus, Schuljungen in Christen zu verwandeln?“

„Ja, so ungefähr.“

Ich war noch immer nicht zufrieden.

„Sie sagten, daß Sie von Natur aus ängstlich und faul gewesen seien, während doch tatsächlich eine große Energie und großer Mut in Ihnen latent lagen, die die Gruppe mit ihrer psychologischen Erfahrung nur aufzuwecken brauchte.“

Das wollte er nicht zugeben. Er sagte, daß in seiner Schwäche sich Gottes Stärke offenbart habe. Als er

Christus gefunden hatte, vermochte er zu vollbringen, was ihm sonst nie möglich gewesen wäre.

„Hat noch nie jemand bedauert, ein solches Zeugnis abgelegt zu haben?“

Ich war schon auf ein zweites entschiedenes „Nein“ vorbereitet.

„Nur diejenigen, die sich später wieder von Gott abwenden. Diejenigen, die in Ihm bleiben, bedauern es nie, Seinem Gesetze der allumfassenden Liebe gehorcht zu haben. Wie könnte ein Mensch, der sich dazu bekennt, Gott und seinen Nächsten so zu lieben wie sich selbst — was doch alle Christen tun müssen —, ein Unrecht, das er jemandem getan hat, nicht wiedergutmachen? Das wäre ein Frevel gegen Gottes Plan einer gerechten Weltregierung, wie er in der Bibel offenbart ist.“

Ich forschte noch weiter.

„Haben Sie in Ihr Leben zurückgeblickt und alles Unrecht, das Sie je anderen zufügten, genau bedacht und sich bemüht, es wiedergutzumachen? Oder gibt es noch immer klaffende Stellen in Ihrem Panzer?“

Das war eine Gewissensfrage, die sich wohl die wenigsten Menschen, ob geistlich oder weltlich, zu stellen wagen. Aber er war nicht zu fangen.

„Ja,“ sagte er mit ruhiger Sicherheit, „auch das habe ich getan. Ich habe alle Menschen, denen ich unrecht getan habe, aufgesucht und das Unrecht wiedergutmacht, soweit es mir möglich war.“

„Das heißt, Sie haben diejenigen, die in Ihrer Nähe waren, aufgesucht? Doch wie ist es mit denjenigen, die weit weg sind?“

Auch da gab er keine Ausnahmen zu. „Ich habe allen, die noch leben, entweder geschrieben oder habe sie aufgesucht. Unter allen, von denen ich weiß, daß ich ihnen unrecht getan habe, sind es nur die Toten,

mit denen ich mich nicht in Verbindung setzen konnte. Dazu werde ich später Gelegenheit haben.“

Als ich auf mein unbescheidenes Ausfragen hin diese Antworten bekam, die keineswegs prahlerisch, sondern nur sehr zögernd ausgesprochen wurden, überkam mich ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Ein Zustand von solcher Reinheit und Vollkommenheit kam mir für mich viel zu wunderbar vor. Später betonte Cleve Hicks (früher Geistlicher in Harvard) diesen Punkt des Wiedergutmachens noch stärker. Er erzählte von einem fünfundsechzigjährigen Manne, der, als er in der Gruppe von dieser Lehre hörte, sagte, wenn er alles Unrecht wieder gutmachen wollte, das er getan habe, so müßte er den ganzen Rest seines Lebens damit verbringen. Darauf antwortete ihm Cleve Hicks ganz fröhlich, daß dies sicher das Nützlichste sei, was er tun könne.

Ungefähr zu jener Zeit hörte ich bei einem Gruppenabend die Geschichte eines jungen Engländers, die mit dem, was mir der junge Riese erzählt hatte, in manchem übereinstimmte. Er war in Oxford gewesen, hatte sich aber dem Einfluß der Gruppe beharrlich entzogen, weil er meinte, sie könne ihn an der vollen Lebensfreude hindern. Später wurden das Trinken und die Vergewöhnung des Monatswechsels, den sein Vater nur schwer für ihn aufbrachte, sein hauptsächlichstes Verschulden. Ich war bei ihm, als er gerade einen Brief seines Vaters las. „Dein letzter Brief hatte einen sehr unerfreulichen Inhalt,“ las er laut vor.

„Weshalb?“ fragte ich.

„Weil ich meinem Vater die Wahrheit über mein vergangenes Leben geschrieben habe,“ antwortete der Bekehrte. „Und jetzt bin ich sehr froh, daß ich es getan habe.“

Die Oxfordgruppe scheint oft die Aufgabe zu haben, verlorene Söhne ihrem irdischen und ihrem himmlischen Vater wieder zuzuführen.

Ich werde nie vergessen, wie wir vom Rektor einer Hochschule begrüßt wurden, als wir ihn besuchten.

„Sie gehören also zu jener Gruppe von Menschen, die die Religion von der konventionellen Form befreit und so viele meiner Studenten zu ehrlichen Menschen gemacht haben?“ So ähnlich drückte er sich aus. Dann erzählte er, daß infolge unseres letzten Besuches in jener Stadt etwa fünfundzwanzig Bücher, die in der Schulbibliothek abhandengekommen waren, wieder zurückgeschickt worden seien!

*

15 Doch was soll mit dem bösen Jungen geschehen, jenem Unglückswurm, mit dem niemand etwas anfangen kann? Garrett Stearly sagte mir, daß die Gruppe in Südafrika einem solchen Jungen begegnet sei; in der Schule täglich geprügelt, zu Hause mürrisch und verdrossen, habe er seinem Rufe einzig durch eine Juniorenmeisterschaft im Schwimmen Ehre gemacht.

Da bewog ihn sein Pate zum Besuch einer Hauspartie, indem er ihm als Belohnung eine Karte zu einer Kinovorstellung versprach. Auf der Hauspartie wurde der Knabe durch die Freundlichkeit der Menschen, denen er begegnete, entwaffnet und beneidete sie bald um ihre große Freudigkeit. Er wollte es auch mit dem christlichen Leben versuchen, obschon er fühlte, daß es ihn viel kosten könnte. Zuerst war da jene Meisterschaft im Schwimmen — er war sechs Monate älter als zulässig, als er sie gewann, doch wußte niemand davon. Er nahm seinen Mut zusammen und ging mit seiner geliebten Siegestrophäe zum Komitee, um reinen Tisch zu machen.

Der Schwimmlehrer war sprachlos. „Du hast mehr Mut als ich, Junge,“ brummte er hinter ihm her, als er hinausging — seines Ruhmes ledig, aber triumphierend. Später legte er mit Erlaubnis des Pfarrers in

der Kirche nach dem Gottesdienst ein Zeugnis ab und versprach bei dieser Gelegenheit, einige Pfund, die er einst bei der Kollekte vom Teller gestohlen hatte, wieder zurückzuerstatten. Dadurch wurde ein Mann in der Gemeinde so ergriffen, daß er einem Ladenbesitzer in der Stadt fünf Pfund schickte — der Betrag für die Waren, die er dort vor ein paar Jahren entwendet hatte. Der Ladenbesitzer sandte das Geld an die Oxfordgruppe und schrieb dazu, sie solle ihr gutes Werk weiterführen.

Ein anderer Bekehrter gab Schmuck zurück, den er als Gast im Hause eines Freundes gestohlen hatte.

„War dieser Mensch wirklich ein Freund?“ fragte ich.

„Es gibt Freunde und Freunde,“ gab man mir lachend zur Antwort. „Doch jetzt ist er ein wirklicher Freund geworden.“

In Asheville, North Carolina, lernte ich noch andere junge Burschen kennen, denen es die Botschaft der Gruppe angetan hatte. Einer derselben erzählte die folgende interessante Geschichte:

„Ich glaube bestimmt, daß ich der schlimmste Schüler war, der je die Schule von Asheville besucht hat. Das ist nicht nur meine eigene Meinung, sondern auch die Ansicht der Lehrer und des Direktors. Ich war nicht schlecht, aber ich log mit großer Vorliebe und mußte immer größere Lügen sagen, um dadurch den kleineren größeren Wahrscheinlichkeit zu verleihen.

„Nachdem ich so ein Jahr lang gelogen hatte, traute ich mir auch das Stehlen zu. Ich erhielt von meinen Eltern Geld für Bücher, behielt es aber für mich und stahl die Bücher. Ich mußte nun jeden Tag mit einem schlechten Gewissen in die Schule gehen und konnte mit mir selbst nie mehr ganz zufrieden sein.

„Dann teilte uns der Direktor eines Tages in der Kapelle mit, daß Mitglieder der Oxfordgruppe zu uns sprechen würden. Ach, dachte ich, da werden wir

wieder eine Standpauke bekommen, und mit unserem Spaß mit den Mädels wird es für ein paar Wochen vorbei sein. So setzte ich mich mit meinem Schulfreunde in die hinterste Bank, und wir fingen an, uns zu amüsieren. Das taten wir solange, bis der Engländer Frank Bygott zu sprechen anfang. Da wir das, was er sagte, ganz komisch fanden, hörten wir zu. Doch nachdem er geendet hatte, paßten wir nicht mehr auf. Als alles vorbei war, gingen wir in unsere Klassenzimmer und vergaßen die Gruppe für eine Weile.

„Nach dem Nachtessen wollten mein Freund und ich hinüber in die Sonntagsschule gehen, um, wenn sie aus wäre, einige Mädchen abzuholen und mit ihnen auszufahren. Wem sollten wir in den Weg laufen, als wir hinkamen? — Cleve Hicks! Am nächsten Abend vollzogen wir unsere Übergabe an Christus — im Zimmer von Cleve Hicks.

„Nun mußte ich mich aufmachen und meinen Freunden die Lügen eingestehen, die ich ihnen aufgebunden hatte. Ich demütigte mich auch vor dem Direktor und erzählte ihm dabei, was mir begegnet sei. Er hatte es gerade sehr eilig, doch als er erfuhr, daß ich mein Leben Christus übergeben hatte, nahm er sich Zeit und redete mir zu, bei diesem Entschlusse zu bleiben. Als er geendet hatte, dankte ich ihm und ging, indem ich bei mir selber dachte: ‚Wie merkwürdig, daß ich nun auf einmal mit einem Menschen gut Freund sein kann, den ich vorher nie leiden mochte!‘

„Er war nicht der einzige Freund, den ich fand. Ich bekannte allen, die ich angelogen hatte, wo ich mich noch darauf besinnen konnte, die Wahrheit und gewann dadurch meine früheren Feinde zu Freunden. Auch gab ich dem Pedell allerhand Fußballgegenstände zurück, die ich gestohlen hatte, und brachte meine Angelegenheiten mit den Mädchen ins reine. Dabei wurde

auch ich als Werkzeug benützt, andere zu Christus zu führen.“

Der große Einfluß, den Cleve Hicks auf junge Burschen ausübt, ist eine der vielen merkwürdigen Seiten der Gruppentätigkeit. Er erzählte mir die Geschichte eines Knaben aus Boston, den er schon gekannt hatte, ehe dieser in eine Besserungsanstalt geschickt worden war. Als der Knabe wieder herauskam, fragten seine Eltern bei Cleve an, ob er ihn einmal besuchen dürfe, da sie sehr besorgt waren um ihren Sohn. Cleve willigte ein, aber nur unter der Bedingung, daß der Knabe freiwillig komme, weil er die Gefahr jedes religiösen Zwanges kannte.

Der Knabe erschien, und es fand eine gründliche Aussprache statt. Kurz darauf kam er wieder. Er strahlte vor Stolz über sich selbst und konnte seine wichtige Mitteilung kaum zurückhalten.

„Ich habe diese Woche dreizehn Dollar und fünfzig Cent verdient.“ (Sehr stolz.)

Cleve hat so seine eigenen Methoden.

„So?“ (Gleichgültig hingeworfen.)

„Schon alles fort!“ (Trotzig.)

„Ja?“ (Mit Humor.)

Cleves scheinbare Gleichgültigkeit reizte den Knaben nur noch mehr, mit den Tatsachen herauszurücken. Wenn der Junge und seine Kumpane es nicht gerade auf Automobile abgesehen hatten, begnügten sie sich mit kleineren Diebstählen. Besonders ein bestimmter Laden in ihrer Nachbarschaft hatte unter ihren Plünderungen zu leiden. Während einer der jungen Spitzbuben die Aufmerksamkeit des Verkäufers ablenkte, raubten die anderen, was sie nur konnten.

„Ich ging wieder in diesen Laden zurück und gab dem Mann fünf Dollar,“ sagte der Junge stolz.

Ein anderer Streich dieses Früchtchens aus Boston hatte darin bestanden, in das Haus einer alten Frau

einzudringen und ihr Eigentum zu beschädigen. Der Junge erzählte weiter:

„Ich ging zu dieser alten Frau und fragte sie, ob sie schon vor zwei Jahren, damals, als in diesem Hause eingebrochen wurde, hier gewohnt habe. Sie schaute mich erschrocken an und bejahte es. Da sagte ich ihr, daß ich einer der damaligen Einbrecher sei, worauf sie mich ganz entgeistert betrachtete. Da gab ich ihr fünf Dollar, und sie starb fast vor Schreck.“

Die übrigen drei Dollar und fünfzig Cent, die der Knabe in jener Woche verdient hatte, brachte er in ein anderes Geschäft, wo er einst kaltblütig einen tragbaren Radioapparat gestohlen hatte, den er mit großer Unverschämtheit wegtrug, während noch immer die Musik spielte!

Die köstlichste Geschichte, die Cleve zum besten gibt, vergaß er mir natürlich zu erzählen. Wenn er sie hier entdeckt, wird er sich wundern, von wem und wo ich sie erfahren habe. Als die Oxfordgruppe einst eine Schule in Südafrika besuchte, legte Cleve die Botschaft vor der ganzen Versammlung mit großer Klarheit dar. Einige Lehrer waren sehr skeptisch, und einer fragte nachher, ob ihnen die Gruppe nicht helfen könne, Schulgewehre, die gestohlen worden seien, wiederzufinden.

„Hören Sie mal,“ sagte Cleve, „wir sind aber keine Detektive!“ Doch fügte er hinzu, daß man nie wissen könne, was geschehen werde, wenn der Heilige Geist am Werke sei, um die Menschen ehrlich zu machen.

Die Jungens hörten sehr aufmerksam zu, und wenigstens einer von ihnen fühlte, daß Gott ihm ein Zeichen gab. Während mehrerer Tage geschah weiter nichts. Dann klopfte eines Tages plötzlich einer der Jungens an Cleves Türe.

„Herein!“ rief Cleve freundlich. „Was führt dich zu mir?“

Der Knabe war ganz verduzt. „Ich dachte, Sie würden reden,“ sagte er. „Ich wollte doch hören, was Sie mir sagen würden.“

„Bewahre! Du hast mich ja in der Kapelle gehört. Nun will ich sehen, was du mir zu sagen hast.“

Eine halbe Stunde lang schüttete nun der Knabe sein Herz aus. Doch schien er immer noch nicht ganz zufrieden. Da hatte Cleve eine Eingebung.

„Weißt du vielleicht etwas über Gewehre, die sich hier irgendwo befinden sollen?“

„Ja,“ platzte der Knabe heraus. „Deswegen bin ich ja gekommen.“

Dann gab er zu, daß er nicht nur die Gewehre, sondern noch viele andere Gegenstände, die der Schule und seinen Mitschülern gehörten, entwendet hatte. So wurde aus einem der schlimmsten Jungen eine Kraft zum Guten. Sein Einfluß bewährte sich an siebzehn anderen Jungen, die er auf den rechten Weg brachte.

Oft gehen die Menschen in der Ehrlichkeit bis zum Äußersten. Einer meiner besten Freunde in der Gruppe bot seinem früheren Arbeitgeber 250 Pfund an für tausend gestohlene Stunden, während welcher er hätte arbeiten sollen; dies Angebot wurde nicht angenommen, obgleich die ehrliche Absicht Anerkennung fand.

*

Alle diese Geschichten vom Versöhnen und Wiedergutmachen weisen darauf hin, daß in Menschen, die mit der Gruppe in Berührung gekommen waren, neue Kräfte am Werke sind; sie werden hier erwähnt, um das Anfangsstadium der neuen Lebensweise zu zeigen. Ich habe lange gemeint, die Gruppe stelle denjenigen, die gerne Christen werden möchten, zu große Hindernisse in den Weg; sie wolle einen einfachen, gemütlichen Geländeritt zu einem schweren Hindernisrennen mit gefährlichen Hürden, breiten Gräben und unerwarteten

Schwierigkeiten umgestalten, an dem sich nur eine kleine Anzahl von Mutigen beteiligen könne, von denen wieder nur wenige ans Ziel gelangen. Ich fürchtete, daß diejenigen, die schon zur Umkehr bereit sind, durch diese schroffe und schonungslose Lehre, die keinen Kompro- miß zuläßt, abgeschreckt werden könnten.

Auf diesen Einwand antwortete mir die Gruppe, daß Menschen, die Christus suchen, durch eine unverkennbare Christenpflicht nicht abgestoßen werden könnten, und daß Christus selbst nicht nur Anforderungen stellt, sondern auch die Kraft gibt, sie zu erfüllen. Immerhin hatte ich nirgends davon gelesen, daß die Jünger überall herumgegangen seien, um begangenes Unrecht wieder- gutzumachen. Ich hatte mich daran gehalten, daß Christus gesagt hat, sie seien rein durch das Wort, das Er zu ihnen gesprochen habe.

Aber vielleicht hatten die Jünger nichts gutzumachen, oder es wird uns nur nichts davon berichtet; doch schließt das göttliche Gebot fraglos das Wiedergut- machen der Sünde ein, und Christus sagte erst dann: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren,“ nachdem Zachäus gesagt hatte, er wolle Gottes Gesetz erfüllen und seinen unrechtmäßigen Gewinn vierfach zurück- erstatten.

Die Gruppe sagte mir: „Lauschen Sie der Führung des Heiligen Geistes, und Sie werden die Worte ver- nehmen: ‚Vergebet Einer dem anderen.‘“ Ich begann wieder zu lauschen — aber zuerst nicht aufmerksam genug.

DIE HAUSPARTIE IN OXFORD

Zu jener Zeit gab ich meine Mitarbeit an den verschiedenen Zeitungen, für die ich acht Jahre lang gearbeitet hatte, auf und widmete mich einem kleinen Blatte, um meine längst geplante Reise nach Amerika eher antreten zu können. Doch vorher wollte ich noch einmal versuchen, Frank zur Mitarbeit an einer Serie von Zeitungsartikeln über die Oxfordgruppe zu gewinnen.

Frank wußte, daß ich seinen Rat angenommen und mich mit dem betreffenden Menschen ausgesprochen hatte. Ich fragte mich, ob er mich nun für genügend gereinigt ansehen würde, um mir alle Tatsachen über die Oxfordgruppe anzuvertrauen. Es schien so, denn als ich ihm telefonierte, war er sehr dafür, daß ich an der Hauspartie in Oxford, die soeben begonnen hatte, teilnehmen und mit meiner Arbeit beginnen solle, obschon die Zeitung, die ich damals leitete, nicht so einflußreich war wie diejenige, die ich kurz vorher verlassen hatte.

Ich besuchte die Hauspartie 1931 in Oxford zweimal, einmal, um über dieses Ereignis zu berichten, und das zweite Mal, um einige meiner Freunde einzuführen.

Mein zweiter Besuch dieser zwölfstägigen Hauspartie ermöglichte mir einen noch tieferen Einblick in die Arbeit dieses Seelendoktors. Ich sagte Frank, daß ich meine Freunde gerne einigen Teilnehmern der Hauspartie, die mir schon bekannt waren, vorgestellt

hätte. Er versprach mir, sich darum zu kümmern, obwohl ich wußte, daß das ganze Gewicht der Hauspartie auf seinen Schultern ruhte. Aber anstatt uns zu den Menschen zu führen, die ich schon kannte, rief er verschiedene andere erprobte Gruppenleute zusammen, um uns zu unterhalten: solche Dinge können passieren, wenn man es mit Leuten zu tun hat, die unter Führung leben.

Ferner hatte er am Haupttisch in Lady Margaret Hall einen Platz für mich reserviert, zwischen ihm und einem jungen Mann, von dem er annahm, daß er dieselbe Schwierigkeit zu überwinden habe, wie ich. Und anstatt eine gemütliche Stunde beim Mittagessen zu verbringen und als Wirt mit seinem Gaste eine interessante Unterhaltung zu pflegen, flüsterte mir Frank etwas über meinen Nachbarn zur Linken ins Ohr und bat mich, an die Arbeit zu gehen und ihm die alte Geschichte, von meinem eigenen Leben ausgehend, zu erzählen, wie es die Gruppe tut, und wie es schon die Apostel getan haben. So viel ist Frank daran gelegen, daß seine Freunde anderen helfen, indem sie ihnen einfach ihre eigenen Erfahrungen in gemeinsamen Schwierigkeiten erzählen. In Gedanken zollte ich Frank für sein Geschick als Erzieher von Laien-Seelsorgern meine Bewunderung.

Nachdem ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte, wandte ich mich an meinen Nachbarn, der der Sohn eines Bekannten war und denselben Verleger hatte wie ich, und versuchte, mich hilfreich zu erweisen. Doch war ich dabei nicht sehr zuversichtlich. Ich hatte nicht so sicher das Gefühl, daß mich der Heilige Geist zum Sprechen treibe, und war nicht frei von Hemmungen. Außerdem lag meinem Nachbarn ganz und gar nichts daran, die Sünde, von der er möglicherweise besessen war, aufzugeben, sondern er wollte mir vielmehr beweisen, daß es gar keine Sünde sei — mein eigener ursprüng-

licher Standpunkt. Ich versuchte ein oder zwei Stellen aus dem Neuen Testamente anzuführen, die mir dazu verholfen hatten, meine Meinung zu ändern; aber in diesem Momente konnte ich unglücklicherweise auch nicht eine derselben genau zusammenbringen.

Da flog plötzlich die Tür auf, und einer meiner Mitarbeiter, der damit beauftragt war, die drei Colleges mit der Zeitungsnummer zu versehen, in der mein erster Artikel über die Oxfordgruppe erschienen war, kam sehr geräuschvoll herein und fing zu meinem Entsetzen an, um den ganzen Tisch herum mit der Zeitung hausieren zu gehen, und dies alles, während ich auf Franks Bitte hin versuchte, die Seele zu meiner Linken von einer Sünde, die von ihr gar nicht als Sünde empfunden wurde, zu kurieren. Wieder einmal eine jener verzweifelten Situationen, in die man als unternehmender Journalist gelegentlich geraten kann.

Meine Verlegenheit wurde immer größer. Da fing ich an, mich mit Loudon Hamilton, einer eleganten Erscheinung vom Gardeoffiziertyp (einem früheren Lehrer in Eton), zu unterhalten, der mir erzählte, wie Frank nach Oxford gekommen war, — wovon in einem früheren Kapitel die Rede ist. Das Essen war längst vorbei, und die Gesellschaft ging auseinander, während wir beide uns noch immer unterhielten. Die Freunde, die ich mitgebracht hatte, verschwanden, und ich hoffte, daß sie sich unter Franks Fittichen wohlbefinden würden. Loudon Hamilton sprach überaus fesselnd — für mich ganz besonders deshalb, weil ich noch nie jemand gesehen habe, der sich als Laie mit der Umwandlung von Menschen befaßt und doch in jeder Hinsicht so gar nicht danach aussieht.

Ich forschte in seinem aristokratischen Gesicht, lauschte seiner aristokratischen Stimme, betrachtete seine aristokratische Figur und dachte bei mir selbst: „Alles an dir läßt mich an deiner gar nicht zu dir

passenden Rolle zweifeln.“ Und doch ist Loudon Hamilton einer der gottergebensten Männer der Gruppe. Er ist ein großartiger Charakter. (Man lese seine Rede über die Sünde in einem späteren Kapitel.) Er hat sich der strengsten Selbstdisziplin unterzogen und auch das Letzte hingegeben: er fühlt sich dabei vollkommen in seinem Element und läßt sich durch nichts davon abhalten, anderen Menschen zu helfen. Er hat gelernt, absolut auf Gott zu bauen, und vertraut sich ganz und gar der Führung des Heiligen Geistes an.

*

Es dauerte lange, bis ich Franks Haltung der Zeitungspropaganda gegenüber verstehen lernte. Die Presse urteilte nach Zahlen und verkannte die religiöse Bedeutung der Bewegung und ihre großen Taten an einzelnen Menschen beharrlich. Zuerst spöttelten und kritisierten die Zeitungen und versuchten vergeblich, die Gruppe bloßzustellen — ohne überhaupt Stoff zum Bloßstellen zu haben. Dieselben Angriffe wurden durch denselben Typus von Angreifern von jeher gegen jede tiefe, religiöse Bewegung unternommen, vielleicht besonders deshalb, weil es in England sowohl als in Amerika Scharlatane gegeben hat und noch gibt, die als religiöse Kurpfuscher auftreten. Das Erstaunlichste an der Haltung mancher Zeitungen scheint mir ihre vollständige Unfähigkeit zu sein, zwischen Echtem und Unechtem zu unterscheiden.

*

In seltenen Fällen mag die Zeitungskritik, wie auch die individuelle Kritik, durch die hohen Anforderungen der Lehre wachgerufen werden, doch meistens trifft das nicht zu. Die Presse weiß, daß es einer neuen religiösen Bewegung gegenüber mehr Gegner als Freunde gibt, und steht im allgemeinen auf Seiten der

Mehrheit, bis sie sich mit der Zeit durch die öffentliche Anerkennung und das Wohlwollen maßgebender Persönlichkeiten überzeugen läßt. Denn das Zeitungsviertel ist meist auch das Viertel der Snobs. Selten wagt es eine Zeitung, unparteiisch zu untersuchen und die Folgen, die es nach sich ziehen könnte, wenn sie für eine neue religiöse Bewegung eintreten würde, mutig auf sich zu nehmen. Es war nachweisbar, daß die Arbeit Moodys auf den Britischen Inseln bei ungezählten Tausenden starken und bleibenden Erfolg hatte. Doch mußte auch er am Anfang die Probe der Presseopposition bestehen. Da er bei seiner Ankunft in England hören mußte, daß die drei Persönlichkeiten, die ihn aufgefordert hatten, herüberzukommen, alle innerhalb der sechs Monate gestorben waren, die zwischen seiner Zusage und seiner Ankunft verstrichen waren, war sein späterer Erfolg um so wunderbarer. Er mußte seinen großen Kreuzzug unter freiem Himmel, ohne Geld und ohne jede Unterstützung anfangen.

Erst nachdem König Eduard VII. den greisen William Booth zu sich gerufen und ihn zu seiner Arbeit unter den Armen und Verstoßenen beglückwünscht hatte, entschloß sich eine angesehene englische Zeitung dazu, das Wort General ohne Anführungszeichen zu drucken.

Ich habe den alten General Booth noch selbst von seinen ersten Erlebnissen erzählen hören, als ich in seinem Hause in Hadley Wood zu Gaste war. Dabei bekräftigte der alte erblindete Kämpfer die Pointe seiner Geschichten jedesmal dadurch, daß er mir mit seiner Greisenhand aufs Knie schlug.

König Eduard hatte den alten General gefragt, wie er mit den Bischöfen auskomme.

„Majestät, sie imitieren uns!“ antwortete der General scherzweise und meinte damit die „Kirchenarmee“-

Bewegung. Diese Antwort amüsierte den König. Doch bevor jene Unterredung in Buckingham Palace stattfand, mußte William Booth viel Spott und Verfolgung erdulden und wurde durch die Presse kaum unterstützt.

Im Lichte früherer Erfahrungen gesehen, war also Franks Wunsch, es mit Journalisten zu tun zu haben, die seine Ideale verstehen konnten, und denen zuzutrauen war, daß sie dieselben nicht falsch darstellen würden, sehr begreiflich. Der gesunde Menschenverstand gebot — zum Vorteil der Bewegung ebenso wie auch der Journalisten —, diese umzuwandeln, wenn sie es nötig hatten. Da wir zumeist eine hartgesottene Gesellschaft sind, wird wohl niemand diese Notwendigkeit bestreiten. Der Prozentsatz der bekehrten Journalisten ist wahrscheinlich noch geringer als der Prozentsatz der bekehrten Zöllner.

Obschon die Auflage der Londoner Zeitung, in der ich die Artikel über die Oxfordgruppe brachte, sehr klein war im Vergleich zum Absatz jener Zeitung, die ich vor kurzem verlassen hatte, brachte unser Eintreten für die neue Bewegung uns doch einen ganz guten Erfolg. Die Zahl meiner Mitarbeiter war sehr gering, und wir hatten keine großen propagandistischen Mittel. Dennoch stieg die Abnehmerzahl augenblicklich, und ich bin sicher, daß wieder ein unerhörter journalistischer Erfolg erzielt worden wäre, wenn ich die Artikel im Großen herausgegeben hätte, mit den Hilfsmitteln, die ich von früher her gewohnt war. Doch dann hätte meine ungestüme Methode vielleicht ein so großes Interesse in der Öffentlichkeit wachgerufen, daß die Führerschaft der Oxfordgruppe demselben zu jener Zeit an Zahl gar nicht gewachsen gewesen wäre.

Wir eröffneten die neue Serie mit der folgenden Schlagzeile auf der ersten Seite:

BEMERKENSWERTE RELIGIÖSE HAUSPARTIE IN OXFORD
(Seite 6).

Und dazu folgende Untertitel:

„Die neue religiöse Bewegung in Oxford.“

„Akademiker, die von Glauben und Gebet leben.“

„Die Bekehrung eines wütenden Kommunisten.“

Ich schrieb:

„Während der letzten vierzehn Tage fand in drei Colleges der Universität in Oxford eine große internationale Hauspartie statt, die zu einer weltbewegenden religiösen Erweckung führen kann.

Oxford mag als Ausgangspunkt fehlgeschlagener politischer Bewegungen bekannt sein; zweifellos ist es eine Stätte, von der religiöse Erweckungen ausgingen, deren Wirkung in allen fünf Erdteilen verspürt worden ist. Schon beginnt die neue religiöse Bewegung, die ihren Mittelpunkt in dieser Hauspartie hat, auch die tiefsten Schläfer aufzuwecken — die Intellektuellen! Viele Gelehrte, berühmte Männer und Frauen, Dozenten aus Oxford usw. sind in den Versammlungssälen der drei Colleges zu sehen oder wandeln Arm in Arm auf dem von Rosenbeeten eingefassten Rasen. Ihre Diskussion dreht sich um nichts Wissenschaftlicheres oder Gelehrteres als um „Christus, die Macht und Weisheit Gottes“ und die Notwendigkeit unserer täglichen Übergabe an Ihn als einzige Lösung aller Lebensrätsel.

Doch ist die Gesellschaft nicht übertrieben hochgeistig. Dem Durchschnittsbesucher fällt die vollständige Abwesenheit jedes intellektuellen Snobismus, ja jeder Übertreibung und Manieriertheit, die den neugierigen, ungläubigen Frager augenblicklich in sein schützendes Schneckenhaus zurücktreiben würde, sofort auf. Denn was er auch zuerst von ihrer Lehre denken mag — es bleibt ihm zuletzt doch nichts anderes übrig, als die Menschen der Oxfordgruppe, aus denen sich die Hauspartie zusammensetzt, liebzugewinnen.

Eine gesündere, lebensvollere, fröhlichere, höflichere und selbstlosere Gesellschaft kann man nicht so leicht

finden. Hier, im St. Hugh's und St. Hilda's College und in Lady Margaret Hall, finden sich Menschen, jüngeren und mittleren Alters, die das Christentum bis in seine letzten Konsequenzen durchzuführen suchen und etwas vom Glauben, dem Mut und der Kühnheit der ersten Apostel an sich haben.

Diesen ungefähr fünfhundert Menschen, die aus allen möglichen Kirchen — oder aus gar keiner — kommen, geht es nicht um eine bloße Anschauung, sondern um eine völlige Lebenserneuerung. Sie nehmen die Gebote des Neuen Testaments als Marschbefehl für ihr tägliches Leben, der ihnen Schritt für Schritt durch die Führung des Heiligen Geistes ausgelegt wird. Und sie erklären alle einstimmig, daß das Christentum, wenn es restlos in die Tat umgesetzt wird, nicht, wie man allgemein glaubt, ein unerreichbares Ideal sei, sondern die einzige fruchtbare Grundlage eines frohen Lebens.

Ein Automobil mag stehen bleiben, ein Radioapparat verstummen, eine Uhr ablaufen; aber die Geschichte der Apostel geht weiter; sie scheint sich in manchen Taten der Gruppen sehr eindrucksvoll fortzusetzen, die jetzt in Oxford versammelt sind und die im Neuen Testament das Geheimnis der ewigen Erneuerung finden, die jeden Mann, jede Frau, von jedem Typus, aus jedem Stand und in jedem Alter mit ungeahnter Lebendigkeit und mit überraschender Kraft erfüllen kann.

Durch Einheit im gemeinsamen Handeln haben Menschen, die den verschiedenartigsten Glaubensrichtungen angehören, und auch solche, die gar keinen Glauben hatten, eine Höhe der christlichen Erfahrung erreicht, auf der wohl allein die Lösung der modernen Weltprobleme gefunden werden kann.

Der Mann, dem die Bewegung ihre Entstehung verdankt, ist ein lebhafter, fröhlicher, tatkräftiger Mann mittleren Alters, der den Anschein erweckt,

als ob er ein geheimes Kraftreservoir besäße, was er als „vom Heiligen Geiste erfüllt sein“ bezeichnen würde. Er ist unverheiratet. Ich fragte ihn, weshalb er nicht geheiratet habe. Frank strahlte mich durch seine Brillengläser an.

„Ganz einfach, weil ich nicht dazu geführt worden bin.“

Die Oxfordbewegung ist entstanden, weil es Frank zum Bewußtsein kam, daß ja durch ihn gar keine Menschen umgewandelt würden, wie es doch bei den ersten Christen der Fall gewesen sei. Woran mochte das bei den Christen im allgemeinen und bei Frank speziell liegen? Er entdeckte die Ursache und fand, um seine Entdeckung in die Tat umzusetzen, einen Weg, der zu so erstaunlichem Erfolge führen kann, daß er auch die akademische Jugend aller Welt für das lebendige Christentum zu gewinnen scheint.

Die Gruppe hat den Segen der anglikanischen und der nonkonformistischen Kirchen. Unter den vielen bekannten Geistlichen, die die Hauspartie besuchen, seien nur der Bischof von Leicester, der Kanzler R. J. Campbell und Dr. Herbert Gray (Presbyterianer) genannt.

Die meisten Geistlichen sind „verkleidet“: sie passen sich der zwanglosen Sitte der Oxfordgruppe an und tragen Zivil, obschon es weder für die Kleidung noch für die Umgangsformen Vorschriften gibt. Die Besucher können rauchen, trinken, und überhaupt tun, was sie wollen. Trotzdem trinkt niemand Alkohol, und eine Journalistin, die die Hauspartie besuchte, hatte die größte Schwierigkeit, ein Zündholz zu bekommen.

Wahrscheinlich gibt es heute schon an die tausend Gruppen, die über die ganze Welt zerstreut sind, und deren Mitglieder sich überall zu kleinen Hausparteien vereinen, bei denen man sich ganz natürlich und zwanglos über Religion unterhält.

Unter der Führung des Heiligen Geistes entstehen fortwährend neue Gruppen. Es gibt in London eine Gruppe an der Harley-Street, eine an der Fleet-Street und eine Gruppe für Gefangene in einem englischen Zuchthause.

Einige der umgewandelten Menschen führen ein so interessantes Leben, daß die Bücher, die davon erzählen, schon jetzt einen sehr großen Absatz haben. Es kapitulieren fortwährend Männer und Frauen, die sich vorher wenig um die Kirche gekümmert haben, und an die nun plötzlich die Anforderung herantritt, alles Gott hinzugeben, Zeit, Geld und Ambitionen, und die nun ihr Leben der Führung des Heiligen Geistes unterordnen — auch solche, die auf den Höhen des Lebens wandeln.

Aber unter die Studierten mischen sich auch andere Erscheinungen, wie z. B. James Watt, ein junger Bergmann, der bis vor kurzem noch ein feuriger kommunistischer Agitator in Fifeshire war und von Arbeitslosenunterstützung lebte, die er zur Verbreitung der kommunistischen Grundsätze benützte; er gab zu, daß er gerade dann, wenn er mit seiner eigenen Moral am wenigsten zufrieden war, sein Gewissen zu betäuben suchte, indem er bei Straßenversammlungen Unruhen anstiftete, die jedesmal zu Zusammenstößen mit der Polizei führten. Dieser Ex-Kommunist und Namensvetter des Erfinders der Dampfmaschine, der auf sein rotes Haar und sein neues Leben sehr stolz ist, lebt schon seit Monaten ohne Arbeitslosenunterstützung, nur von Gebet und Glauben und propagiert nun die Grundsätze der ersten Christen.

Da er ein Schotte ist, ging er in seinem neuen Glauben sehr vorsichtig zu Werke. Er probierte alle Lehren der Oxfordgruppe sorgfältig aus. Als er entdeckte, daß in der Gruppe einige von Glauben und Gebet

leben, gab er mit zwei anderen zusammen, die sich ebenfalls dazu geführt glaubten, sein bißchen Ersparnes dafür aus, in Glasgow zwei Zimmer einzurichten. Sie lasen im Neuen Testamente, beteten, hielten jeden Tag Schweigezeiten ab, in denen sie auf Gott lauschten, predigten unter den Arbeitern das lebendige Christentum, baten niemand um Geld und warteten ab, ob ihnen wohl das Notwendige zufallen werde. Sie erhielten Nahrung, sie erhielten Kleidung, und bisweilen erhielten sie auch Geld. James Watt kam nur mit einigen Schillingen nach Oxford und hat am letzten Sonntag im Mansfield College vor einer aufhorchenden Versammlung von Intellektuellen gesprochen.

Obwohl nicht alle in der Gruppe von Gebet und Glauben leben — ihre Lehre verlangt es gar nicht — nehmen an dieser Hauspartie viele teil, die es tatsächlich tun. Mindestens fünfunddreißig Personen leben schon seit mehreren Jahren ohne ein festes Einkommen, einige davon schon seit zehn Jahren. Alle haben sie spannende Geschichten zu erzählen, wie ihr Glaube oft bis zum letzten Penny und bis auf die letzte Minute auf die Probe gestellt worden sei, obwohl keiner von ihnen je gehungert hat — es sei denn, daß er freiwillig fasten wollte. Es wird auch nicht um Geld gebeten, und es werden keine Kollekten veranstaltet. Und dies alles im Zeitalter der Versicherungen und der fallenden Dividenden.

Eine Schriftstellerin, hübsch und skeptisch, forderte einen dieser vom Glauben Lebenden mit der Beschuldigung heraus:

„Das heißt, Sie leben von anderen?“

Darauf antwortete er ruhig: „Wir leben alle von anderen. Was zählt, ist einzig unser Arbeitsbeitrag an die Welt. Sie arbeiten vielleicht acht Stunden am

Tage. Manche von uns arbeiten ohne Gehalt achtzehn Stunden lang.“

Frank lebt schon seit zehn oder mehr Jahren vom Glauben. Ein gewöhnlicher Durchschnittsgeschäftsmann würde sich über seinen Arbeitstag entsetzen. Er beginnt jeden Morgen um 5 Uhr 30. Dann verbringt Frank bis um 6 Uhr 30 — um seine eigenen Worte anzuführen — „eine Stunde allein mit dem lebendigen Gott“, um Führung für den Tag zu bekommen. Um 7 Uhr 30 wohnt er der ersten Versammlung der inneren Gruppe bei, in der einige von Gebet und Glauben und alle unter der Führung des Heiligen Geistes leben. Dort werden Pläne gemacht und besprochen, die Redner für den Tag werden ausgewählt, und die Arbeit wird verteilt. Und so geht es weiter, einen ganzen langen Tag — mit Sprechen, Führen, Raten, bis fast um Mitternacht; dabei Versammlungen, in denen man die Gruppenprinzipien bespricht oder Bibelstudien treibt, oder in denen die Bekehrten ihr Zeugnis ablegen und ihre Erfahrungen austauschen.

Obschon durchaus nicht gesagt wird, daß jeder empfangene und ausgesprochene Gedanke vom Heiligen Geist eingegeben sei, kommen doch (wenn man die Arbeit nach einiger Zeit übersieht) zahllose Beweise übernatürlicher Leitung und göttlicher Führung vor, die erwartet werden dürfen, wenn sich eine Gruppe von Männern und Frauen öfters versammelt und jeder einzelne der Weisung des göttlichen Willens mutig gehorcht. Sie sind alle empfänglich für die innere Stimme, die, wie sie sagen, eine einzige Stimme ist, die sich in allen kundtut — doch nicht nur in ihnen allein — denn sie hängt nicht mit einem „Fünfjahresplan“ zusammen, sondern mit dem ewigen Plan zur Erlösung der Menschheit.“

*

Der erste Artikel gefiel Frank so gut, daß er ihn an annähernd zehntausend Personen verschickte. Seine Begeisterung amüsierte mich, wenn ich daran dachte, daß er mich noch vor einigen Wochen nicht für fähig gehalten hatte, über die Bewegung zu schreiben. Der Artikel wurde in mehreren amerikanischen und englischen Zeitungen ganz oder teilweise abgedruckt. Er wurde auf verschiedenen Kanzeln zitiert. Als ich in den westlichen Ländern herumreiste, hörte ich noch fortwährend seinen Widerhall.

XI

DER SEELENSCHIRURG

Obschon Frank alle, die an der Hauspartie teilnahmen, kannte, und obschon auch alle ihn kannten, war er nie im Vordergrund und wich auch meinen Versuchen, ihn zu journalistischen Zwecken auszufragen, ganz lustig aus. Deshalb fing ich an, bei seinen Freunden Geschichten über ihn zu sammeln — für den Fall, daß er mir bei meinen Versuchen, ihn „zu stellen“, gänzlich entwischen sollte. Schließlich besaß ich einen solchen Stoß bemerkenswerter Geschichten über ihn, daß ihn die Selbstverteidigung dazu zwang, sie mit mir durchzugehen, zu berichtigen und zu modifizieren.

Zuerst hatte ich Frank sehr gerne, und dann hatte ich ihn eine Zeitlang weniger gern, bis ich ihn gründlich zu verstehen anfing. Und später sah ich dann, daß sich meine Erfahrung mit derjenigen seiner besten Freunde deckte.

Ken Twitchells Bruder Han (Han und seine Frau Virginia bedeuten für die Arbeit in der Calvary Church dasselbe, was Ken und seine Frau für die Gruppe in Oxford bedeuten) erzählte mir, er habe Frank, als er ihn zum ersten Mal bei einer Gruppenversammlung so eifrig herumlaufen und mit jedermann so vergnügt sprechen gesehen habe, nicht leiden können, und doch ist er jetzt einer seiner besten Freunde und größten Verehrer.

Der Pfarrer der Calvary Church, Sam Shoemaker, erklärte mir, wie es komme, daß manche Menschen gegen Frank eine solche Gereiztheit zeigen. Er sagte: „Das ist so. Sie gehen zu einem Arzte, und er gibt Ihnen eine Medizin, und obschon Sie diese Medizin gar nicht mögen, tut sie Ihnen doch gut.“

Und überdies sucht Frank nie, eine Versammlung oder eine Hauspartie oder einen Menschen zu beherrschen. Er benützt die Versammlungen, um seine jungen Leute zu Führern auszubilden, damit sie seine Arbeit weiterführen können, wenn er nicht da ist.

„Ich begreife nicht, wie Sie es fertigbringen, daß an Ihren Hauspartien ohne Ihre Leitung alles so gut geht,“ sagte der Bischof von Norwich zu Frank, nachdem er den Gang der Hauspartie im Selwyn College in Cambridge im April 1932 voller Bewunderung verfolgt hatte. Frank quittierte diese Bemerkung lächelnd, blieb aber doch weiter im Hintergrunde.

Auf einer Eisenbahnfahrt in Kanada, kurz vor einem seiner ersten Besuche in China, wurde es Frank plötzlich ganz lebendig bewußt, daß das Christentum ein moralisches Rückgrat hat, und daß der politische Bolschewismus immer den Moralbolschewismus zur Voraussetzung hat. Dabei wurde ihm deutlich klar, daß er das Christentum nicht für andere lebendig und wirksam machen könne, wenn er es unterlasse, die Menschen nach moralischen Gesichtspunkten zu prüfen. Es gilt bei Menschen, die eine altmodische Einstellung oder eine falsche Bescheidenheit haben, leicht als taktlos, das Innenleben aufzudecken; und doch sprechen die Resultate absolut für dieses Verfahren.

Es ist vor allem Franks Absicht, die Menschen an ihrer schwächsten Stelle zu stärken. Er hält dies für das beste Mittel, um auch solchen Menschen, die keinen Glauben, sondern nur Probleme haben, religiöses Erleben zu vermitteln.

Frank hat oft die Erfahrung gemacht, daß es weise ist, niemand für vollkommen zu halten. Es kann einer Geistlicher oder Kirchenältester sein und doch eines schonungslosen moralischen Eingriffs bedürfen. Frank lehnt es ab, die Teilung der Menschen in zwei Klassen — bekehrte und unbekehrte — anzuerkennen. Christus betonte sehr deutlich, welche dieser beiden Klassen — die sogenannten Frommen oder die Zöllner und Sünder — am stärksten einer Umwandlung bedürfe, denn er sagte mit schneidender Schärfe: „Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen, und nicht die Gerechten.“ Nach Franks Ansicht bedarf der Pharisäer ebenso sehr der Hilfe wie der Zöllner. Eine der besten Geschichten über Frank wird in diesem Zusammenhang von H. A. Walter in „Soul-Surgery“ erzählt:

In New York kam einst ein Führer der Studenten zu Frank, um sich bei ihm darüber zu beraten, ob er Geistlicher werden solle. Er hatte soeben an einer Konferenz zur Besprechung des geistlichen Berufes teilgenommen, bei der ihn die glänzenden Reden, die gehalten wurden, wohl interessiert, aber nicht überzeugt hatten.... Frank beantwortete seine Fragen nach bestem Können, aber der junge Mann schien noch immer unbefriedigt. Als sie mit dem Essen fertig waren, hatten sie noch nicht viel erreicht, und Frank lud ihn ein, zu einer weiteren Aussprache auf sein Zimmer mitzukommen. Nach einiger Zeit taute der Student etwas mehr auf und sagte: „Ich will Ihnen gestehen, weshalb ich nicht Geistlicher werden kann. Ich will zu sehr meinen eigenen Willen haben.“

„Und ist es weiter nichts?“ fragte Frank, und der Student sagte: „Nein.“

Da wurde Frank eingegeben, was er sagen sollte, während sein Verdacht zur Überzeugung wurde; er beugte sich zu dem Studenten hin und fragte ihn ganz natürlich:

„Besteht Ihre Hemmung nicht in . . .?“

Die Mauer der Eitelkeit fiel in sich zusammen . . . und es konnte auf sicherem Grunde ein neuer Anfang gemacht werden, der zur Umwandlung des jungen Mannes führte. . . Und als sie dann zusammen zur Untergrundbahn gingen, sagte der Student (und es ist der Mühe wert, dies anzuführen):

„Frank, ich hätte Sie heute Nacht verflucht, wenn Sie meine wahre Not nicht erkannt hätten.“

Einer der vielen Beweise dafür, daß Frank weise ist, wenn er keinen Menschen von vornherein für über jeden Zweifel erhaben hält.

*

Als Frank einst an einer Studentenkonferenz teilnahm, hörte er die Geschichte einer Umwandlung, die ihm zur Inspiration für seine eigene Zukunft wurde. Ein junger Mann mit beschränkten Mitteln erzählte, wie sehr er sich bemüht habe, einem wohlhabenden Studenten zu helfen, der unter dem Namen Dick bekannt war (er bewegte sich in einem sehr leichtlebigen Kreis), und der so viele dumme Sachen anstellte, daß er gar nicht mehr fähig war, sich auf seine Vorlesungen vorzubereiten.

Der Erzähler selbst stand früh auf, erledigte seine eigenen Arbeiten und klopfte dann um sieben Uhr an die Tür seines Schützlings. Natürlich war Dick immer viel zu müde, um aufzustehen, und murmelte schläfrig, er wolle heute seine Vorlesungen schwänzen. Trotzdem ging der Student hinein, brachte ihn glücklich zum Aufstehen und half ihm so bei seinen Vorbereitungen, daß sein Vortrag besser wurde als je zuvor. Nachdem er Dick sechs Monate lang in dieser Weise beigestanden hatte, bemerkte dieser einmal, daß er die ganze Welt darum geben würde, wenn er auch ein so guter Kerl

werden könnte wie sein Freund, worauf dieser antwortete:

„Nun, das kannst Du doch.“

„Aber Du kannst Dir ja meine Schwierigkeiten nicht vorstellen. Ich bin ein ganz anderer Typ als Du.“

Sein Freund bestand darauf, daß es überhaupt keine Typen gebe, die ihr Leben nicht in der Kraft Christi leben könnten — was Dick von da an auch erlebt hat.

Als Frank diese Geschichte gehört hatte, dachte er bei sich selbst, wenn sich ein armer Student soviel Mühe geben könne, einem anderen zu helfen, dann könne er es sicher auch. Bisher hatte ihm noch niemand gesagt, wie dies zu machen sei. Er nahm sich vor, fortan Menschenfischer zu werden, wo immer es ihm möglich sei. Um gleich damit anzufangen, gelobte er sich, nicht eher nach Hause zu gehen, als bis er einen Menschen für Christus gewonnen haben würde. Er stellte sich dies sehr leicht vor, obschon es für den Studenten eine lange, mühsame Arbeit gewesen war.

Auf seiner Heimreise sollte Frank New York besuchen und nahm an, daß sich ihm dort genügend Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens bieten werde. Doch stürmte in New York so vieles auf ihn ein — all jene Dinge, die das große Hindernis bilden, das uns von den Menschen abhält —, daß er seinen Vorsatz vergaß bis kurz vor seiner Abreise. Erst als er seine Fahrkarte löste, kam es ihm wieder in den Sinn. Es wurde ihm heiß und kalt, und es bedrückte ihn sehr. Wie konnte er nun nach Hause gehen? Wenn er sein Vorhaben ausführen wollte, mußte er nun augenblicklich jemand finden, der einer Umwandlung bedurfte. Er gewahrte einen schwarzen Gepäckträger mit einer roten Mütze, dessen Gesicht ihn anzog. „Das ist mein Mann,“ dachte Frank und ging auf ihn zu, fühlte sich aber sehr unbehaglich bei seinem ersten Lebensumwandlungsabenteuer.

„George, sind Sie ein Christ?“

„Nein, Herr,“ sagte der Neger erschrocken.

„Dann sollten Sie aber ein Christ werden.“

„Das weiß ich schon, Herr. Das haben mir auch andere Leute schon gesagt. Aber ich weiß nicht, wie, Herr. Ich habe Angst davor.“

Also zwei, die aus demselben Grunde Angst hatten, bemerkt Frank zu dieser Situation. Es scheinen sich alle Menschen davor zu fürchten, natürlich über ihre Religion zu sprechen; deshalb schlägt unser Leben fehl.

„Und weshalb haben Sie Angst?“ fragte Frank, seine eigene Furcht verbergend.

„Mein Bruder kommt auf dem Flusse vom Sing-Sing-Gefängnis herunter. Er ist dort oben religiös geworden, und jetzt weiß ich nicht, wie das werden soll.“ Franks eigene Haltung George gegenüber.

„Also, George, Sie müssen Christ werden,“ befahl Frank, da er damals nicht wußte, was er noch hätte sagen oder wie er sich besser hätte ausdrücken sollen.

„Ja, Herr, das will ich.“

„So endete mein erster primitiver Versuch,“ sagte Frank, „einem anderen Menschen von Christus zu sagen. Ob er ein Christ geworden ist, ehe er seinem Bruder, der aus dem Gefängnis kam, begegnete, oder ob er es später wurde, kann ich nicht sagen. Aber an jenem Tage geschah der Durchbruch zu einer neuen Lebensarbeit. Wieder hatte ich eine Krise überstanden, und nun war ich frei für eines der herrlichsten Abenteuer, die den Menschen beschieden sind. Ich erkannte damals, daß auch ganz gewöhnliche Menschen, wie ich, dazu gebraucht werden können, Menschengewandlung im Großen zu werden.“

*

Worin besteht das Geheimnis der erstaunlichen Macht, die Frank über sich selbst, über seine Mitarbeiter und überhaupt über jeden Menschen hat,

der ihn gut kennt? Zuerst nimmt man an, es liege einfach an der Wirkung einer starken Persönlichkeit. Doch dann merkt man, daß es nicht so ist. Er ist weit davon entfernt, ein dominierender Charakter zu sein, der einfach alle durch seine eigene Kraft mit sich fortreißt. Er ist freundlich, gefällig, liebenswürdig, immer fröhlich, aktiv, energisch, wenn man will; aber er ist nicht eine überwältigende Kraftnatur, die mit dem rücksichtslosen Ansturm des geborenen Führers alle Hindernisse niederrennt. Worin liegt denn aber das Geheimnis seiner seltsamen Macht über andere? Das enthüllte er mir am Ostersonntag während einer seiner gemütlichen Unterhaltungen beim Tee.

„Ich hatte sehr viel zu tun“, fing Frank an, „und arbeitete täglich achtzehn bis zwanzig Stunden. Ich war so angespannt, daß ich zwei Telephone in meinem Schlafzimmer hatte. Und doch war ich nicht zufrieden mit meiner Arbeit. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen, aber die Umwandlung im Leben meiner Besucher war nicht nachhaltig genug, sie war zu wenig umwälzend, um von Dauer zu sein. Deshalb entschloß ich mich zu einem radikalen Vorgehen und widmete jene Stunde von fünf bis sechs Uhr morgens, während welcher das Klingeln der Telephone nicht zu befürchten war, dem Lauschen der stillen, leisen Stimme, damit sie mich lenke und leite.

„Das einzige, das in der ersten Morgenstunde, während der ich auf die Stimme des lebendigen Gottes horchte, kam, waren drei Worte, d. h. ein Wort, das dreimal wiederholt wurde: der Spitzname eines lustigen Vogels an der Universität —

„Tutz, Tutz, Tutz.“

Die Großmutter dieses jungen Mannes hatte meine Mutter öfters aufgesucht und sie gefragt, ob ich nicht etwas tun könne, um ihren Enkel auf einen anderen

Weg zu bringen. Ich hatte darum gebetet, daß Tutz sich ändern möge, doch hatte ich bis dahin keine Lust verspürt, seinen Weg zu kreuzen. Aber die erste Person, die ich an jenem Morgen im Freien traf, war Tutz, der gemütlich daher kam, eine Zigarette rauchte und wie gewöhnlich etwas zu spät für seine Vorlesung war. Eigentlich war ich zuerst dagegen, ihn anzureden — weil ich meiner Botschaft nicht sicher war, da mir das Wort Tutz ja ebensogut aus dem Unbewußten oder vom Bösen gekommen sein konnte. Doch da kam wieder dieselbe dringende Botschaft wie am Morgen: „Tutz, Tutz, Tutz.“

„Da ich wußte, daß ich nicht ausweichen durfte, sagte ich zu Tutz: „Hätten Sie Lust, sich mit einem Sportsfreund von mir zu unterhalten, der es versteht, über große Lebenswahrheiten zu sprechen, und sie auch für gewöhnliche Sterbliche, wie wir es sind, wirksam zu machen?“

„Ja, gern,“ sagte er und zeigte dabei die großzügige Vorurteilslosigkeit des „interessanten Sünder“, der immer zu einem neuen Abenteuer bereit ist.

Tutz stammte aus einer gut christlichen Familie und war konfirmiert, aber der Zwang der Schule und später der Universität hatten ihn vom engen Pfade abirren lassen. Er hatte Talent und tat sich bei den Theateraufführungen der Studenten hervor. Er spielte immer die Mädchenrollen und war der Liebling des Publikums, denn er wußte, wie er mit der Schleppe umgehen mußte, um eine möglichst komische Wirkung zu erzielen. Wenn der dramatische Studentenverein eine Gastreise unternahm, endete die Vorstellung immer mit einem Tanz, in den Tutz den nötigen Schwung hineinbrachte. Und wenn er später in den gemeinsamen Schlafwagen der Studenten zurückkehrte, vergaß er nie, zu beten, ehe er einschlief.

„Ich begleitete ihn zu dem Rugbyspieler, und dieser verstand ihn, seine Schwierigkeiten, seine offensichtlichen Schwächen und seine geheimen Sünden — die einen so großen Zwiespalt ins Leben bringen — sein Gefühl der Niederlage und des Unglücks so ausgezeichnet, daß Tutz sich sofort entschloß, sein Leben Christus, dem Großen Freunde der Sünder, zu übergeben. Er gab sich Gott zu eigen auf Gnade und Ungnade, damit Er ihn von nun an immer halte und führe, in guten und schlechten Zeiten, bis zum Tode. Dann kam er strahlend zu mir mit seiner neuen Erfahrung, und ich fragte ihn: „Wie wäre es, wenn Sie Ihren Freunden diese Geschichte erzählten?“

„Meinen Freunden erzählen! Sie würden mich alle auslachen.“

„Aber Sie haben es doch gern, wenn Ihre Freunde bei Ihrem Theaterspiel lachen. Je mehr sie lachen, desto zufriedener sind Sie.“

„Ich liebe es an den ‚interessanten Sündern‘, wie Tutz einer ist, daß sie soviel Phantasie haben — zeige ihnen irgendeine Möglichkeit, und sie sind sofort bereit. Er ging in seinen Klub zurück, wo alle seine Freunde in der Halle saßen und warteten, bis das Gongzeichen zum Essen ertönen würde. Der fröhliche junge Tutz kam herein und rief: „Na, ich glaube, ihr werdet alle lachen, wenn ich euch erzähle, was ich heute morgen getan habe.“

„Alle zeigten das lebhafteste Interesse. Tutz hatte meistens etwas zu sagen, das pikant und witzig war. Vielleicht hatte er einem Professor einen Streich gespielt oder irgendeinen guten Witz aufgeschnappt. Er sagte ganz einfach:

„Also — heute morgen habe ich mich entschlossen, ein anderes Leben anzufangen.“

„Das war aber eine Neuigkeit! Sie warteten gespannt, bis er weiter erzählen würde. Sie saßen auf der Stuhlkante und hörten seiner Erzählung von den Ereignissen dieses Vormittags atemlos zu. Das Gongzeichen zum Lunch verklang ungehört.

„Einer der Zuhörer, namens Bill, der einen zweisitzigen Rennwagen besaß, sagte: „Ich hätte Lust, diesen Ruggerkerl kennen zu lernen.“ Darauf sagte Tutz: „Gut. Ich will ihn anrufen.“ Er ging zum Telephon: „Kann Bill heute nachmittag kommen?“

„Natürlich.“

„Wann?“

„Zu jeder Zeit.“

Frank fuhr fort:

„Das ist das Erstaunliche bei diesen vielbeschäftigten Universitätsleuten: immer finden sie sofort Zeit für etwas, das sie gerne tun möchten. Bill kam zu meinem Freunde, und auch er erhielt an jenem Tage die neue Kraft, die ihn umwandelte und Christus zu seinem Herrn und König machte. Etwas später an jenem selben Tage stand ich zufällig neben dem Universitätskaplan, den alle Bob nennen. Seine Beliebtheit beruhte auf seinen kurzen Predigten und seiner Vorliebe für Sport: er war ein ausgezeichneter Rudersportsmann, dagegen wußte er die tiefste Not eines Menschen selten herauszufinden.

„Tutz kam mit Bill zu uns heran und sagte zu mir: ‚Denken Sie, Bill macht auch mit.‘ Ich sagte: ‚Ausgezeichnet Bill.‘ Bob, der Kaplan, fügte hinzu, daß es für Bill allmählich Zeit geworden sei, sich zu ändern. Daraufhin sagte Bill ganz unverhohlen etwa folgendes zu Bob: ‚Wir kennen uns nun schon lange, Bob. Ich habe Sie bewundert wegen Ihrer Sportauszeichnung. Und dann kamen Sie als unser Kaplan und Sportlehrer hierher und gaben uns riesenhafte Teegesellschaften; aber Sie hätten mich

glatt zum Teufel gehen lassen, so wenig haben Sie sich um meine wahre Not gekümmert.“

„Dieser Vorwurf, den Bill dem Kaplan machte, ließ mich erschauern,“ sagte Frank, „da man auch mir dasselbe hätte sagen können — nämlich, daß ich mich nur um die körperlichen Bedürfnisse der Menschen kümmere, anstatt um ihre tiefste Not —, wenn ich nicht gerade an jenem Morgen in der Frühe eine Stunde auf Gott gelauscht hätte, obschon mir dabei nur drei Worte gekommen waren, durch die dann an einem Tage zwei Menschen wiedergeboren wurden. An jenem Tage fand ich das Geheimnis der wahren Erziehung. Der Heilige Geist ist das Licht, der Führer, der Lehrer, die Kraft. Was ich zu tun vermag, geschieht alles durch die Kraft, die mir in der stillen Morgenstunde im Schweigen kommt, wenn ich warte und lausche, bis die Stimme des lebendigen Gottes die Schatten der Nacht durchbricht.

„Die Geschichte von Tutz hat noch eine Fortsetzung. Sieben Jahre später wurde ich einst gebeten, für einen Geistlichen zu predigen, der mir den folgenden Rat gab: „Machen Sie es ja kurz, damit die Leute auch heute abend zum zweiten Gottesdienste kommen.“ Als ich gerade aufhören wollte, fühlte ich, wie der Heilige Geist mir sagte: „Erzähle die Geschichte von Tutz, erzähle ihnen die Geschichte von Tutz!“ Während einer siebenjährigen Erfahrung hatte ich gelernt, daß man der stillen, sanften Stimme unbedingt gehorchen muß. Und so erzählte ich eben diese Geschichte. Die Kirche war groß. Sie hatte viele bunte Glasfenster, und man konnte die Gemeinde nicht gut sehen. Als ich mit der Geschichte angefangen hatte, merkte ich, daß sich unten in der linken Hälfte der Kirche etwas bewegte. Und wer kam am Schluß des Gottesdienstes zu mir herauf, um mich zu begrüßen? — Tutz, Frau Tutz, Baby Tutz

und Schwiegervater Tutz, die alle in der Kirche gewesen waren, ohne daß ich etwas davon geahnt hatte.

Tutz hat sich während sieben fruchtbarer, arbeitsreicher Jahre treu bewährt. Seine Frau und sein Schwiegervater standen ihm dabei zur Seite. Und Baby Tutz wird wahrscheinlich später auch mitmachen.

„Das war ja großartig heute morgen,“ rief Tutz, als er zu mir heraufkam und fügte hinzu: „Ich wäre nie Sonntagsschullehrer in dieser Kirche geworden, wenn Sie mich an jenem Morgen im College-Hof nicht angesprochen hätten.“

Und irgendwie kam es, da ich meinen Text am Morgen mit der Tutzgeschichte etwas erweitert hatte, daß sich auch die Gemeinde ganz von selbst für den Abendgottesdienst erweiterte, fügte Frank hinzu.

*

Frank hat schon längst gelernt, daß man nie schelten darf. Schelten heißt nicht verstehen. Das Schelten ist eine Verneinung der Geschichte des verlorenen Sohnes. Es ist hauptsächlich das ewige Nörgeln, sagt er, wodurch das Familienleben unbehaglich wird. Die Atmosphäre des Hauses muß über diese unerwünschte, alles durchdringende menschliche Sünde hinausgehoben werden. Um dies zu erreichen, sollte man sich mit Kipling daran erinnern, daß man nie zu brav aussehen oder zu weise reden darf. Frank hat die Kunst entwickelt, einem Menschen ins Gesicht zu sehen und darin zu lesen, wie in einem Buche, was dieser Mensch für ein Leben führt. Und er hat sich auch die Fähigkeit erworben, sich nie über etwas zu entsetzen.

„Ich bin nie schokiert,“ sagte er mir.

Die Furcht vor einer kritischen Einstellung des Zuhörenden verhindert oft eine ganz ehrliche Aussprache, die doch das Chaos in vielen Familien schlichten würde, in denen ein harmonisches Leben herrschen könnte.

Frank hält es für möglich, daß Söhne und Töchter sich zu Hause über ihr tägliches Leben aussprechen können, anstatt zu der allgemeinen Geheimnistuerei beizutragen, die in so vielen Häusern an der Tagesordnung ist, und die durch eine künstliche Zurückhaltung verursacht wird, die meistens in erster Linie von den Eltern ausgeht. Er kannte eine Mutter, deren Hauptsteckenpferd die Abstinenz war, und deren Kinder doch alle Trinker wurden. Wenn sie es besser verstanden hätte, sich in das Leben ihrer Kinder einzufühlen und ihnen ihre eigenen Schwächen einzugestehen, anstatt ihnen immer ihre Fehler vorzuhalten, hätte sie vielleicht nicht alle zum Trinken getrieben.

Frank sagt, daß die kluge Gewohnheit, sich auszusprechen, so viele Söhne und Töchter davor bewahren könnte, ihr Heim zu verlassen, weil sie von ihren Eltern nicht verstanden werden. Es gebe genau so viele verlorene Eltern, die ihre verzeihenden Söhne und Töchter aufsuchen sollten, weil diese durch Nörgelei und falsche Reserve von Hause fortgetrieben worden seien, als es verlorene Kinder gebe, die zu ihren Eltern zurückkehren sollten. Ferner erlauben sich die Eltern oft eine „heilige Entrüstung“, wenn die Kinder ihre eigenen Jugendfehler wiederholen. Es gäbe keine so schwierigen Sexualprobleme mehr, wenn die Eltern ehrlich über ihre eigenen Schwächen sprechen würden, mit der Absicht, den Kindern ohne Zwang und ohne Tadel zu helfen.

*

Frank sah ein, wie notwendig es sei, das Tadeln zu vermeiden, als er Georg in einer seiner Jugendschwierigkeiten half. Georg war sechzehn, hatte blaue Augen, blondes Haar, eine schlanke Gestalt und steckte in einem blauen Anzug mit langen Hosen. Er war ein Waisenknabe. Am Begräbnistag seiner Mutter wurden seine

beiden Schwestern in ein Waisenhaus geschickt, und da man nicht wußte, wo man Georg unterbringen sollte, lud ihn Frank zu sich ein.

„Ich versuchte, es ihm bei mir gemütlich zu machen,“ sagte Frank, „ich setzte mich neben ihn, erzählte ihm meine schönsten Geschichten und suchte, ihn dafür zu interessieren. Das war am Dienstag. Am Freitagabend nach dem Essen sagte Georg, er hätte Lust, in die Stadt zu gehen. Ich sagte ja, obschon ich wußte, daß ich sein Vertrauen noch nicht gewonnen hatte. Man kann mit einem Menschen am selben Tisch sitzen und über manches mit ihm sprechen und ihn doch nicht kennen.

„Es war ein langer Sommerabend. Ungefähr um halb zehn Uhr schaute ich aus dem Fenster und sah den jungen, sechzehnjährigen Georg im Zickzack die Straße heraufkommen. Das Trottoir war nicht mehr breit genug für ihn. Ich sah ihm zu, wie er versuchte, ins Haus zu kommen. Er fand die Glocke nicht, und deshalb kam niemand, um ihm zu öffnen, was ihn ganz wütend machte. Schließlich fing er an, heftig an der Tür zu rütteln.

„Die meisten Leute rütteln an der Tür, anstatt an sich selbst zu rütteln. Ich war sehr unglücklich über Georg, als ich hinunterging, um ihm aufzumachen.“

Wenn Frank an diese Stelle seiner Geschichte kommt, fragt er gewöhnlich: „Was hätten Sie mit Georg gemacht?“ Einige schlagen eine kalte Dusche vor, andere Aspirin, schwarzen Kaffee, Mineralwasser oder eine gehörige Zurechtweisung. Frank ließ Georg ganz allein, nachdem er sich vergewissert hatte, daß er sicher in seinem Bett liege, ohne daß Georg wußte, daß er nach ihm sah. Auch am nächsten Morgen ging Frank nicht mit Georg hinunter zum Frühstück, weil er wußte, daß er beim Anblick seiner geröteten Augen vielleicht etwas gesagt hätte, das ihm später leid getan haben würde. In der Schweigezeit bekam er deutlich die

Führung, in das Warenhaus zu gehen, in dem Georg arbeitete, um ihn dort zu sprechen. Er fragte den jüdischen Direktor, ob er Georg sehen dürfe.

„Gewiß, mein Herr.“

Georg kam durch den breiten Gang, und sobald er Frank sah, ließ er den Kopf sinken und wurde rot, obwohl Frank nichts gesagt hatte. Die meisten Menschen, bemerkt Frank, die andern helfen möchten, meinen, sie müßten ihre Sünden öffentlich ausposaunen. Er fragte Georg, ob sie zusammen zu Mittag essen wollten.

„Sehr gern!“ sagte Georg.

Sie gingen zusammen in ein Restaurant, nachdem sie die Erlaubnis des Direktors eingeholt hatten, eine ganze Stunde wegzubleiben. Sie aßen Fisch und Georg war so stumm wie ein Fisch. Doch nach einer Weile, während Georg die Gräten heraussuchte, sagte er zögernd:

„Ich war gestern abend betrunken.“

Frank hörte dieses Geständnis stillschweigend an. Nun faßte Georg Mut und ging einen Schritt weiter:

„Wissen Sie, es hat nicht viel gekostet.“

Frank sagte wieder nichts. Aber sein Kommentar zu dieser Ausrede war: „Es gibt Menschen, die meinen, eine Sünde sei weniger schlimm, wenn sie nicht viel Geld gekostet hat.“

Nun sagte Georg: „Unterrichten Sie nicht in einer Sonntagsschule?“

„Doch,“ sagte Frank und ließ es dabei bewenden.

Dazu bemerkt Frank, daß die meisten Leute wohl denken würden, daß jetzt die Gelegenheit zu einer „frommen“ Lektion gekommen sei. Damit hätten sie wahrscheinlich ihr Gewissen beruhigt, aber Georg nicht kuriert, denn sein volles Vertrauen war noch nicht gewonnen.

Zuletzt sagte Georg: „Als ich gestern abend die Zwanzigste Straße heraufkam, nahm ich mir vor,

wieder fortzugehen und es wieder zu tun, wenn Sie mich auszanken würden.“

Die meisten Leute, sagt Frank, sind im Rausche doch nüchtern genug, um gewisse Überlegungen anzustellen. Georg gab dann ganz von selbst das Trinken auf, kam am nächsten Sonntag in die Sonntagsschule und wurde ein ungewöhnlich begabter Mitarbeiter, der den Knaben viel mehr helfen konnte, als es Frank je möglich gewesen wäre, weil er ihnen im Alter näherstand und dadurch einen natürlichen Anknüpfungspunkt hatte. Später wurde Georg Sekretär einer nationalen Verbindung von Bibelklassen.

*

Seiner Gewohnheit entsprechend, nie über intellektuelle Probleme zu diskutieren, hörte Frank, als er auf einer Reise im Süden war, all die Einwände eines Professors und Fußballlehrers einer amerikanischen Schule stillschweigend an. Dann, nachdem der Professor all seine intellektuellen Schwierigkeiten dargelegt hatte und die beiden einem wunderbaren südlichen Sonnenuntergang zusahen, sagte Frank einfach:

„Und nun sagen Sie Gott auch alles über Ihre Sünden.“

Der Professor sagte später, daß er seinen Kopf in Scham habe niederbeugen müssen, als plötzlich alle seine Sünden über dem Horizonte auftauchten und über die rote Sonnenscheibe hinwegstelzten, wie Grenadiere der Hölle. Jede schaute ihn an und grüßte ihn anklagend. Und dann am Ende der langen Prozession erschien Christus und schien zu sagen: „Es ist alles gut. Ich verstehe und vergebe. Gehe hin und sündige nicht mehr.“

Durch jenes starke Erlebnis nahm der Professor die angebotene Vergebung an, und mit seinen Sünden verschwanden auch seine intellektuellen Schwierigkeiten.

In einem Brief an Frank schrieb er später, daß jene Vision beim Sonnenuntergang sein Leben vollständig umgewandelt habe. Er ist jetzt Direktor der Schule und ein wirklich lebendiger Christ.

*

Ich sah Frank wieder von einer anderen Seite, als ich einmal mit Cleve Hicks, dem früheren Kaplan von Harvard, über ihn sprach.

„Frank läßt sich von niemand zum Narren halten,“ sagte Cleve, „und er kann einen sehr streng behandeln, wenn es nötig ist.“

„Hat er Sie auch schon sehr streng behandelt?“ fragte ich.

Cleve hat ein vergnügtes Lachen und eine stattliche, gutgepolsterte Figur.

„Wir hielten einst zusammen eine Stille Zeit, und ich fühlte mich sehr undiszipliniert,“ gestand Cleve. „Ich hatte große Angst vor der Zukunft und war nachlässig mit meiner Morgenandacht. Frank fragte mich, ob ich nichts wüßte, das ich in einer großen Gruppe mitteilen könnte und ich sagte: ‚Nein.‘ Frank sah mir in die Augen und sagte: ‚Cleve, du bist flau und unüberzeugend.‘“

„Und haben Sie ihm dann gesagt, wie er aussehe?“

Cleve sah mich ruhig an und sagte sehr bestimmt: „Ich sagte nichts; aber ich hatte keine Angst vor ihm. Ich wußte, daß er recht hatte.“

„Bei einer anderen Gelegenheit,“ fuhr Cleve fort, „als wir eine Schweigezeit hatten, erhielt Frank die Weisung: ‚Cleve hat eine stärkere Umwandlung nötig. Hilf ihm liebevoll zu einer vollständigen Erfahrung Christi! Widerstand; aber reiche Früchte in kommenden Jahren.‘“

Cleve machte diese Prophezeihung Eindruck und er schrieb sie auf. Sie fängt nun schon an, in Erfüllung zu gehen.

*

Frank ist sehr für Höflichkeit und gute Manieren. Einst vergaß ein junger Mann, der an einer Hauspartie in Holland teilgenommen hatte, seinem Wirte zu danken, als Frank und sein Team schon im Begriffe waren abzureisen. Auf dem Wege zum Bahnhof entdeckte Frank dieses Versäumnis und bestand darauf, daß der Wagen zurückfahren solle, damit man dem Wirte gebührend danken könne. Sofortiges Wiedergutmachen!

Wenn junge Männer der Gruppe England verlassen, um in ein anderes Land zu reisen, rät er ihnen immer, sich ja mit den Sitten des Landes vertraut zu machen und sich ihnen anzupassen. Bei diesen internationalen Hauspartien sorgt er immer eifrigst dafür, daß die Leute des einen Landes freundlich sind mit denjenigen der anderen Länder, und daß sich alle behaglich fühlen.

Obwohl er einer ungerechten Kritik seiner Sache gegenüber sehr empfindlich sein kann und die feste Überzeugung hat, daß der Heilige Geist mit ihm ist, läßt er sich nicht gern in Auseinandersetzungen über die Richtigkeit seiner Methode und seiner Lehre ein. Er zieht es vor, seine Kritiker umzuwandeln, und gibt ihnen dadurch eine persönliche Demonstration der praktischen Anwendbarkeit seiner Methode. So wie er zum Beispiel auch bei einer Versammlung von amerikanischen Psychiatern, die ihn gebeten hatten, zu kommen und ihnen seine Methode zu erklären, die ganze Zeit des Beisammenseins dazu benützte, sie zu christlichen Psychiatern, gleich ihm selbst, zu machen.

Wenn man ihn hätte in irgendeine Organisation einspannen können, wäre er ein wahrer Napoleon von

einem Organisator geworden. Seine Oxfordfreunde erzählten mir, daß er, wenn er bei einer Hauspartie ankomme, nur ein paar Fragen stelle und dann in seinem wohlgeordneten Hirn sofort alle wichtigen Punkte sammle und dadurch augenblicklich mehr Leben und Fröhlichkeit in den ganzen Betrieb bringe. Und dabei sei er so einfach und natürlich, daß man immer in Gefahr sei, ihn trotz seiner Größe zu übersehen.

Erst wenn man sich von ihm getrennt hat und sich an einen seiner treffenden Aussprüche erinnert, wie z. B.: „Wir sind ein Organismus und nicht eine Organisation“, oder wenn man an eine seiner so durchaus richtigen und freundlichen Handlungen denkt, fällt einem ein: „Ach, das hat ja Frank gesagt!“ oder: „Stell dir vor, wie Frank das gerade im richtigen Augenblicke getan hat!“

Frank betont, daß es keinen Unterschied in der Sünde gebe, wo auch immer sie begangen werde. Er drückt diese Anschauung mit den Worten aus: „Die Krähen sind in der ganzen Welt schwarz“ — eine beliebte Randglosse der Gruppe. Unsittlichkeit in Paris oder Diebstahl in China sind genau so sündhaft wie Unsittlichkeit und Diebstahl in England. Als das Team vor einer Zuhörerschaft von Negern in Südafrika sprach, mußte diese Redensart in: „Das Gras ist auf der ganzen Welt grün“ umgewandelt werden.

Ich fragte einen von Franks Freunden, ob er ihn jemals böse gesehen habe. „Nur einmal,“ sagte er. „Frank sprach bei einer öffentlichen Versammlung und wurde dabei sehr böse über jene selbstsüchtigen, faulen Menschen, die gerne möchten, daß ihre Angehörigen Christen würden, die Mühe des Bekehrns aber nicht selbst auf sich nehmen wollen.“

„Das ist Ihre eigene Sache,“ ist Franks anspruchsvolle Entgegnung an die meisten dieser Bittsteller — eine Entgegnung, die ihm wegen ihrer Aufrichtigkeit zeitweilig Feinde schafft. Einem jungen Manne, der bekannte, daß ihm das sexuelle Problem Schwierigkeiten mache, wurde der Rat gegeben: „Hüte deine Augen!“ Frank glaubt daran, daß es Christus wörtlich meinte, als er sagte: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“ Zuerst der Blick, dann der Gedanke, dann die Verlockung und dann der Fall. Der Fall kann auch in Gedanken geschehen. Es sei besser, wegzublicken und an etwas anderes zu denken, und noch besser, aktiv an der Umwandlung anderer beteiligt zu sein, woraus die höchste Freude dieses Lebens entspringe.

Die Zahl der religiösen Bücher, die Frank verschenkt hat, könnte eine öffentliche Bibliothek füllen. Seine Reisekoffer sind mit Schriften der Gruppe angefüllt, die für die verschiedensten geistigen Beschwerden passen. Er braucht so viele, daß er sie im Großen einkauft.

Er ist wie ein Reisender, der jedem freigebig Muster der Güter verteilt, die er am dringendsten braucht.

*

Eine Eigenschaft Franks, die seine Freunde ganz besonders hervorheben, ist die vollständige Selbstlosigkeit dieses Mannes, sein absolutes Aufgehen im Dienst an der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden. Er ist bereit, selbst vollständig beiseite zu stehen und gedemütigt und beschimpft zu werden, aber auch, wenn es nötig ist, seine ganze Autorität geltend zu machen und sie auszuüben. Nie hat eine Gruppensitzung einen solchen Schwung und eine solche Lebendigkeit, wie wenn Frank die Versammlung

leitet. Er fürchtet, daß man ein zu großes Gewicht auf die Persönlichkeit legen könnte, und geht eher darauf aus, sich selbst und seine Freunde herabzusetzen als hervorzuhoben, da die Demut das wahre christliche Kennzeichen ist. Er vertritt vollständige Freiheit im Handeln, auch wenn kein Geld da ist, sie zu garantieren. Man weiß, daß er seinen letzten Penny aus der Bank geholt hat, als es galt, jemandem zu helfen, dessen dringende Not ihn zu dieser Tat zu berechtigen schien. Wenn Frank kein Geld hat, betet er darum.

Als ich Frank zum erstenmal traf, hatte er gerade für einen Mann, dem er von seiner Wäsche gegeben hatte, um Geld gebetet.

Das Geld kam.

Er betete mit dem Überbringer und dankte Gott in erster Linie dafür, daß Er ihm gesagt hatte, daß das Geld kommen würde, und dann erst dafür, daß es gekommen war.

Er ist sorgfältig darauf bedacht, nie Geld zu verschwenden. Die Männer, die ihn umgeben, beschränken ihre Nebenausgaben bis auf zehn Schilling in der Woche. Frank bittet sogar für Portoaussgaben um Führung, und doch gibt er ohne jeden Gewissensbiß tausend Mark aus, wenn er fühlt, daß er es tun sollte, und wenn ihm das Geld zur Verfügung steht. Er leerte seine Taschen, um es einem Team zu ermöglichen, nach Südafrika zu fahren, um dort Gruppen zu gründen.

Manchmal bitten ihn Menschen, die wenig oder gar kein Geld haben und von seinem großen Eifer gerührt sind, ihm helfen zu dürfen.

Zum Beispiel sagte ihm ein Dienstmädchen in einem Hause in Schottland, in dem Frank zu Besuche war, daß sie ihm nur dadurch helfen könne, daß sie seine Wäsche wasche, was sie gern tun wolle.

Und nun schickt er, wenn er in England ist, seine Wäsche jede Woche nach Schottland, wo sie von dem braven schottischen Mädchen gewaschen wird.

*

Man kann Frank unmöglich verstehen, wenn man sich nicht klarmacht, daß er immer in der Gegenwart Gottes zu leben sucht, auf Seine Führung horcht und von Ihm Kraft empfängt, was, wie er sagt, die normale Lebensweise eines gesunden Menschen ist. Frank ist das Beispiel eines im psychologischen Sinn reifen Menschen, dessen Leben ganz und gar im Höchsten aufgeht, das der Mensch erreichen kann. Das Interessante daran ist die erstaunlich praktische Art, wie Franks Führung sich auswirkt.

Wenn eines Menschen Leben ganz mit Gott verbunden ist, verläuft es nach einem Plan, in dem alles seine Richtigkeit hat. Das bedeutet durchaus keine Starrheit, sondern im Gegenteil eine Beweglichkeit, die uns fortwährend dafür empfänglich macht, unerwartete Möglichkeiten als Gelegenheiten zu benützen, um Gott zu dienen, dessen Wege nicht unsere Wege sind, wie es Paulus erfuhr, als er nur auf Umwegen nach Rom gelangen konnte.

Frank ist durch und durch diszipliniert. Er bewegt sich in seinem religiösen Leben nicht willkürlich, sondern geht direkt an die Quelle, oder er wartet, daß die Quelle direkt zu ihm fließe. Er fühlt, daß, was er auch immer tue, richtig sein muß, insofern er das tut, wozu er geführt wird.

Durch die immerwährende Übung, sein Leben täglich zu verlieren, hat er sich selbst gefunden. Er wacht am Morgen mit dem Gedanken auf, daß der heutige Tag nicht sein Tag sei, sondern Gottes Tag. Da er sein Leben verliert, findet er es immer wieder. Das Resultat dieser Disziplin ist eine überströmende Willenskraft —

von der er gläubig annimmt, daß sie vom Heiligen Geist komme. Diese Disziplin im Inneren der Bewegung bedeutet absolute Freiheit. Hierin liegt das Paradoxon des Christentums.

Frank ist ein Kind, das auf Gott hört und Ihm bedingungslos gehorcht und seine ganze Umgebung dazu anhält, dies auch zutun. Und Keiner wird diese Bewegung je verstehen, der dies nicht einfach als vorläufige Hypothese annimmt, ob er es am Anfang glauben kann oder nicht. Nach einiger Zeit beginnt er einzusehen, daß es wahr ist.

*

Als ich mir vorstellte, wie Frank sich durch dieses Nach-innen-lauschen führen lasse, dachte ich, daß dies eine ausgezeichnete Theorie sei, die sich aber im allgemeinen doch nicht in die Praxis umsetzen lasse. Da lieh mir der frühere Leiter des Selwyn-College (Dr. Murray) die Aufzeichnungen zu einer seiner Vorlesungen über das Gebet, in denen ich die folgende Stelle fand, durch die ich Frank besser verstehen lernte:

„Denn unser Leben hienieden ist nicht wie die monotone Arbeit in einer Tretmühle gedacht. Es soll ein frischer, besonnener und erlebnisreicher Marsch auf ein Ziel hin sein, das, wenn es auch noch so weit entfernt ist und nur undeutlich erkannt werden kann, doch feststeht, weil es von Gott für uns bestimmt wurde. Doch dazu kann es nur in dem Maße kommen, als wir die Forderung Gottes, Seine Werkzeuge zu sein und an der Verbreitung des Reiches Gottes zu arbeiten, annehmen und ihr entsprechen. Und wenn wir dazu kommen, unseres Herrn Lehre über das Gebet tiefer zu erfassen, werden wir sehen, daß sie einzig darauf hinzielt, uns zu dieser harmonischen und fruchtbringenden Mitarbeit zu führen.

„Natürlich hat Jesus selbst auf diese Art gelebt, als Er im Fleische wandelte, — was wir besonders im Johannes-Evangelium sehen. Seine Speise war, den Willen Dessen zu tun, der Ihn gesandt hatte, und Sein Werk zu vollenden. Sein ganzes Wesen war von der bewußten Verbindung mit Seinem Vater getragen. Sein Lebensweg war erhellt durch das Bewußtsein der Zustimmung Seines Vaters. Er wartete immer auf ein Zeichen von der Hand Seines Vaters, so daß alles, was Er tat, nicht Sein eigenes Tun, sondern das Wirken Seines Vaters war. Der Geist Seines Vaters lehrte Ihn, was Er zu sagen habe.“

Da Frank seinem Meister nachfolgt, wartet er immer auf die Zeichen, die ihm sein Meister gibt.

*

Alle, die mit Frank verbunden sind, erhalten von dieser Grundlage aus, ebenso wie Frank selbst, einen neuen Lebenswert, aber sie haben auch ein neues Leid auf sich zu nehmen — das Leid des Kreuzes. Frank hat jene Enttäuschungen zu tragen, die sich einstellen, wenn einer, von dem er viel erwartet hatte, das Ziel doch nicht erreicht; aber er ist überaus menschlich und hat sich nie durch die Fehler eines anderen verhärten lassen. Er ist nie so beschäftigt, daß er nicht mehr an die Menschen denken kann. Er lebt ein viel objektiveres Leben als irgend jemand, den ich kenne. Das ist die einzig richtige Antwort an alle, die meinen, daß er die ewige Selbstbetrachtung zu sehr befürworte.

Immer denkt er an andere Menschen. Er liebt Feste; seine Geburtstagsliste ist schon sehr lang und wird immer noch länger; beim Feiern ist er in seinem Element. Er ist ein dominierender Charakter, aber er ist nie dafür, andere zu beherrschen, weil es jede Initiative ertötet. Wenn wir ihm zuerst begegnen, wird er uns vielleicht nicht zusagen, denn er wird uns nicht nach unserem augenblicklichen persönlichen Werte

einschätzen, weil er uns auf eine höhere Ebene führen möchte: mehr religiöse Nahrung und mehr geistige Luft. Denn — sagt er — auch der Geist braucht gute Luft und Nahrung, so gut wie der Körper.

*

Frank trifft immer das Richtige. Ein junger Geistlicher erzählte mir, wie ihm auf einer Reise mit Frank dessen erstaunliche Fürsorge für das Wohlergehen anderer immer wieder aufgefallen sei. Er hatte beobachtet, wie sich Frank mitten in einer Diskussion unterbrechen konnte, um zu fragen, ob man irgend jemandes Zimmer geheizt oder ob man für die Ankunft oder Abreise eines anderen entsprechend gesorgt habe.

Als sich die letzte Hauspartie in Oxford auflöste, beobachtete ich, wie sich Frank vom Tische wegstahl und einige seiner Freunde zusammensuchte, die gute Stimmen hatten, um der Haushälterin in Lady Margaret Hall ein Abschiedsständchen zu bringen, was für Franks natürliches Wohlwollen und richtiges Handeln bezeichnend ist.

Einst erläuterte mir Frank seine Vorliebe für das Mitteilen scherzend mit folgenden Worten: „Die Liebe ist blind, aber die Nachbarn sind es nicht.“ Wir können uns einbilden, wir hätten unsere Sünden sehr gut versteckt, doch sobald wir anfangen, etwas davon zuzugeben, merken wir, daß unsere Mitmenschen sie schon längst erkannt haben. Wenn jemand daran zweifelt, möge er es selbst versuchen.

Als Gegenstück zu seinem Ausspruch über die Nachbarn pflegt Frank auch die Redensart: „Studiere lieber Menschen als Bücher!“ zu gebrauchen. Wenn wir den Menschen helfen wollen, müssen wir uns mehr mit ihrem Leben beschäftigen als mit dem Bücherschrank. Einst fragte er den verstorbenen Dr. F. B. Meyer, einen durch seine Selbstlosigkeit bekannten bedeutenden Pfarrer, wie man kraftvoll predigen könne.

„Indem man am Sonntag die Fragen beantwortet, die einem am Werktag von der Gemeinde gestellt wurden,“ war die Antwort.

Das bedeutete also, daß sich der Pfarrer während der ganzen Woche mit dem Leben seiner Gemeinde befassen müsse, um am Sonntag ihre wahren Nöte zu kennen.

*

Sam Shoemaker (Geistlicher an der Calvary-Kirche) erzählte mir, Frank habe einmal die Behauptung, er interessiere sich nicht genug für das zweite Kommen Christi, mit der folgenden Frage widerlegt:

„Weshalb vom zweiten Kommen sprechen, da so viele Menschen nicht um das erste Kommen wissen?“

Das will nicht heißen, daß er sich weniger mit dem Gedanken des zweiten Kommens befasse als andere Geistliche; er legt es den Menschen nahe, mit der Sünde Schluß zu machen und sie auch wirklich zu lassen, dann wissen sie, was es heißt, auf das zweite Kommen Christi zu hoffen, und sind für Seine Wiederkunft gerüstet.

„Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der so vollständig gottergeben ist wie Frank,“ sagte Sam Shoemaker. „Er ist die disziplinierteste Persönlichkeit, die ich kenne. Alles, was er hat, gehört Gott. Ich habe ihn abends in seinem Stuhle sitzen sehen, ganz bleich und erschöpft von seiner unermüdlichen Arbeit für Gott während des ganzen Tages. Dann öffnet sich die Tür, und es zeigt sich eine neue Gelegenheit, Ihm zu dienen. Müde, wie er ist, springt Frank sofort auf, sein Gesicht leuchtet, sein fröhliches Lächeln ist wieder da, seine Hand ist ausgestreckt, und sein ganzes Wesen ist bereit zu weiterem Dienst für seinen Meister, bereit, die ganze Nacht hindurch zu arbeiten, wenn er nur einem anderen aus dem Dunkel ins Licht helfen kann.“

Er läßt sich einfach von einer Welle des Heiligen Geistes dahintragen.

„Er scheint nie müde zu werden. In seinem Leben gibt es keine Konflikte und Sorgen, außer wenn er sich tief in die Schwierigkeiten eines anderen versenkt. Manchmal schmerzt ihn die Sünde, und er ist imstande, Unaufrichtigkeit und Kompromiß sehr drastisch zu behandeln. Er hat eine bewunderungswürdige Geduld der unglaublichen, hartnäckigen und blinden Dummheit der Menschen gegenüber, die ihn konsultieren und doch nicht willens sind, seinen Rat anzunehmen und die Sünden aufzugeben, die sie daran hindern, ihre Bestimmung zu erfüllen.

„Frank verläßt keinen. Er ist nie fertig mit einem Menschen. Es mag jemand mit ihm sprechen und sich dann wieder von ihm trennen. Er kann weggehen — vielleicht interessiert, aber nicht überzeugt — und mag alles vergessen. Aber Frank vergißt es nicht. Der Tag kann kommen, an dem jener Mensch zurückkehrt und bereit ist, einen Schritt weiterzugehen. Frank erinnert sich seiner sofort und versucht geduldig, ihm wieder einen Schritt weiterzuhelfen.“

*

In New York gibt es Vagabunden, die die allzu familiäre Angewohnheit haben, neben einem herzugehen und einem den Revolver entgegenzuhalten mit der Aufforderung, das Geld herauszurücken — ganz wie der gute alte Dick Turpin. Ich fragte verschiedene Leiter der Gruppe, wie sie sich bei einem so störenden Vorkommnis verhalten würden. Einige meinten, daß es sicher besser wäre, zu bezahlen, als erschossen zu werden, da diese Kerle in New York keinen Spaß verstünden. Die Aussicht, 40—60 Jahre in Sing-Sing zu sitzen, sei aber für diese Leute auch nicht ermutigend. „Nur der Dumme wehrt sich, wenn

er überrascht wird“, sagte mein Freund, „die Spinne“, der mit „Gangsters“ und Gefängnissen Bescheid wußte, ehe er bekehrt wurde.

Da fragte ich Frank, was er tun würde, wenn er plötzlich von einem Manne mit einem Revolver bedroht würde. Wir saßen in einer Londoner Taxe und fuhren nach der Bond-Street. Das war sogar für Frank eine knifflische Frage, und er grübelte eine Weile nach. Dann sagte er:

„Ich würde ihn auffordern, mit mir ein Vaterunser zu beten. Und wenn er ein Italiener wäre, würde ich ihn bitten, das Paternoster zu sagen.“

„Und wenn er dann schießen würde?“

Frank hatte ein geheimnisvolles Lächeln.

„Ich glaube nicht, daß er es täte.“

*

Frank denkt gerne in der Mehrzahl, wenn er einen Umwandlungsfeldzug organisiert. Er würde eher hundert Mitarbeiter mit in eine Stadt nehmen als nur einen oder zwei. Musikanten- und Schauspielertruppen kommen auch mit fünfzig oder sechzig Mitwirkenden in eine Stadt, meint er, weshalb sollte es denn die Gruppe nicht auch so machen?

Er sieht den Tag herannahen, an dem fünfhundert oder mehr gottgeweihte Lebensumwandler in eine Stadt eindringen werden, um sie für Christus zu gewinnen. „Höchstmaß der Leistung — kein Einzelgängertum“ ist sein Motto.

*

Obschon Frank kein Geld hat, hat er auch keine Sorgen, und deshalb schläft er, wenn er zu Bett geht — was zu irgendeiner Zeit sein kann —, sogleich ein, wenn er das Licht ausgelöscht hat.

Am Morgen steht er mit den Vögeln auf. In Cambridge kam er einmal schon vor sieben Uhr im Pyjama in mein Zimmer, um mir guten Morgen zu sagen. Sein Gesicht war hinter einer Wolke von Seifenschaum verborgen; und doch blitzte seine Fröhlichkeit hindurch. An diesem Morgen sagte mir Frank, er sei nicht nur für das Aufstehen, wenn die Hähne krähen, sondern auch für das Krähen. Und er krähte an diesem feuchten Aprilmorgen vor lauter Freude. Der Herr sei so gut zu ihm, sagte er.

Ich beobachtete ihn beim Gebet, während des frühen Abendmahlsgottesdienstes, der nun folgte; er hatte ein leuchtendes Lächeln auf seinem glücklichen Gesicht.

Frank gehört zu den auserwählten Menschen, die Gott wirklich lieben.

XII

SONDERBARE REISE EINES JOURNALISTEN

In meinem Bureau wurden verschiedene Meinungen über die neue Bewegung laut. „Ich hasse sie!“ sagte der Fähigste unter meinen Mitarbeitern. Die Menschen hassen immer das, was sie am tiefsten angeht. Der Haß gegen die Religion ist oft der Anfang des Glaubens. Christus hatte nichts als Liebe in seinem Herzen und ist doch einem größeren Hasse begegnet als irgendein Mensch in der Geschichte.

Die Zeit schien günstig für meine lang aufgeschobene Pilgerschaft nach der Neuen Welt und für weitere Erkundigungen über die Arbeit der Gruppe außerhalb meines eigenen Landes. Ich sandte ein Kabel an Ray Purdy, in dem ich ihm meinen Plan mitteilte und ihn fragte, ob eine Chance bestehe, die Ausgaben für eine Amerikareise durch das Schreiben von Zeitungsartikeln zu bestreiten. Die Rückantwort hieß: „Kommen Sie auf der Basis von Glauben und Gebet. Vergleichen Sie Ihren Entschluß mit Franks Führung.“ Ich telegraphierte Frank nach Deutschland. Er riet mir folgendes: „Reisen Sie auf Glauben und Gebet hin und bauen Sie auf die Führung des Heiligen Geistes.“ Das schien alles sehr unwirklich; es hatte einen Geruch nach Staub und Sägespänen und schmeckte noch trockener als die Prohibition. Nichtsdestoweniger schien es mir vom journalistischen Standpunkt aus um so interessanter.

Europa befand sich in einem Chaos, als ich abreiste. Mein Dampfer hätte die Arche Noah sein können, die auf den Fluten schwamm, um mich auf dem Empire State-Gebäude in New York wie auf einem neuen Berg Ararat abzusetzen. Ein Panorama von Pyramiden glitt an meiner Luke vorbei bei meiner Einfahrt in eine titanische Stadt voll verwirrender rechtwinkliger Konturen und glitzernder Türme. Alles unglaublich aufreizend.

Neue Reize haben seltsame Wirkungen. Der Reiz der Einfahrt in den Hafen von New York hatte folgende Wirkung auf mich:

Heraus aus dem Sturm,
 Aus dem wankenden Ost,
 Den atlantischen Fahrweg entlang
 Zur gemauerten Stadt,
 Hoch, eckig, getürmt,
 Phantastisch wie der Traum
 Eines trunkenen Bildners.
 Hochgebautes New York,
 Du Traumstadt,
 Todesstadt,
 Teufels- und Gottesstadt,
 Schwebst vor meiner Luke,
 Hochhaus über Hochhaus,
 Häuserblock über Häuserblock.
 Riesige Bauten der Battery,
 Deren ältere Geschwister,
 Dann halbwüchsige Kinder,
 Kleinere drängen jetzt nach.
 Hier kommen Vater und Mutter —
 Empire- und Chrysler-Gebäude —
 Der Beherrscher der Fünften Avenue
 Und die schlanke Herrin von Lexington:
 Jupiter und Juno
 Überblicken stolz ihre Stadt,
 Bewundern freudig
 Ihre erwachsenen Kinder,
 Einer höheren Rasse
 Von Enakssöhnen
 Wohl zu vergleichen,
 Durch deren Güte
 Ich Einlaß finde
 Dankbar
 In das gelobte Land.

Aus irgendeinem unerklärlichen Grunde hatte Frank Freude daran; er kannte es beinahe auswendig und zitierte es dann öfters.

Einer der drei Troubadoure, die mich auf meinem Bureau besucht hatten, Charles Haines, holte mich am Schiff ab und führte mich in New York ein. Wir verbrachten ein herrliches Wochenende — auf dem Woolworth Tower, dem Empire State-Gebäude (zuerst wird es einem schwindlig, wenn man herunterschaut, doch später, als ich zum zweitenmal oben war, schief ich im sechsendachtzigsten Stockwerk in der warmen Februarsonne ein), auf Coney-Island, auf dem Bear Mountain und in dem schönen West Point. Und dann brachten wir einen Tag in Summit, New Jersey, zu, wo mich John Beck und seine Schwester auf echt westliche Art bewillkommneten. Bei dieser Gelegenheit lernte ich zum erstenmal eine amerikanische Häuslichkeit kennen.

Noch ehe die erste Woche zu Ende ging, war ich schon eingeladen worden, mich an einer Reise mit einem Gruppenteam zu beteiligen, und zwar an einer jener Glaubens- und Gebetsreisen — diesmal nach den Südstaaten. Wir würden verschiedentlich gastfreundlich aufgenommen werden, sagte man mir. Meine Ausgaben würden täglich annähernd ein Pfund betragen. Und es sollten nur zwanzig Dollars zwischen den Rednern verteilt werden für ein Meeting in North-Carolina. So entfielen also für einen dreiwöchigen Kreuzzug auf jeden von uns vier Dollars!

Die Reise schien verlockend — die Arbeit abschreckend — die Geldangelegenheit amüsant. Sie erwähnten abenteuerliche Namen, wie Indiana, Kentucky, Tennessee, Virginia, North-Carolina; Stätten, an denen Raleigh, Lincoln, Lee, Deerfoot und Daniel Boone gewelt hatten! Doch es war eine religiöse Reise, — zusammen mit vier Männern, die behaupt-

teten, daß sie diese Reise unter der Führung des Heiligen Geistes geplant hätten! Vier Männer, die aus Gebet und Glauben lebten. Ich stellte mir Schweigezeiten am Morgen vor, Bekehrungen am Nachmittag und am Abend, Bekenntnisse einer bunten Vergangenheit und gemeinsame Gebete mit den anderen über ihre und meine Zukunft — vielleicht früh, mittags und abends. Das war zuviel Realismus für ein echtes romantisches Abenteuer.

Wir machten uns auf: vier Evangelisten und ein Pseudoevangelist; drei davon — Sciff Wishard (Führer), der überall gegenwärtige Cleve Hicks und Levering Evans — waren richtiggehende Geistliche, der vierte, John Beck, von Summit, war ein früherer Ingenieur. Es war kein bemerkenswerter Unterschied in der Mentalität der Vier. Sie waren alle freundlich, kultiviert und liebenswert. Keiner von ihnen trug das Gewand und den Kragen des Geistlichen, wie es in England die meisten Geistlichen tun.

Der unterhaltendste, beliebteste und anregendste Reisegefährte war Cleve Hicks. Sein rundes, fröhliches Gesicht — lauter Lächeln und Wohlwollen — ist ein Beweis, daß man aus Gebet und Glauben leben und doch frei von Sorgen sein kann, auch wenn man kein Geld auf der Bank hat. Er sieht so jung aus, daß man annehmen könnte, er habe erst vor kurzem promoviert, während es doch schon zehn Jahre her ist.

Er ist als persönlicher Evangelist sehr begabt und wurde mir durch den Pfarrer von Calvary-Church als „Possenspieler für Gott“ geschildert. Cleves gütiges Naturell ist nicht unterzukriegen, seine Leistungsfähigkeit erlahmt nie — sein Humor ist unerschöpflich und seine Treue gegen Gott fast unglaublich. Und immer ist er noch der fröhliche Schuljunge, der sich zu jeder Tages- und Nachtstunde über einen guten Schmaus und ein wenig englischen Tee königlich freuen kann.

Nach einer mühsamen Tagereise hatte ich mich in einem ländlichen Hause in den Bergen von Pennsylvanien zur Ruhe gelegt und war eben am Einschlafen, als sich Cleves fröhliches Gesicht durch die Türspalte schob und ich ihn mit verstohlenem Flüstertone fragen hörte: „A. J., möchten Sie ein wenig Tee haben?“

Der amerikanische Weg zum Herzen eines Engländer! Er hatte in der Küche herumgestöbert und dort ein Pfännchen, eine irdene Tasse und einen Teetopf gefunden. Nun kochte er Wasser in dem Pfännchen und braute in meinem Zimmer einen Mitternachtstee. Was ihm auch immer Gutes in den Weg kommen mag, das genießt er mit dem drolligen Eifer seines religiösen Glaubens — und freut sich, eine Gelegenheit zum Teilen gefunden zu haben. Cleve würde sich nie allein mit einem Korb voller Leckerbissen in eine Ecke setzen, um sich gütlich zu tun.

Als ich eines Nachmittags im Calvary House mit dem Lift herabfuhr, hörte ich wieder jenes bekannte, halb schuldbewußte Flüstern: „A. J., ich habe Tee entdeckt!“ Die Kirchgemeinde hatte eine Sitzung. Man hatte soeben Tee getrunken. Im anstoßenden Raume gab es noch einige Tassen Tee und eine Menge übriggebliebener Kuchen. Das hatte Cleve entdeckt und suchte nun Gesellschaft, um sein Glück mit jemand zu teilen. Ich machte mit, während er hinaufging, um noch einen der Freunde, Sciff Wishard, zu holen, der sich ebenfalls heranmachte, um den Raub mit uns zu teilen. Ich sagte, daß wir unseren Diebstahl am Abend in der Versammlung bekennen wollten, und hörte darauf von Cleve, daß er die Erlaubnis dazu eingeholt hatte, ehe er seine Einladungen ergehen ließ.

Obschon Cleve ein begabter Evangelist ist, kann ich ihn doch nie ganz von Bruder Leckermaul unterscheiden. Das erste Mal, als ich ihm begegnete, kam er eben zum Frühstück gesprungen; er sah neben seinem

Teller etwas sehr Verlockendes und fragte seine Gastgeberin („Marge“ Beck), ob er schon damit beginnen dürfe. Sie sagte lächelnd, er müsse warten, bis das Tischgebet gesprochen sei. „Aber kann ich nicht schon jetzt ein besonderes Tischgebet sagen?“ fragte der frühere Harvard-Kaplan ganz unverdrossen.

Wir waren einmal fast zweihundert englische Meilen gereist, als wir zum Lunch kamen, und hatten von der Reise großen Hunger mitgebracht. Wir waren sieben Personen zum Lunch, und es wurde nur eine kleine Pastete aufgetragen. Cleve betrachtete sie mit Besorgnis und sagte dann: „Ist das alles?“ während wir alle brüllten vor Lachen. Nun brachte Sciffs aufmerksame Gattin eine zweite Pastete, und Cleve war zufriedengestellt.

An einer Donnerstagabend-Versammlung in Calvary hörte ich Cleve Hicks erzählen, wie Sam ihn von Anfang an durch seine wundervollen Geschichten von Menschen, die für Gott gewonnen waren, gefesselt habe. Menschen für Christus zu gewinnen — das war fortan sein Ziel. Und das gelingt ihm fast jede Woche. Er erzählte von seinen Erlebnissen in Südafrika, wie er dort einmal im Beratungszimmer des Ministerkabinetts einer Stillen Zeit beigewohnt habe, und betonte, welch unaufhörlichen Spaß, welche Abwechslung und welche Freude es mit sich bringe, wenn man sein Leben von Gott führen lasse. Gott alles anzuvertrauen, sei nicht ein beschwerliches, sondern ein überaus reizvolles Unterfangen, verkündete er und fügte hinzu, daß wir verloren wären, wenn Gott uns im Stich lassen würde.

„Aber Gott läßt uns nie im Stich.“ Cleves rundes, strahlendes Gesicht bestätigte seine Worte, als er sich dabei lächelnd umschaute.

Cleve Hicks und Sciff Wishard — der unser Team auf der Reise durch die Südstaaten anführte — sind

unzertrennlich. „Es ist eine Offenbarung, zu sehen, wie Sciff Wishard in der Disziplin Fortschritte gemacht hat, seit er in der Gruppe ist,“ sagt Sam Shoemaker. „Er ist scharf geworden wie ein Messer und hart wie Stahl. Welche Veränderung ist in ihm vorgegangen, seitdem er in Princeton nachlässig in der Gegend herumstrolchte, als ob er dem Ort durch seine bloße Anwesenheit eine Ehre erweise!“

Sciff ist groß und gutaussehend und sehr edelmütig. Ich hörte ihn von seiner Bekanntschaft mit einem anglo-katholischen Geistlichen erzählen, die bemerkenswerte Ergebnisse gehabt hatte. Er hörte bei einer Hauspartie, wie dieser Geistliche zu einem anderen sagte: „Diese Kerle sind hinter den Geistlichen her.“

Sciff beugte sich vor und fragte, ob es nicht bei vielen Geistlichen nötig sei, daß man hinter ihnen her sei.

„Was meinen Sie damit?“

„Ich bin selbst Geistlicher und hatte es sehr nötig, daß man hinter mir her war.“

Der Geistliche wollte sich nun mit ihm aussprechen. Fast zwei Tage lang unterhielten sie sich miteinander über die Grundsätze der Gruppe. Dann versuchte der Geistliche eines Morgens, sich heimlich davonzumachen, als ihm Sciff Wishard begegnete und ihn drängte, doch noch etwas länger zu bleiben. Widerstrebend entschloß er sich auch dazu. Als auch noch andere mit ihm sprachen, wurde er ziemlich aufgebracht. Cleve Hicks fragte ihn, ob er mit ihm zusammen in der Bibel lesen wolle.

„Nein, das will ich nicht!“ fuhr ihn der Geistliche an.

„Und haben Sie etwas dagegen, daß ich mit Ihnen bete?“

„Ja, das habe ich!“ (Wieder im selben Ton.)

Aber das Ende war, daß er umgewandelt nach Hause zurückkehrte und dort unter Verfolgungen, Mißverstandenwerden und Einsamkeit ein Werk begann,

das viele Menschen seiner Stadt umwandelte. Während mehrerer Monate hielten die anglo-katholischen, die methodistischen und die presbyterianischen Geistlichen dort wöchentlich eine Versammlung ab, in der sie einander ihre Erfahrungen, Nöte und Sünden mitteilten. Der Geistliche sagte, er sei noch immer ein guter Anglo-Katholik, aber die Gruppe habe ihm nun auch Verständnis für die Presbyterianer gegeben.

John Beck und Levering Evans hatten beide gute Beispiele aus ihrer Erfahrung zu erzählen, sie waren überzeugende Redner und lebten das wahre christliche Leben. Noch nie hatte ich ein solches Quartett fröhlicher Reisegefährten gefunden. Indessen fühlte ich mich noch immer wie eine Art zahmer Wolf im Schafspelz.

Zwischen dem Standpunkt meiner Genossen und dem meinigen bestand damals eine Kluft: sie sagten, sie hätten ihren Willen Gott übergeben und suchten in allem Seine Führung — ich glaubte an Christus und dachte, es sei vielleicht Führung gewesen, daß ich nach Amerika kam. Aber ich war darin nicht so sicher, wie sie es z. B. in bezug auf ihre Reise zu sein schienen. Das Beste an ihnen war die Einmütigkeit ihrer Gesinnung; sie stritten nie. Ich kam einmal dazu, als einer den anderen beiseitenahm, um sich mit ihm über etwas, das zwischen sie getreten war, auszusprechen, und der Zwist war augenblicklich beseitigt. Sie mußten so handeln, denn die Gruppe sagt: „Sünde ist das, was den Menschen von Gott oder von seinen Mitmenschen trennt.“

In Wooster, Ohio, besuchten wir das theologische Seminar und fuhren dann in der entsetzlichsten Hitze auf der flachen, geraden Straße nach Indiana weiter. In Indianapolis wurden wir von der Hauptpresbyterianer-Kirche bewillkommnet und von den Eltern von Sciff Wishard und seinem Bruder William, die

im medizinischen Leben Amerikas einen Namen haben, sehr gastfreundlich aufgenommen.

Dort erzählte mir Sciff Wishards ehrwürdiger Vater einige wilde Geschichten von den ersten Ansiedlern.

Einer seiner Vorfahren, sagte der alte Mr. Wishard, sei von den Indianern in einem Canoe verfolgt und erschossen worden. Sein Körper sei bei Pittsburg in den Ohiofluß gefallen, und die Indianer seien hinausgeschwommen, um seinen Skalp zu holen. Sein schöner Schäferhund sei ins Wasser gesprungen, um den Körper seines Herrn zu verteidigen. Die Indianer hätten auch ihn getötet, ehe sie sich des Skalps bemächtigten. Das war in jenen Tagen, als die Männer noch Männer waren.

Während wir in Indianapolis waren, geschahen Dinge, die mir persönlich etwas unbehaglich waren. Der presbyterianische Geistliche lud uns ein, seine Kanzel zu benutzen und am Abend freimütig über ein lebenswichtiges Thema zu sprechen. Nicht über unsere Reise und auch nicht über die Grundsätze der Gruppe (über die ich allenfalls noch etwas zustande gebracht hätte), sondern über unsere persönliche Erfahrung von Jesus Christus. Obschon ich dabeigewesen und wie ein Sachverständiger zugehört hatte, als sich damals die Oxfordstudenten aussprachen, verspürte ich keine Lust, dies nun ebenfalls zu tun. Für unser eingeübtes reisendes Quartett mochte es ja angehen. Wahrscheinlich taten sie es gerne. Aber für das fünfte Rad am Wagen war es etwas ungewohnt. Vor fünfundzwanzig Jahren hatte ich einst auf einer Kanzel gesprochen. Aber während der darauffolgenden Jahre war ich überall gewesen, nur nicht auf einer Kanzel.

Nichtsdestoweniger hatte ich während dieser Zeit eine wichtige religiöse Erfahrung gemacht, die die Gruppe als eine Erfahrung mit Jesus Christus bezeichnen würde. Und da die anderen aufstanden, um über ihre

religiösen Erfahrungen zu sprechen, konnte ich keinen wirklichen Grund finden, um mich von dieser christlichen Pflicht zu drücken. So erzählte ich denn, wie ich mich, ehe ich an die Fleet-Street gekommen war, für das Christentum interessiert hatte, dann aber in dem Irrglauben, daß ich als Journalist ohne den christlichen Glauben besser weiterkommen könne, alles über Bord fallen ließ, was ich bereits besaß. Später sah ich mich an drei Hauptpunkten meines Lebens geschlagen — in meinem Privatleben, in meiner Tasche, in meinem Ehrgeiz. Diese drei Fehlschläge führten zu einer Krise. In diesem Unglück suchte ich nach einem Trost und nach etwas, das einen gewissen inneren Schmerz, der immer wieder auftauchte, lindern konnte. Dieses innere Weh hatte mich mehr oder weniger während meines ganzen Lebens verfolgt und machte sich meist in den unerwartetsten Augenblicken bemerkbar. Wenn ich eine schöne Landschaft sah, einer ergreifenden Szene in einem Schauspiel beiwohnte, ein großes Werk las, oder auch, wenn ich gegen die höheren Gesetze des Lebens verstieß. Später wurde mir klar, daß dieses Weh die Sehnsucht des Sterblichen nach dem Unsterblichen, des Endlichen nach dem Ewigen war, da Gott die wahre Heimat des Menschen ist.

Zu jener Zeit war ich ein „geschworener Ungläubiger“ und meinte, daß mein eigener Verstand vor der Bibel komme; und da mein Verstand die Bibel nicht ehrlich annehmen konnte, meinte ich, ganz vernünftig zu handeln, indem ich die Religion geringschätzte. Dann fiel mir eines Tages plötzlich ein, ich könnte wieder einmal in der Bibel lesen — nur so, wie man Literatur liest, doch mit dem Vorsatz, mich überzeugen zu lassen, wenn ich etwas Überzeugendes finden würde. Ich las das Johannes-Evangelium kritisch durch, ohne zu wissen, daß einige Theologen Zweifel hegen, ob

dieses Evangelium von Johannes geschrieben worden sei. Welch wunderbare Kraft des Ausdrucks lag in der einfachen und feierlichen Einführung: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort... Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist... Es (das Licht) war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbige gemacht; und die Welt kannte es nicht...“ Wer hätte eine Geschichte von solcher Größe besser anfangen können als dieser einfache hebräische Fischer? Doch, als ich dieses ganze Evangelium durchgelesen hatte, fand ich, daß Johannes ein unüberzeugender Zeuge, ein armseliger Überlieferer und ein unentwickelter Dichter sei — und daß viele Lücken in seiner Erzählung wären. Sein Zeugnis bestärkte mich in meinem Unglauben. Doch dann las ich Johannes wieder — diesmal im Gedanken an den Fischer, der es schrieb. Ich weiß nicht mehr, wie weit ich dieses zweite Mal beim Lesen kam, aber ich erinnere mich, daß mir seine Worte an einer bestimmten Stelle und auf eine ganz unerwartete Weise plötzlich lebendig wurden!

Ein neues Licht schien plötzlich in mir angezündet worden zu sein. Es erleuchtete jede vom Zweifel verdunkelte Ecke und vertrieb alle die bösen Schatten des Unglaubens, die mich seit Jahren verfolgt hatten. Ein helles weißes Licht, mild, reinigend und überzeugend. Wahrscheinlich, dachte ich, war es ein Strahl jenes selben Lichtes, das auf der Straße nach Damaskus um Paulus leuchtete. Neben der — vielleicht mit dem Intellekt unfaßbaren — Zerstreuung all des Zynismus und Skeptizismus, der sich im Laufe der Jahre in mir angesammelt hatte, hatte es auch eine ausgesprochen physische Wirkung. In seiner Kundgebung war etwas Plötzliches, das eine besänftigende Wirkung auf mich ausübte. Schon früher hatte sich einmal ein ähnliches

Licht in mich ergossen und mir unerwartet Erlösung von einem quälenden Kummer gebracht, eine Erlösung, die von dem Gefühl begleitet war, daß nun alles gut sei, daß eine ungesehene, verstehende Macht über mir wache, und daß mich dieser gütige Unsichtbare vollkommen verstehe und mir wohlwollend gesinnt sei, obschon Er mir absolut nicht zustimmte, da ich Gottes Gesetz gebrochen hatte.

Nicht wie Poesie kam mir das Leben jener Welt vor, sondern als ein Trost und als eine überzeugende Antwort auf mein religiöses Fragen, als ich damals das Johannes-Evangelium las. Jener Lichtstrahl aus der Welt der göttlichen Ordnung und Schönheit — dem Himmelreich — sagte mir überzeugend, was ich niemandem beweisen kann, der nicht denselben Lichtstrahl empfangen hat, nämlich, daß der geliebte Jünger wirklich mit dem Sohne Gottes gewandelt war und gesprochen hatte.

Das ist die wahre Geschichte meiner eigenen Erfahrung, die ich erzählte, als ich in jener Gruppenversammlung vor der Gemeinde in Indianapolis sprach. Auch die anderen erzählten ihre Geschichten, alle ganz verschieden, aber alle überzeugend, und setzten sich dann wieder; so folgten wir alle dem einfachen Beispiel der ersten Jünger, die öffentlich von ihren Erfahrungen Zeugnis ablegten und das Überzeugen dem Heiligen Geist überließen. Nach dem Gottesdienst wurden wir von den Mitgliedern der Gemeinde umringt, die ihrem tiefen Interesse an dem Gesagten Ausdruck gaben und damit die Ansicht der Gruppe bestätigten, daß eine Gemeinde immer auf solche warte, die bereit seien, die einfache Wahrheit über sich selbst zu sagen, um das Königreich Gottes zu verbreiten. Doch hatte es mir eigentlich noch besser gefallen, daß die Leute bereit waren, m i r zu lauschen, als vom Königreich

Gottes zu hören. Wenn der Teufel die Kanzel besteigt, dann ist sein Name Eitelkeit.

Unsere Besuche in Indianapolis zeigten uns ferner, wieviel mehr sich der Einzelne für persönliche Religion interessiert als für bloße religiöse Formen — für eine Religion, in der die männlichen und weiblichen Prediger, anstatt auf einem selbsterrichteten Tugendpiedestal zu stehen, bereit sind, die Wahrheit über sich selbst zu sagen, wie es Paulus getan hat, so daß sich auch andere, die sich in der abgehetzten Welt der Heiden nach Frieden und Reinheit sehnen, im Spiegel ihrer Mitmenschen erkennen und dadurch angeregt werden, den Weg ihrer wahren Bestimmung zu gehen.

Zwar gab eine Komitedame ihrem Bedauern Ausdruck, als sich einer von uns erhob und seine Maske abnahm, indem er sagte, er habe einst bei einem Universitätsexamen gemogelt, obschon er es seither wieder gutgemacht hatte. Doch fügte sie schnell hinzu, daß wir eine innere Ruhe besäßen, die den meisten ihrer Gäste fehle, daß wir ihr unbefangen vorkämen, und daß wir beneidenswert enig seien untereinander.

*

Unterwegs hörten wir fortwährend von den Umwandlungen, die durch die Tätigkeit der Gruppe zustande gekommen waren.

Die Südstaaten waren im vorhergehenden Jahr durch die Tätigkeit von Levering Evans, dem Enkel von Joshua Levering, für die Gruppe erschlossen worden — also von einem der Vier von unserem Team. Levering war nach Louisville hinuntergefahren und hatte sich dort mit den strategischen Punkten in Verbindung gesetzt; und dann folgte ihm Ray Purdy mit einer kleinen Gruppe eifriger Männer und Frauen nach, um den Weg für eine noch größere Unternehmung vorzubereiten. Der Herausgeber einer

Lokalzeitung beschrieb die Lage von Louisville zu jener Zeit sehr scharf:

„Im Frühling 1931 litt Louisville an sehr schweren Wunden, die in manchen Fällen direkt verhängnisvoll waren und wovon nur wenige verschont blieben. Männer und Frauen aller Klassen und Stände, weiß oder farbig, hatten so ungefähr die tiefste Tiefe der Enttäuschung erreicht und waren auf den letzten Stufen der abwärtsführenden Leiter angelangt. Ihre Moral war mehr als erschüttert, und ihr Vorrat an Mut war ebenso zerstreut worden, wie ihr Vorrat an Geld. Durch die sich immer steigenden Schicksalsschläge, die ihren Wohlstand ruinierten und ihre Selbstachtung zerstörten, kamen sie nach und nach zu dem Glauben, daß, wenn schon alle Menschen ausgemachte Narren und einige unter ihnen sogar Erzsputzbuben seien, niemand so verrückt und die wenigsten so schlecht sein könnten wie diejenigen, die sie, ohne selbst einen Profit davon zu haben, in diesen Morast geführt und sie dort belassen hatten. Und während sie nach einem Ausweg suchten und sich nach einem Führer sehnten und nach Plänen, die wirkliche Abhilfe bringen konnten, begegnete ihnen nur Ehrgeiz, Verdruß und ungestillter Haß. Durch einen persönlichen Streit waren große Institutionen ruiniert, Banken geschlossen und ein allgemeiner Bankrott hervorgerufen worden. Und noch immer tobte sich seine Wut aus, ohne jede Rücksicht, nur zur Befriedigung persönlicher Rachsucht.“

Da hatte die Oxfordgruppe die Führung, daß ein starkes Team nach Louisville gesandt werden sollte, wo die Lage katastrophal geworden war. Es wurden an viele Leute Einladungen geschickt, sich diesem Team anzuschließen, so z. B. auch an mich in England. Sam Shoemaker erzählt:

„Neunzig der Eingeladenen kamen. Jeder dieser Menschen hatte irgendwo und irgendwann einmal

den Entschluß gefaßt, sein Leben Christus zu übergeben, hatte das Anfangsstadium im Leben unter Gottes Führung durchgemacht und hatte den Wert und die Notwendigkeit einer vollen Kameradschaft mit gleichgesinnten Christen kennen gelernt, das heißt, daß neunzig Menschen bereit waren, als geschlossene Front unter Gottes Heiligem Geiste vorzurücken. Es kam gar nicht vor, daß einer sich absonderte, wir arbeiteten fast wie eine einzige Person, weil von Anfang an Einigkeit herrschte. Unauffällig kamen wir in der Stadt an, mit dem Auto oder mit dem Zug. Ein Küster aus New York nahm einige in seinem Auto mit; er legte in den Versammlungen mit großer Kraft sein Zeugnis ab. Einige waren in Familien untergebracht, andere wohnten in Hotels. Es gab täglich verschiedene besondere Gruppen: eine für Geschäftsleute, eine für Frauen, eine für junge Mädchen, eine für junge Männer, eine für jüngere verheiratete Frauen und eine für Geistliche; jede dieser Gruppen wurde von einem Führer geleitet, der zu dieser besonderen Gruppe gehörte. Es gab täglich Bibelstunden. Jeden Abend hielten wir eine gemeinsame Versammlung ab. Zuerst nahmen dreihundert Personen an dieser Versammlung teil und zuletzt zweitausendfünfhundert. Es wurde weder gepredigt noch ermahnt; man legte ganz einfach Zeugnis ab über das, was Christus getan hatte. Das hatte den Erfolg, daß mancher Familienzweist beigelegt und viele persönliche Probleme gelöst wurden; Hunderte von Menschen fanden eine neue Kraft in Christus; das allgemeine Vertrauen, das in der ganzen Stadt schwer gelitten hatte durch jenen Geschäftskrach, stellte sich wieder ein.

*

Es blieb eine sehr schöne Atmosphäre zurück, als die Gruppe der neunzig Laienevangelisten die heimgesuchte Stadt wieder verließ. Diese Atmosphäre

war noch immer vorhanden, als wir als reisendes Team hinkamen. In Louisville nahmen wir unseren nächsten Aufenthalt. Die Nachricht von unserer Ankunft verbreitete sich rasch. Brown's Hotel stellte ein Versammlungszimmer zu unserer freien Verfügung. Das Komitee der Frauen-Gebetsversammlung (ein großer Verein), das sich am Morgen unserer Ankunft zum erstenmal nach den Ferien traf, verwandelte sich in eine improvisierte Gruppenversammlung. Es legten viele Menschen, deren Leben im Frühling umgewandelt worden war, inhaltsreiche Zeugnisse ab. Eine Dame, die im Gesellschaftsleben der Stadt eine führende Rolle spielte, war eine der eindrucksvollsten Rednerinnen. Sie, die früher nur darauf ausgegangen war, sich zu amüsieren, führte nun eine Gruppe.

In Louisville wurde uns echt südliche Gastfreundschaft geboten, die am ersten Abend mit einem herrlichen Picknick in Nitti Yuma auf den Hügeln über dem Ohio begann und bis zum folgenden Morgen dauerte. Jenes erste Picknick ist mir unvergeßlich. Wir kamen in der Abenddämmerung hin und stürzten uns in ein großes Schwimmbad im Freien, wodurch unsere erhitzte Temperatur wieder normal wurde.

Als wir vergnügt wieder herauskamen, schauten wir zu, wie das Picknick vorbereitet wurde: am Willkomm-lagerfeuer unter Ahornbäumen und spanischen Hölunderbüschen brät eine große Ochsenlende, belegte Brote werden zurechtgemacht; Maiskolben werden gekocht, und die verschiedenartigsten Pasteten erscheinen. Und unterdessen geht die rote Sonne hinter dem Ohio an einem violetten Himmel unter, während sich über dem Fluß kaum sichtbar der Neumond zeigt, zart und gebogen, ein blasses Indianerkind, das seinem rothäutigen Vater in die ewigen Jagdgründe folgt, über dem Fluß, auf dem sich vor noch kaum hundert Jahren wirkliche Indianer getummelt hatten.

Südliche Geschichten, südliche Spiele rund um das Lagerfeuer, ein paar Fackeln in den Bäumen und vielleicht Klapperschlangen im Gestrüpp und überall die herumschleichenden Geister der Indianer, die uns unsichtbar den Skalp abziehen mochten.

*

Und wieder weiter. Wir reisten so rasch und besuchten so viele Städte und hielten so viele Versammlungen ab, daß wir uns bei der glühenden Temperatur vorkamen wie eine Art Halleyscher Komet — als ob wir die Hitzewelle, die uns begleitete, selbst mitbrächten. Überall wurden wir mit großer Herzlichkeit empfangen, und unsere Botschaft wurde mit dem freundschaftlichsten Interesse aufgenommen. In einer sehr bekannten Erziehungsanstalt, dem Berea College, in dem die Zöglinge ihre Erziehung mit körperlicher Arbeit verdienen, wurden wir eingeladen, vor der Lehrerschaft zu sprechen. Es herrschte dabei ein so ausgesprochenes Stillschweigen, daß Cleve Hicks, der die Versammlung leitete, ebenso wie die anderen Teammitglieder meinte, sie hätten daneben geschossen, ganz besonders, als Cleve sagte: „Wir spielen einfach ein kleines Wahrheitsspiel untereinander.“

Erst als die Versammlung aufgehoben war und wir uns mit dem Leiter der Anstalt und seinen Mitarbeitern unterhielten, gewahrten wir, welch tiefes Interesse unser Versuch, die christliche Gemeinschaft inmitten der modernen Zivilisation wieder aufleben zu lassen, wachgerufen hatte.

*

Nach einem Aufenthalt in Asheville reisten wir weiter nach North-Carolina, wo wir wieder ein anderes, aber nicht weniger erfreuliches Erlebnis hatten. Jonesboro liegt ganz abseits, mitten in den Baumwollfeldern.

Es hat eine weiße Presbyterianerkirche, die alt und stattlich ist, schon seit einem halben Jahrhundert nicht mehr als Kirche benutzt worden war und nun alljährlich für eine zweitägige Versammlung gebraucht wird, die der Moderator (Kirchenpräsident) der Presbyterianerkirche führt. Draußen unter den Bäumen war ein langer improvisierter Tisch aus Drahtnetz aufgestellt, auf dem ich in der erstickenden Hitze einschliefl.

Die Versammlungen in der Kirche fingen am frühen Morgen an und dauerten bis spät abends. Zur Mittagszeit wurde der Tisch im Freien unter den Bäumen mit kalten Delikatessen besetzt, wobei auch das gebratene Huhn der Südstaaten nicht fehlte. Die zurückgehaltene Gastlichkeit eines halben Jahrhunderts schien sich auf dem beladenen Tische zu konzentrieren. Unter zwei nahen Bäumen standen zwei Wassertonnen, die der durstigen Versammlung ununterbrochen Eiswasser spendeten. Die umliegenden Felder waren weiß von der Baumwolle. Die Gemeinde war sehr begierig, die Botschaft zu hören, und so erlebten wir zwei seltsame Tage unter den gütigsten christlichen Leuten — bei einer Temperatur, wie sie seit hundert Jahren nicht mehr vorgekommen war.

Und nun teilte sich die Gesellschaft; eine Gruppe kehrte nach New York zurück, und die andere, einschließlich des Verfassers, fuhr unter der Führung des Rev. Howard Blake nach Washington weiter, wo wir mit der Gruppe der Hauptstadt zusammenkamen und hörten, welche Pläne sie für den Winter machten. Hier gibt es ein Gruppenheim, das von einer sehr feinen Frau, der Mutter des Rev. Howard Blake, geschickt geleitet wird. Hier fand auch im Mai 1932 eine sehr erfolgreiche Hauspartie statt mit Frank, der ein Besuchsteam aus England anführte.

Am nächsten Sonntag fuhren wir in zwei Stunden nach Baltimore, wo das neugebildete Team in der Baptistenkirche Zeugnis ablegte.

Als wir die Reise halb zurückgelegt hatten, beklagte ich mich darüber, daß ein religiöses Leben von einer solchen Intensität, wie wir es führten, für einen gewöhnlichen Journalisten auf die Dauer zu anstrengend sei.

„Nur keine Angst, Sie lernen nur ein wenig weiter schauen,“ gab man mir zur Antwort.

Vielleicht war das richtig. Wir kehrten nach New York zurück — ich, um über dieses ungewöhnliche Erleben nachzudenken und immer noch nur zu drei Vierteln überzeugt, obschon ich nun in vielen Staaten der Union Gruppen umgewandelter Männer und Frauen gesehen hatte, die ein neues glückliches Leben führten.

XIII

BILL PICKLE

Während meiner Reisen mit der Gruppe in Amerika hörte ich fortwährend den drolligen Namen Bill Pickle in Verbindung mit einem besonderen Stück Arbeit, das Frank an der Staatsuniversität in Pennsylvanien nach seiner eigenen Umwandlung in einer Cumberland-Kirche gelungen war.

Ich hatte eigentlich beabsichtigt, jene Universität zu besuchen, um den berühmten Bill Pickle kennen zu lernen, wurde aber durch allerhand Umstände daran verhindert. Deshalb bat ich Frank, mir die ganze Geschichte in seiner unnachahmlichen Weise zu erzählen, und zwar mit allen Einzelheiten, denn sie ist ein klassisches Beispiel religiöser Erfahrung. Eine drollige Geschichte, die jeden fesseln muß, ob er Christ oder „Heide“ sei. Frank begründete die Gruppe in Oxford dadurch, daß er eine Reihe solcher Geschichten erzählte und auch andere dazu veranlaßte. Er ist ein geborener Erzähler und bemüht sich, während er seine Geschichten so heiter und menschlich wie möglich erzählt, die ernste Lehre darin zum Ausdruck zu bringen. So lernt man Grundsätzliches spielend.

Ein in der religiösen Welt sehr bekannter Mann, John R. Mott, beauftragte Frank, an der Pennsylvanischen Staatsuniversität die religiöse Erziehung zu übernehmen, gerade zu einer Zeit, als zwischen den Studenten und der Lehrerschaft eine Spannung bestand und diese sich gegenseitig nicht mehr zu verstehen

schienen. Die Atmosphäre war feindlich und drohte in einen jener Studentenstreiks überzugehen, zu denen es seither in vielen Teilen der Welt gekommen ist, z. B. in Deutschland, Rumänien, China und Amerika. Das Studentenleben spiegelte die Gottlosigkeit der ganzen Universität wider. Es wurde sehr viel getrunken. Am Abend von Franks Ankunft waren neunzehn Trinkgelage im Gange. Es wurde so viel Alkohol konsumiert, daß das sprichwörtliche Kriegsschiff darauf hätte schwimmen können.

Der Mann, der die Getränke lieferte, ist der Held dieser Geschichte; er rühmt sich des originellen Namens Bill Pickle, ist Alkoholschmuggler und war tagsüber bei einem Arzt beschäftigt und nachts bei den Studenten. Frank sah Bills Gestalt im Dunkel der Nacht zu allen Stunden auf den Wendeltreppen, die zu den Zimmern der Studenten führten, verstohlen herumschleichen. Um diese Zeit waren natürlich alle Lehrer im Bett; nur Bill und die Studenten waren noch munter und vergnügt.

Bill ist der Sohn eines Obersten. Er hat eine starke, stämmige Gestalt, einen furchtbaren Walroßschnurrbart und sieht aus wie ein härbeißiger Seeräuber. Bill hatte bald von Franks Ankunft erfahren und gab seiner sofortigen Abneigung gegen ihn Ausdruck. Er verbreitete überall, daß er Frank am liebsten erstechen würde, verschwand aber sofort in einem Seitengang, wenn die Möglichkeit einer Begegnung drohte.

Frank überlegte sich seine neue, schwierige Aufgabe. Es handelte sich darum, diese Universität für Gott zu gewinnen. Wenn dies gelingen sollte, mußte ein Wunder geschehen.

Er bat um Führung, und im Schweigen wurden ihm drei Namen gegeben. Später sollte es sich erweisen, daß diese drei Männer bei der Umwandlung der Uni-

versität tatsächlich die strategischen Punkte waren. Es waren:

1. Bill Pickle, der Alkoholschmuggler.

2. Ein sehr kultivierter und beliebter Student — ein älteres Semester, — der auch alle äußeren Vorzüge besaß.

3. Der Universitätsdekan, ein unverblümter Freidenker, dessen Frau eine überzeugte Christin war.

Der Student kam mit einem Empfehlungsschreiben zu Frank, aus dem hervorging, daß er der Sohn eines Richters vom Obersten Gerichtshof und der Enkel eines Staatsgouverneurs sei. Er schien sehr intelligent, aber unbefriedigt zu sein. Frank merkte sofort, daß man sich diesem gut aussehenden und einflußreichen Jüngling nur mit kluger Zurückhaltung und lässiger Reserve nähern dürfe.

Sie freundenen sich an. Der Student besuchte Frank häufig und zeigte seine Vorliebe für die Küche der Südstaaten, mit dem unvermeidlichen Brathuhn und den Biskuits zum Frühstück.

Sie ritten oft zusammen aus; aber lange Zeit hindurch sprach Frank nicht von dem, was ihn am meisten beschäftigte. Unterdessen wurde der Student immer interessierter, und die Atmosphäre, die Frank umgab, gefiel ihm immer besser. An einem stürmischen Tage, als es regnete und schneite, so daß die Straßen von Glatteis schlüpfrig waren und der Regen an den Telegraphendrähten gefror, kam der Student in Franks Zimmer und sagte: „Wollen wir nicht ausreiten?“

Frank sagte: „Gern“, obschon er befürchtete, daß die Pferde die Beine brechen könnten, und es ihm unmöglich schien, sich hinauszuwagen.

Sie ritten fünfzehn englische Meilen bei kaltem, beißendem Winde und ließen sich dann in einem Gasthofe nieder, wo sie sich mit einem guten Abendessen stärkten und nachher am Kaminfeuer eine Menge

heißen Kaffees tranken. Der starke Wind hatte sie schläfrig gemacht; sie zogen sich zurück und wären wohl bald eingeschlafen, wenn der Kaffee nicht seine Wirkung getan hätte. Frank hörte elf Uhr schlagen, zwölf, eins, zwei, als sein Freund plötzlich sagte:

„Schlafen Sie?“

„Nein.“

„Hätten Sie Lust, zu plaudern?“

„Ja. Worüber?“

„Wollen Sie mir sagen, was Christus für Sie bedeutet?“

Endlich war für Frank die Gelegenheit gekommen. Er hatte also seine Karten richtig ausgespielt. Sie sprachen weiter und weiter, mehrere Stunden lang, bis der Student schließlich sagte:

„Ich will kein Christ werden.“

„Wer hat Sie denn dazu aufgefordert?“ gab Frank zurück.

„Sie nicht. Ich weiß, daß Sie viel zu vorsichtig sind, um einem die Religion gewaltsam einzuffößen.“

Da fragte ihn Frank, woran er denn glaube.

„An Konfuzius,“ war die unerwartete Antwort.

„Herrlich!“ sagte Frank, um ihn zu ermutigen.
„Wollen Sie mir etwas über Konfuzius erzählen?“

Frank sagt, daß sein Freund nicht viel über dieses Thema zu wissen schien. Doch war Frank selbst in China gewesen und wußte, daß Konfuzius gesagt hat, er könne den Menschen wohl zeigen, wie sie leben sollten, hätte aber nicht die Macht, ihnen nun auch zu einem solchen Leben zu verhelfen. Frank war übrigens am Grabe des Konfuzius gewesen, war vom sechundsiebzigsten Nachkommen des Konfuzius zum Tee eingeladen worden und hatte sogar auch den siebenundsiebzigsten gesehen, und zwar an einem Tage, an dem es so kalt war, daß man ihm vier Röcke übereinander anziehen

mußte. Doch Franks Grundsatz ist: „Argumentieren nützt nichts — nur das Selbererleben.“

Deshalb sagte er zu ihm: „Probieren Sie doch Ihren Konfuzianismus einmal an einem Hühnerdiebe aus, mit dem ich befreundet bin, und auch an seiner Frau und seinen fünf Kindern und sehen Sie, wie er wirkt.“

„Der Student erklärte sich einverstanden. Er besuchte die Frau des Hühnerdiebes, die durch ihre Arbeit als Wäscherin ganz abgemagert war, und gab ihr Geld; dann gab er auch für die älteste Tochter Geld, um sie von der Straße abzuhalten, und lud Elisabeth, Robert und Danny, den Zwerg, der Laufjunge in der Stadt war, zu mancher Mahlzeit ein.“ (Übrigens ist Frank erst vor kurzem an Dannys Grab gewesen. „Er starb als ein wirklicher Christ.“)

Dann redete er auch dem Hühnerdieb ins Gewissen, aber ohne Erfolg. Dieser Ehrenmann landete bald darauf im Gefängnis, weil er nach der folgenden sauberen Methode Hühner gefangen hatte: er hielt einen mit Chloroform getränkten Schwamm unter ihre Schnäbel und machte sich geräuschlos mit ihnen aus dem Staube, wenn sie betäubt waren. Er wurde dabei von einem seiner Söhne begleitet, der ihm half. Zwei Monate lang beschäftigte sich der Student mit der Familie, las ihnen vor, gab ihnen Geld, spendierte allerhand und suchte sie als wahrer konfuzianischer Freund zu behandeln.

Als die Zeit abgelaufen war, kam er in der größten Verzweiflung zu Frank und sagte: „Ich gebe es auf. Je mehr ich ihnen gebe, desto mehr wollen sie haben.“

„Er hatte keinen Erfolg, weil er das soziale Problem ohne Christus zu lösen versuchte,“ sagt Frank, „und weil er sich nur mit der Oberfläche befaßte, anstatt das Grundübel zu behandeln.“

Und nun war der Konfuzianer so weit, daß er es mit Franks Plan probieren wollte.

„Was ist denn mein Plan?“

„Ich nehme an, daß Sie darüber beten wollen?“

Doch schlug Frank nun vor, daß sie nach dem Mißerfolg mit dem Hühnerdieb, der ja nun im Gefängnis saß, für den Schmuggler Bill Pickle beten wollten, der frei und höchst lebendig war.

Der Student stimmte bereitwillig zu.

„Gut, beten Sie,“ sagte Frank, der von jeher sehr dafür war, den anderen, wenn irgend möglich, selbst zum Beten zu bringen.

Der Student betete: „O Gott — wenn es einen Gott gibt —, hilf uns, Bill Pickle und seine Familie umzuwandeln.“ Ein unorthodoxes Gebet, doch fand dieses unorthodoxe Gebet bald eine Erhörung.

Der nächste Tag war ein Feiertag, und Bill ging mit einer Mannschaft, die er selber anführte, zum Baseballspiel. An jenem Abend trafen Frank und der Konfuzianer, als sie zum chinesischen Gesandten zum Nachtessen gingen, auf ihrem Wege durch die Stadt Bill an, der den Sieg seiner Mannschaft feierte, indem er jeden zum Kampf herausforderte. Er hatte sehr viel Schnaps getrunken.

„Da kommt Bill,“ flüsterte der Konfuzianer.

„Ich habe ihn schon gesehen,“ sagte Frank und tat, als ob er keine Zeit übrig hätte.

Der Student protestierte. „Wir haben doch für ihn gebetet, nun wollen wir auch etwas für ihn tun.“

„Gut. Dann tun Sie es!“

„Keine Rede davon. Tun Sie es!“

Wenn Frank bei dieser Stelle der Geschichte anlangt, pflegt er die kleine grundsätzliche Frage zu stellen: „Was hätten Sie in dieser Situation getan?“ Hier handelte es sich um das Problem wie man mit einem betrunkenen Mann fertig wird. Er hatte diese Frage einmal einem chinesischen Freunde gestellt, der darauf antwortete: „Ich wäre von hinten an ihn herangegangen.“

Da Frank vermutete, daß der muskulöse Bill ihn als die von der Vorsehung gesandte Antwort auf seine Herausforderung zum Kampfe betrachten werde, und daß er mit seiner großen Nase dabei den kürzeren ziehen könnte, näherte er sich Bill von hinten und faßte ihn vorsichtshalber mit festem Griffe am Arm. Doch, was sollte er nun als Nächstes tun? Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke: „Sage ihm die eindringlichste Botschaft, die du zu geben hast.“

„Ich sah ihm gerade in die Augen“, erzählt Frank weiter, „und flüsterte: ‚Bill, wir haben für Sie gebetet‘.“

Und zu seinem großen Erstaunen wurde Bill ganz klein. Seine Streitsucht verflog sofort. Die Tränen kamen ihm. Er zeigte auf eine Kirche. „Sehen Sie die Kirche dort drüben?“

„Ja, Bill.“

„Ich war dabei, als der Grundstein gelegt wurde. Es liegt auch ein Penny von mir darunter.“ In diesem Augenblicke schien in Bill durch die lange Reihe seiner übelverbrachten Jahre hindurch eine Erinnerung an sein Heim und seine frühesten Erlebnisse aufzusteigen. „Wissen Sie, daß ich eine gute Mutter hatte und früher einmal glücklich war?“

Frank freute sich, dies zu hören, und benützte diese Gelegenheit, um Bill den Konfuzianer vorzustellen.

„Das ist mein Freund. Er hat auch für Sie gebetet.“

„Das ist schön von ihm. Er ist ein vornehmer Herr,“ sagte Bill und lud die beiden ein, ihn einmal in seinem Hause auf dem Hügel zu besuchen, den ein studentischer Witzbold nach einer bekannten Konservenmarke „Heintz-Höhe“ getauft hatte.

„Irgend einmal ist niemals,“ sagte Frank, seinen Vorteil wahrnehmend. „Sagen Sie uns, wann.“

„Dann kommen Sie am nächsten Donnerstagabend um sieben Uhr.“

Da sich im Leben wahre Pflichten nie gegenseitig stören, wie Frank sagt, setzten die beiden ihren Weg fort und gingen zum chinesischen Gesandten zum Abendessen.

Der Donnerstagabend kam, und die beiden machten sich auf, um Bill in seinem bescheidenen Hause auf der „Heintz-Höhe“ zu besuchen. Da er sie erwartete, hatte er sein sonnabendliches Rasieren schon einige Tage früher vorgenommen. Als sie kamen, guckten alle Nachbarn (unsichtbar) durch die Spalten, in der Überzeugung, daß die Besucher gekommen seien, um den gefürchteten Bill zu bekehren, dem es jetzt sehr unbehaglich zumute war, wie es den meisten Menschen geht, wenn sie denken, es nahe jemand mit der Absicht, sie zu bekehren. Aber da sie hauptsächlich vom Wetter sprachen und nichts über Religion sagten, verlor Bill seine Befangenheit, und sie trennten sich als gute Freunde. So konnte der Alkoholschmuggler gleich nachher zu seinen Nachbarn gehen und damit prahlen, daß er nicht bekehrt worden sei. Doch war sein religiöser Hunger geweckt worden. Er hatte ein tiefes Verlangen nach Gemeinschaft mit den beiden Freunden, die für ihn beteten.

Bill wußte außer über den Alkohol auch über manches andere Bescheid; vor allem wußte er alles, was man über Pferde nur irgend wissen kann. Eines Tages nahm ihn der Konfuzianer zu einer Pferdeschau auf den Sportplätzen der Universität mit. Sie sprachen den ganzen Nachmittag über Pferde, und Bill schwor, daß er noch nie einen so schönen Nachmittag verlebt habe. Man denke, daß ein junger Herr einen ganzen Nachmittag damit verbrachte, mit ihm über Pferde zu sprechen!

Inzwischen vollzog sich in dem jungen Konfuzianer eine merkwürdige Wandlung. Durch Bills neue Haltung sah er ein, daß Gott tatsächlich Gebete erhört,

und ließ nun beim Beten die vorsichtige Klausel „wenn es einen Gott gibt“ weg. Am folgenden Sonntag sprach ein Bischof in der Universität, und es erschienen neunhundert Studenten, um ihn zu hören. Während der Versammlung fragte er Frank, ob er den Studenten eine Entscheidung für Christus nahelegen solle. Wenn ihn der Bischof vorher draußen gefragt hätte, hätte er geantwortet: „Auf keinen Fall, denn die Staatsuniversität ist keine christliche Institution.“ Damals war Franks Vorstellung des Heiligen Geistes auf ein sehr kleines Format beschränkt, und er erwartete nicht, daß Er auch in einer so offiziellen Versammlung wirken könne. Trotzdem ging der Bischof drauflos, und das Unerwartete geschah. Nach dem gewöhnlichen gespannten Stillschweigen war der junge Konfuzianer der erste, der sich erhob und den Entschluß, sein Leben Christus zu übergeben, ankündigte. Da er der beliebteste Student in der ganzen Universität war, erregte dies großes Aufsehen, und man hörte ringsum im ganzen Saale ein erstauntes Flüstern, als achtzig andere seinem Beispiele folgten.

Frank sagt, daß wahrscheinlich die meisten Menschen meinen, damit sei nun die Sache fertig. Dies war der Punkt, an dem die frühere Evangelisation so oft scheiterte. Nach der Versammlung kam der umgewandelte Student zu Frank und sagte, daß er weder von der Bibel noch vom Beten, noch vom Bekehren anderer Menschen eine Ahnung habe, und fragte, welchen Rat ihm Frank in dieser Beziehung erteilen könne.

„Wir wollen die Sommerferien zusammen verbringen,“ sagte Frank.

Und so ritten sie denn zusammen durch die großen Nationalparks von Amerika — ein wandelndes Kolleg für christliche Lebensschulung. Auf dem Heimweg blieben sie in New York, wo sich Frank einen schönen neuen Velourhut kaufte, der für seine Verhältnisse ungewöhn-

lich teuer war. Er trug diesen prächtigen Hut, als er am Abend seiner Heimkehr durch die Straßen der Universitätsstadt ging, wo er Bill Pickle traf, der sofort merken ließ, daß ihm der Hut ebenso gut gefalle wie seinem Eigentümer. Anstatt Frank zu begrüßen und ihn zu fragen, wie er seine Sommerferien verlebt habe, ging Bill stillschweigend um ihn herum und bewunderte ihn.

„Wo haben Sie diesen Hut her?“ fragte er.

Frank sagte es ihm belustigt.

„Wieviel haben Sie dafür bezahlt?“

Beschämt nannte Frank den Preis.

Bill bemerkte, daß er für das Geld, das dieser Hut gekostet habe, seine Familie eine ganze Woche lang ernähren könnte, und fügte hinzu, daß er alles tun würde, um auch einen solchen Hut zu bekommen.

Frank packte die günstige Gelegenheit sofort am Schopf. „Der Hut gehört Ihnen, Bill — unter einer Bedingung.“

„Unter welcher Bedingung?“

Bill wartete atemlos.

„Daß Sie mit mir und einigen anderen zusammen zu einer großen Studentenkonferenz in Toronto kommen.“

Natürlich war Bill sehr begeistert. Er wollte sofort Urlaub verlangen.

„Hier, Bill,“ sagte Frank und händigte ihm den Preis ein.

Bill stolzierte mit dem heißbegehrten Hut auf dem Kopfe davon.

Am nächsten Morgen begegneten sich Bill und Frank im Hausgang.

„Ich kann nicht mit,“ sagte Bill traurig.

„Schade! Warum denn nicht?“

„Ich habe nichts, um meine Sachen einzupacken,“ sagte Bill verlegen. Das war entschieden eines jener Nein, die eigentlich Ja heißen.

Frank bot Bill eine Handtasche an, die dieser aber ablehnte, indem er sagte, die Leute auf dem Hügel würden ihm schon aushelfen.

In diesem Augenblick kam der Dekan und sagte: „Ich höre, daß Sie Bill mit nach Toronto nehmen wollen?“

„Ja,“ sagte Frank, der nicht wußte, wie die Stimmung des Dekans war, und deshalb dachte, er werde ihn wohl nicht für einen Narren um Christi willen, sondern ganz einfach für närrisch halten. Aber der Dekan war gut aufgelegt. Bills Tochter war Dienstmädchen in seinem Hause, wo seine Frau, wie der Dekan sagte, das Beten für die ganze Familie besorge. Er hielt Bills Reise für eine Antwort auf die Gebete seiner Frau und glaubte, daß sich ein Wunder ereignen werde. Ehe der Dekan wegging, fragte er: „Wer wird die Reise bezahlen?“

„Das werde ich tun,“ sagte Frank.

Aber der Dekan wollte das selbst übernehmen. „Glauben Sie, daß die Studenten etwas gegen Bills Mitkommen einzuwenden haben?“

Frank glaubte nein, und am nächsten Morgen verließ die Gesellschaft von neunzehn Mann (einschließlich Bill) die Universität, um nach Toronto zu fahren. Bills Frau und fast alle seine zwölf Kinder waren in großer Aufmachung auf dem Bahnhof, um ihn abreisen zu sehen. Es war eine höchst eindrucksvolle Begebenheit. So war auch Bills Aufzug. Er trug Franks Velourhut, Gamaschen und eine Halsbinde, die Frank an die gekreuzten Beine eines Pudels erinnerte. Er hatte eine kleine, billige Handtasche, die die paar wenigen Sachen enthielt, die er für die Reise brauchte.

Frank fragte sich, was wohl Bill bewogen habe, mit nach Toronto zu gehen. Ein Motiv war natürlich der Hut. Dann hatte er auch gehört, daß es in Toronto

guten Schnaps gebe. Weitere Anziehungspunkte waren auch die Reise und die gute Kameradschaft. Das waren alles ganz natürliche Gründe. Aber es gab auch noch einen fünften Grund, den Frank erst später entdeckte. Bill hätte furchtbar gerne einen Pelzmantel gehabt, der zu dem Hut passen sollte, und hoffte, daß er auf der Reise nach Toronto irgendwie dazu kommen würde.

Frank wollte es Bill beim ersten Reiseaufenthalt behaglich machen und schlug vor, daß er etwas zu sich nehmen sollte. Aus irgendeinem sonderbaren Grunde war Bill dagegen und sagte Frank, er solle nicht verschwenderisch sein, als er sich eine Tasse Kaffee und ein Brötchen bestellte. Als sie zum ersten Male umstiegen, überlegte sich Bill, wie er etwas Richtiges zu trinken bekommen könne. Sein Blick schweifte suchend über die siebzehnköpfige Gesellschaft und hellte sich plötzlich auf, als er sah, daß einer dabei war, dem er oft Schnaps verkauft hatte.

„Dort ist Bonehead,“ dachte Bill, „der ist gewiß auch durstig!“

Als er bemerkte, daß Frank sich mit den Fahrkarten beschäftigte, entschloß er sich, Bonehead zu folgen. Dieser ging, wie Bill es angenommen hatte, direkt auf die Glastür zu. Er sah, daß nur eine Bar dort war und kein Speisesaal, den er eigentlich gesucht hatte.

„Das ist kein Ort für uns,“ sagte Bonehead.

Bill dachte genau das Gegenteil und sprach es auch aus. Aber Bonehead widerstand, und mit diesem Widerstand wurde der Grundstein zu Bills Umwandlung gelegt, wie er später selbst sagte. Denn wenn Bill erst ein Glas getrunken hätte, hätte er noch viele andere nachfolgen lassen müssen, um den ganz besonderen Eisenbahndurst, den er verspürte, zu stillen. Er aß ein ordentliches Mittagessen, und die Gesellschaft machte

sich ohne Zwischenfall wieder auf den Weg; der Schmuggler war nun ganz überzeugt, daß es ihm nichts nütze, auf eigene Faust etwas zu planen, da ja doch alle auf ihn aufpaßten. Hierzu bemerkt Frank, daß „Bills erwachtes Gewissen am Werke war“.

Das Abendessen wurde im Speisewagen eingenommen, und einer aus der Gesellschaft, ein früherer Freidenker, schlug Frank vor, er wolle Gott für das Essen danken.

„Schön. Tu das!“ sagte Frank.

Hier mischte sich Bill plötzlich ein.

„Was ist denn jetzt los, Bill?“ fragte Frank.

„Dieser Kerl,“ — damit deutete er auf den früheren Freidenker, „hat mir das ganze Essen verdorben.“

Zuerst dachte Frank, er habe den schwarzen Kellner gemeint, aber Bill bestand darauf, daß es der Mann gewesen sei, der das Tischgebet gesprochen habe. Von solchen Dingen wolle er nichts wissen auf einer Studentenreise. Es verdarb ihm den Appetit, weil es ihn an seine frühe Kindheit erinnerte.

Als sie die Niagarafälle erreicht hatten und Bill merkte, daß sie in einem alkoholfreien Hotel übernachten würden, sperrte er sich wieder gehörig. Ausgerechnet hier! Man sagte ihm, daß es hier billiger sei, aber er hegte gewisse Zweifel. Wie sollte ein Hotelier ohne eine Bar auf seine Kosten kommen? Irgendwie mußte er sich doch bezahlt machen. Und außerdem — was würden seine Schmuggelkollegen dazu sagen, wenn sie vernehmen sollten, daß er in einem Abstinenzhotel übernachtet habe?

Frank suchte ihn aufzuheitern, indem er ihn auf sein Zimmer führte und ihm zeigte, wie man mit einem Klappbett umgeht, vor dem er zuerst auch zurückscheute.

„Und möchten Sie jetzt ein Bad haben?“

Der Walroßschnurrbart des Schmugglers ließ das ent-rüstete Funkeln seiner Augen noch furchtbarer erscheinen.

„Was, mitten im Winter?“

„Warum denn nicht?“

„Sie wollen wohl, daß ich mir den Tod holen soll?“

„Nein, Bill.“

„Wissen Sie denn nicht, daß man sich bei uns im November von oben bis unten zunäht und sich erst im März wieder auftrennt?“

Bill fand sein Klappbett noch immer etwas verdächtig, kroch aber doch hinein, als Frank noch einmal hereinkam und sagte, er hätte etwas vergessen. Bill suchte unter seinem Kopfkissen nach seiner Uhr und nach seinem Geld und fragte dann: „Was?“

„Das Beten.“

„Solche Geschichten kann ich nicht machen.“

„Kommen Sie nur wieder heraus, dann will ich Ihnen helfen.“

Durch Mangel an Übung unbeholfen auf diesem Gebiet und von einem plötzlichen Unbehagen befallen, stieg der Schmuggler aus seinem Klappbette und kniete in seinem Nachthemd nieder.

„Fangen Sie an,“ sagte Bill.

„Vater unser,“ fing Frank an.

„Vater unser,“ wiederholte Bill.

„Der Du bist im Himmel,“ fuhr Frank fort.

„Der Du bist im Himmel,“ sprach Bill nach und unterbrach seinen Lehrer mit der Bemerkung: „Das habe ich auch einmal gekonnt.“

„Gut. Fahren Sie fort!“

„Nein, fahren Sie fort! Ich folge nach.“

Und so sagten sie das ganze Vaterunser, und dann zog sich Bill wieder in sein Klappbett zurück, indem er einen tiefen Seufzer ausstieß, als ob er sagen wollte: „Es ist doch gar zu mühsam, mit diesen Christen zu leben.“

Am nächsten Morgen fuhren sie nach Toronto weiter. Als der Träger das Gepäck brachte, sah Frank, daß

die Koffer des Ex-Konfuzianers mit den Etiketten des Niagarafall-Abstinenzhotels ganz vollgeklebt waren. Fünf davon befanden sich schon allein auf dem Griff, und eine ganze Menge davon waren sonst überall verteilt. Der Student war früher einer von Bills besten Kunden gewesen. Er wandte sich an Frank und fragte, ob er dies getan habe. Frank sagte nein und lächelte. Bill verstellte sich zuerst, doch dann gestand er, daß er es gewesen sei. Wenn Bill sich so wohl fühlte, daß er sich einen solchen Scherz erlaubte, dann war ja der Kontakt glücklich hergestellt. Die erste Trennungswand, die Bill von der anderen Gesellschaftsklasse schied, war gefallen.

Sie ließen sich in einem Hotel in Toronto nieder, und die Zeit für die erste Versammlung kam, aber Bill wollte nicht mitgehen.

„Was wollen Sie denn unterdessen tun?“

Bill sagte, er hätte Lust, herumzugehen und sich die Pelzgeschäfte anzusehen; vielleicht könne er etwas finden, das zu seinem Hut passen würde. Damit war nun also der weitere Grund, der Bill nach Toronto geführt hatte, zum Vorschein gekommen. Frank sagte, Bill müsse der Versammlung unbedingt beiwohnen, und versuchte, ihn mit der Mitteilung zu locken, daß der Generalgouverneur und sechstausend Personen anwesend sein würden. Darauf antwortete Bill, daß der Gouverneur auch die Staatsuniversität in Pennsylvania bisweilen besuche, und daß er sich für den Gouverneur nicht mehr interessiere als der Gouverneur für ihn. Schließlich willigte er unter der Bedingung ein, daß sie in der letzten Reihe sitzen würden. Als sie in den Saal gekommen waren, zeigte Bill kein weiteres Interesse an der Versammlung, als daß er die Anwesenden zählte. Er machte es nicht ganz unähnlich wie viele Kirchgänger, die sich den Wochenverdienst ausrechnen, während sie warten,

bis der Gottesdienst endlich zu Ende ist, bemerkt Frank.

Aber Bills Aufmerksamkeit wurde schnell gefesselt, als der zweite Redner kam, ein Neger, der nach Bills Beschreibung so schwarz war, daß Holzkohle auf seiner Haut eine weiße Spur hinterlassen hätte. Während er sprach, nickte Bill die ganze Zeit zustimmend mit dem Kopfe oder drückte heftig seine Mißbilligung aus — zur größten Belustigung der Umsitzenden. Aber Bill sah und hörte nichts außer dem Schwarzen, der ihn mit jedem Wort, das er sagte, direkt traf. Nachträglich beschuldigte er Frank, daß er ihn sicher extra mitgenommen hätte, damit er den Neger höre, dem er vorher gewiß alles über ihn erzählt habe. Trotzdem gefiel ihm aber diese Art Redner ganz gut. Später wurde dann Bills wieder erwachendes religiöses Interesse bei einer Gruppenversammlung im Hotel noch gesteigert, besonders, als ein Fußballspieler die Geschichte eines Kindes erzählte, das seine Pflegeeltern verleugnet hatte. Das ging ihm irgendwie sehr zu Herzen. Als dieser Mann geendet hatte, sprang Bill auf, wie aus der Pistole geschossen — wie Frank sich ausdrückt —, und teilte mit, daß er etwas zu sagen habe.

„Heraus damit, Bill! Wir sind hier in einem freien Lande,“ sagte Frank, der keine Ahnung hatte, was in aller Welt Bill vorhaben mochte. Mit großem Ernst kündigte Bill nun folgendes an:

„Ich bin ein alter Mann von zweiundsechzig Jahren und habe mich entschlossen, mein Leben zu ändern. Ich habe Enkelkinder und kann den Gedanken nicht ertragen, daß sie sich einst, wie jenes Pflegekind, von dem soeben gesprochen wurde, von ihrem Großvater abwenden könnten, weil ich mein Leben lang ungehorsam gewesen bin gegen meinen Himmlischen Vater.“

Nach dieser Erklärung verließ Bill das Zimmer und winkte Frank, ihm zu folgen. „Weshalb?“ fragte Frank. Bill erbat seine Hilfe; er wollte seinem Sohne und seiner Frau einen Brief schreiben, da sie sofort wissen sollten, daß er sich zur Umkehr entschlossen habe.

Von nun an entwickelte sich Bill ganz erstaunlich. Er wurde eine der großen Figuren jener Tagung: eines jener Wunder, die eine solche Tagung oft so eindringlich und unvergeßlich machen.

Nach einer anstrengenden Woche kehrten sie nach der Universität zurück. Aber als sie umsteigen mußten, trafen sie einen „Alkoholmissionar“, der zwei von Bills früheren Freunden bei sich hatte: zwei große Schnapsflaschen. Bills alte Zechkumpane, die nicht glauben konnten, daß er seine Lebensweise so verändert habe (denn diese Neuigkeit hatte sich in der ganzen Stadt verbreitet), hatten zwei Flaschen vom Besten für ihn mitgeschickt. Als Frank sah, wie der Versucher Bill eine der Flaschen heimlich einhändigte, zitterte sein Herz. Aber als Bill die Flasche fallen ließ, stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus. Die Flasche zerschellte auf dem Pflaster. Der nächste Versuch war raffinierter. Der „Schnapsmissionar“ entkorkte die zweite Flasche und hielt sie Bill unter die Nase, sodaß er den alten, vertrauten Duft riechen konnte. Diesmal gab Bill dem „Missionar“ einen kurzen Schlag aufs Handgelenk, und wieder ging eine Flasche vom Besten in tausend Scherben.

Bills Umwandlung und sein Widerstand gegen den Versucher bildeten nachher während langer Zeit das Stadtgespräch. Würde dies erstaunliche Wunder von Dauer sein? Selbst die Geistlichkeit war nicht sehr davon überzeugt. Ein Pfarrer sagte Frank sogar, daß er Bill nicht in seiner Kirche haben wolle.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Frank, „er muß einen Gottesdienst haben, an dem er sich beteiligen und bei

dem er mitreden kann, wenn es nötig ist, und wo er auch gelegentlich Amen oder Halleluja rufen darf.“

Am nächsten Montag, den Bill mit Frank verbringen sollte, kam er mit einer sehr traurigen Miene.

„Haben Sie schon gehört, was passiert ist?“ brummte er.

Frank versuchte, die Frage beiseitezuschieben, denn das Gerücht, daß etwas nicht stimmte, war ihm schon zugetragen worden.

„Man will mich nicht in die Kirche lassen,“ platzte Bill heraus.

Das gab Frank einen Stich ins Herz. Nun würde Bill sicherlich nicht durchhalten können.

„Mach Dir nichts daraus, Bill!“ sagte er besänftigend, während er angestrengt nachdachte.

„Fällt mir gar nicht ein,“ sagte Bill und erklärte dann plötzlich: „Wir haben uns ausgedacht, daß wir unsere eigene Kirche haben wollen, und Sie sollen unser Geistlicher werden.“

Mit diesen Worten zog Bill eine Liste mit neunzehn Namen heraus, hauptsächlich Namen seiner früheren Schmugglerfreunde, die er schon unter seiner neuen christlichen Fahne vereinigt hatte. Sie sollten die Kerngemeinde einer neuen Kirche werden, die sich in der alten Pförtnerwohnung versammeln wollte. Frank besitzt diese kostbare Liste noch immer. Doch bevor er seine Einwilligung gab, ihr Geistlicher zu werden, sollte Bill herausfinden, worüber die anderen wünschten, daß er sprechen solle.

„Keine Sorge,“ sagte Bill, „das haben wir auch schon besprochen!“

„Nun, worüber denn?“

„Über das Apostolische Glaubensbekenntnis.“

Von allen Themen ausgerechnet dieses!

Und so traf sich Frank jeden Sonnabend Abend mit dem Schmuggler Bill und seinen alten Kameraden, von

denen einer früher dermaßen geflucht hatte, daß man fast den Schwefel riechen konnte. Man wählte den Sonnabend, damit ihre Zusammenkünfte nicht in die Zeit des Gottesdienstes fielen. Bei den Aussprachen über das Apostolische Glaubensbekenntnis ging alles gut, bis Frank an jene Stelle kam, wo Christus in die Hölle hinabsteigt, bei der Bill plötzlich aufsprang und dazwischenwarf:

„Bis jetzt habe ich alles geglaubt, aber das geht zu weit!“

Scheinbar war der Prediger einen Schritt zu weit gegangen. Frank und Bill dachten eine Weile über einen Ausweg nach, bis Frank schließlich sagte:

„Nun, wie erklären Sie sich das?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Bill, „ich denke, Er ist hinabgestiegen, um Ordnung zu machen.“

Diese Antwort befriedigte alle. Es war wieder Friede. Der Abend ging weiter. Das Endresultat dieser Samstagabende bestand darin, daß alle, die daran teilnahmen, schließlich lebendige Kräfte im kirchlichen Leben dieses Distrikts wurden, einschließlich Bill, aus dem ein guter Christ geworden ist. Er taucht gelegentlich bei einer von Franks Hausparteen auf und bestätigt alle Einzelheiten, wenn Frank die wahre Geschichte von der Umwandlung des Schmugglers Bill Pickle erzählt.

Das Zeugnis von Bills veränderter Lebensführung und der Umwandlung seiner Familie und seiner Freunde, die sich daraus ergab, wurde vor den Professoren und Studenten immer wieder abgelegt, wenn sie alljährlich wiederkehrten, um die Erinnerung an die Trinkgelage zu feiern, die sie in der Universität durch Bills Mithilfe einst gehalten hatten. Aber Bill weigerte sich nun, dabeizusein, wenn sie bei ihren Gelagen Alkohol tranken. Aber da ihnen an dieser interessanten Figur mehr gelegen war als am Genuß von Alkohol, gingen sie auf

Bills neue Ideen ein, und so erschien er denn und erzählte seine alten Geschichten auf einer neuen Ebene, mit neuem Eifer und mit einer neuen Zurückhaltung.

Bill hält den Hut, den er sich in Toronto erwarb, noch immer in Ehren, und obschon er sich nun von der Arbeit zurückgezogen hat — er ist über achtzig —, erinnert er sich doch noch an die mächtige religiöse Bewegung, die sich durch die ganze Universität (und auch durch andere Universitäten) verbreitete, in jenem Semester, da sein Leben umgewandelt wurde.

Es wurden nicht nur Bill Pickle, der Konfuzianer und der Dekan, Franks drei strategische Punkte an der Universität, umgewandelt, sondern es nahmen, bis Frank dort wegging, mehr als zwölfhundert Menschen an freiwilligem Bibelstudium teil. Auch gehörte es schon bald nicht mehr zum guten Ton, Trinkgelage abzuhalten. Die Sportleistungen besserten sich, und die verschiedenen Mannschaften errangen Siege. Auch die wissenschaftlichen Leistungen wurden besser, und es entstand ein neues Verhältnis zwischen den Professoren und den Studenten, wodurch der frühere Geist vollständig umgewandelt wurde.

Die Veränderung in Bills Familienleben war ebenso wunderbar.

„Wie gut Bills Frau für den bekehrten Schmuggler und die Kinder zu kochen pflegte!“ erinnert sich Frank.

Das Auffallendste von allem war die bessere Disziplin an der Universität. So durchgreifend war die Veränderung, daß man das Gehalt eines besonderen Dekans, der die Durchführung der Disziplin zu überwachen hatte, sparen konnte. Und Bill, der Exschmuggler, der jeden kannte, erhielt einen Sitz in einem besonderen Komitee — zur Aufrechterhaltung der Ordnung!

XIV

DIE WUNDER IN CALVARY

Ich hatte von Garrett Stearly so viel über die Calvary-Church (Golgatha-Kirche) gehört und so viel über sie und ihren kraftvollen Leiter (Rev. Samuel M. Shoemaker) gelesen, daß ich begierig war, beide kennenzulernen. Ich wußte, daß Sam Shoemaker einer von Franks ersten „Fällen“ in China war, und daß er, als er dann nach Calvary kam, mitten in Manhattan die Arbeit angepackt hatte. Ich wußte auch, daß er ein geistiges Lauffeuer in einer immer zunehmenden Zahl von Menschen aus allen Teilen von New York und seiner Umgebung entfacht hatte, die entdeckten, daß in Calvary echte Religion mit wirklicher Aufrichtigkeit gepredigt werde; daß Gott nicht nur im Hintergrunde blieb und wachte, sondern daß er wirklich in den Kirchen und in den menschlichen Wesen war und all denjenigen Führung und Hilfe spendete, die weise und mutig genug waren, Seine Bedingungen zu erfüllen; und daß Sams Gemeinde in den ersten zwei Jahren sich fast verdreifacht hatte, obschon er betont, daß er nicht darauf ausgehe, Kirchen zu füllen, sondern sich um die Menschen zu kümmern.

Meine Aufmerksamkeit fiel zuerst auf die alte Sandsteinkirche von Calvary an der Kreuzung der Vierten Avenue und der Einundzwanzigsten Straße und auf ein kleines Holzkreuz, das tief über dem Boden hing. Die Kirche ist groß und dunkel vor Alter und verschmilzt ganz mit der altertümlichen Pracht von

Gramercy Park, der einst das vornehmste Viertel war, jetzt aber auch schon moderne Bauten zeigt.

Wie in allen gotischen Kirchen, gibt es auch hier hohe Pfeiler. Die Kirchenstühle sind tiefbraun, und am Sonntagmorgen, wenn der Pfarrer predigt, sind sie gut besetzt. Ich habe über dreihundert Personen beim Heiligen Abendmahl gesehen nach dem Frühgottesdienst.

Die Kirche enthält einige farbige Glasfenster, die aus Cardinal Newmans alter Kirche in Littlemore bei Oxford stammen. Die Kanzel ist klein und freundlich; auf der nördlichen Seite derselben befindet sich eine winzige Kapelle und auf der südlichen Seite ein kleiner Taufstein aus weißem Marmor. Der Mann, der die Orgel entworfen hat, muß ein feines Empfinden für Symmetrie gehabt haben, denn die Anordnung der vergoldeten Pfeifen über der Kapelle und dem Taufstein ist ungewöhnlich schön. Der Altar ist klein und schlicht; darauf steht eine lebensgroße Statue Christi in weißem Gewande, mit ausgestreckten Händen, als ob Er alle auffordern wolle, zu Ihm zu kommen,

Wenn die Orgel ertönt, zieht der gemischte Chor aus der Sakristei heraus, geführt von den Frauen, die kleidsame Kopfbedeckungen aus schwarzem Samt und blauweiße Chorhemden tragen. Die Männer tragen unter ihren Chorhemden schwarze Cassocks (enganliegende Röcke der Geistlichen). Der Chor bewegt sich prozessionsartig dem Eingang zu und dann durch das Mittelschiff zu den Chorplätzen, während die Geistlichkeit im Ornat und mit Princeton-Kapuzen in Schwarz und Orange folgt. Obschon die Kirche trübe und dunkel ist vor Alter, ausgenommen am Altar, ist die Gemeinde froh und freundlich, immer bereit, hilfreich zu sein, auch denen gegenüber, die nicht zu den Bevorzugten gehören.

Einige der großen Predigten, die auf der Kanzel der Calvary-Church gehalten worden sind, haben ihren Weg durch die ganze Welt genommen. Sam ist einer jener machtvollen und überzeugenden Prediger, die selbst nichts davon wissen. Er hat noch immer keine Ahnung davon, was einen Prediger in New York erfolgreich macht. Er zählte mir einige auf, denen ein großer Ruf vorausging, als sie in die Stadt kamen — doch die Gemeinde schmolz hinweg. Andere tauchten auf, hielten scheinbar ganz gewöhnliche Predigten, und ihre Kirchen waren überfüllt.

Der Pfarrer der Calvary-Church bereitet seine Predigt sorgfältig vor, und dann verbringt er am Sonntagmorgen einige Stunden damit, sich ganz und gar mit ihr vertraut zu machen. Er weiß, daß die Kanzel nicht der einzige Ort für die Inspiration ist. Ich hörte ihn manche Predigt über packende Themen halten. Einige davon machten mir besonderen Eindruck: „Ihr dient dem Herrn Christus“, „Der moderne Prophet“, „Die Hingabe des Saulus“. Die Predigt, die mir den tiefsten Eindruck machte, als ich dort war, hieß: „Der Reiz der wahren Religion“. Über diese Predigt wird noch immer gesprochen, besonders von einem jungen Oxforder, der durch sie umgewandelt wurde.

Es dauerte einige Wochen, ehe ich Sam Shoemaker begegnete, denn er war in den Ferien, als ich ankam. Und es dauerte noch länger, bis ich ihn richtig kennen lernte. Immer, wenn ich ihn anschaute, wurde mein Blick unwiderstehlich von seinen sprechenden Augen angezogen, von jenen Augen, die immer hell und fröhlich zwinkern, indem sich das eine oder andere hie und da schließt und wieder öffnet, mit jenem schelmischen Aufleuchten, das einem bald lieb und wert wird.

Sam widerlegt ganz entschieden die Annahme, daß nur die Ferne anziehend wirken könne. Von weitem

sieht er aus wie jeder andere lockenhaarige Südländer: mittelgroß, mittleren Alters und ganz hübsch rund. Mit anderen Worten, nichts Besonderes! Auch auf der Kanzel — abgesehen von seinen Predigten — hat er nichts Auffälliges, das die Neugier erwecken könnte. Sein Vortrag ist, obschon überzeugend, ganz undramatisch; er spricht seine Sätze einfach und deutlich aus. Aber wenn man in seine Nähe kommt, fühlt man seine magnetische Persönlichkeit sofort. Sein froher Glaube und seine Zuversicht durchdringen die Atmosphäre so, daß man Hoovers offizielle Erklärung, die Depression habe nun ein Ende, unnötig findet.

So heiter ist er, daß man versucht wäre, unbescheiden über seine Zeit zu verfügen, wenn man nicht wüßte, daß er etwa vierzehn Stunden am Tag arbeitet, obschon er gelegentlich auf dem Lande reitet oder auf dem Dach von Calvary-House eine Partie Tennis spielt, um sich Bewegung zu verschaffen.

Sam nennt alle um ihn herum mit ihrem Vornamen — wie es in Calvary Brauch ist, und jeder nennt ihn Sam, mit Ausnahme eines anderen Frank, der Diener und allgemeines Faktotum in Calvary-House ist. Er beaufsichtigt die Angestellten, die die übrigen Mitarbeiter bedienen. Er ist ein glückliches Produkt der Calvary-Mission, ein Irländer, der viel von seinem Haar und nichts von seinem Humor verloren hat. Fünf Tage und Nächte lag er nach einem Trinkgelage bewußtlos in einer „Flüsterkneipe“ (Lokal, in dem verbotenerweise Alkohol ausgeschenkt wird) und war ganz am Ende. Als er schließlich erwachte, benachrichtigte der Kellner des Lokals die Calvary-Mission. Die Calvary-Mission hat wieder einen Mann aus ihm gemacht, und nun ist er dort einer der Führer. Frank hält regelmäßig am Morgen seine Schweigezeit, nimmt sich nachts der Verwahrlosten an und besorgt Tag und Nacht eine Menge von Pflichten im Calvary-House.

Frank ist einer der glücklichsten Menschen, die ich kenne, und ist eines der Wunder von Calvary. Er liebt Sam Shoemaker, seinen Arbeitgeber, sehr, aber irgendwie bringt er es einfach nicht fertig, die Sitte der Gruppe, jedermann beim Vornamen zu nennen, mitzumachen. Er redet seinen Chef mit Mr. Shoemaker an.

Sam protestiert: „Nenne mich doch nicht Mr. Shoemaker, Frank! Nenne mich Sam!“

„Ja, Mr. Shoemaker,“ sagt Frank höflich und unverbesserlich ungehorsam.

*

Gutmütig und freundlich, übt Sam doch eine starke Wirkung aus durch die Kraft seiner Persönlichkeit, die auch schon durch sein energisches Kinn angedeutet wird. Diese Sicherheit kam allerdings bei Sams erster Zusammenkunft mit dem wirklichen Frank ins Wanken. — Sam war in der Chesapeake-Gegend geboren. Einst saß er in dem großen Kirchenstuhl seiner Familie und lauschte den heroischen Geschichten von der Umwandlung und Heilung schlimmer Menschen, die ein Evangelist erzählte, der unter den Eisenbergwerksarbeitern im fernen Süden gearbeitet hatte. Darauf gelobte Sam, eines Tages selbst ein Pionier für Christus zu werden.

Später, nachdem er an einer bekannten Universität studiert hatte, kam er während des Krieges nach Europa, mußte sich aber gestehen, daß er in jenem Sommer unfähig war, auch nur einen Menschen lebendig zu packen.

Weiter, nach China — in das bedeutende Missionszentrum, das dort von der Universität, die er besucht hatte, unterhalten wurde, wo ihm zwar die wundervolle Organisation Eindruck machte, die geringe Zahl umgewandelter Menschen ihn aber enttäuschte. Alle Mitarbeiter versicherten ihm, daß er wunderbare Dinge vollbringe, aber er glaubte ihnen nicht, obschon die

Schule, die Bibliothek, die Klassen und das Gymnasium von jungen Chinesen wimmelten.

Um jene Zeit erschien Frank, begleitet von seiner kraftvollen Truppe, die berufen war, Menschen umzuwandeln. Frank wurde Sam beschrieben als der Mann, der das tat, worüber die Christen sonst nur redeten. Sam beobachtete Frank, mochte aber seinen Umgang nicht. Aber es wurden ihm fortwährend staunenerregende Geschichten über Franks Arbeit an Menschen erzählt, so daß er anfang, sich mit ihm zu unterhalten, und in ihm eine Persönlichkeit fand, die es wert war, daß man sie kennen lernte. Eines Tages nahm er Frank beiseite und machte ihm den gefährlichen Vorschlag, er solle einen jungen Chinesen, der Sam interessierte, anpacken, womit er Frank die Gelegenheit zu seiner üblichen Antwort gab:

„Weshalb tun Sie das nicht selbst?“

Und er fügte hinzu: „Und wenn Sie ihm nichts zu geben haben — woran fehlt's?“

Sam war nicht nur beleidigt, er war wütend. In rasendem Zorn lief er weg. Als er sich abgekühlt hatte, wurde ihm klar, daß Frank nur die Wahrheit gesprochen hatte.

Sam grübelte nach über das Gespräch. Wozu war er eigentlich nütze? Sollte er mit diesem Leben, als machtloser Arbeiter, der nie etwas zu geben hatte, fortfahren? So kehrte er zurück zu dem Manne, der ihn herausgefordert hatte, und ging der Sache auf den Grund. Er gestand Frank seine Versuchungen und Sünden ein. Als diese einmal erschreckend zum Vorschein kamen, wurde ihm die Sachlage ganz klar. Er konnte keine Kraft weitergeben, weil er keine empfing, da die Sünde ihn von Gott abdämmte. Sams Versuch, intellektuelle Schwierigkeiten vorzuschieben, hatte bei Frank nicht mehr Erfolg, als es bei ähnlichen Versuchen einer langen Reihe umgewandelter Vorgänger

der Fall gewesen war. Sam sagt, das hätte vielen als Schwäche erscheinen können, aber die Tatsache bleibt, daß Frank recht hatte.

Frank stellte Sam eine kühne Frage. Wozu er überhaupt gut sei? In selbstsüchtiger Weise erlaube er der Sünde, ihn vom lebendigen Gottesbewußtsein auszuschließen und ihn religiös unbrauchbar zu machen. Die Herausforderung war unwiderstehlich. Sam wußte, daß, wenn er den Sprung in die absolute Hingabe machte, es für ihn ein ganz anderes Leben bedeuten würde, als er beabsichtigt hatte. Anstatt weiterhin ein dekoratives und gönnerhaftes Interesse für die Religion zu haben, mit der Geste eines kultivierten jungen Mannes, der sich für soziale Wohlfahrt nach einem Universitätsschema interessiert, hieß es, das wirkliche Missionsfeld, das überall zu finden ist, auf Lebenszeit zu erwählen.

„In jener Nacht“, sagte Sam nachher, „standen meine Sünden vor mir auf, wie Grabsteine. Sie mußten alle weggeräumt werden. Ich erkannte, daß das eher eine Angelegenheit für meinen Willen als für meinen Intellekt war. Ich fragte mich, ob ich willig sei, und dachte daran, wie lächerlich es wäre, meinen pygmäenhaften Willen dem Willen Gottes entgegenstellen zu wollen.“

Frank hatte Sam gewonnen. Er vollzog seine Übergabe und verspürte dabei keine Minderung an Kraft, sondern fühlte nur eine große Ruhe darüber, daß er ein mächtiges Hindernis genommen hatte, gegen das er sich seit langer Zeit sträubte. In jener Nacht, als er im Bett lag, kam ihm eine deutliche Stimme, die sagte: „Es gibt keine Arbeit für Mich für den, der nicht ganz Mir gehört.“

„Diese erleuchteten Worte“, sagte Sam, „waren anders als alle Worte, die ich je gehört hatte. Und sie enthielten mir das, was ich für die zentrale Wahrheit der Religion halte.“

Das bedeutete tatsächlich, daß auf übernatürliche Weise in Sam die Entdeckung wiederholt worden war, die Frank schon Jahre zuvor gemacht hatte, nämlich, daß die Forderung beider, Gottes und des Teufels, auf das ganze Herz gerichtet ist. Von da an wurde Sam einer der Menschen, die mit Frank gemeinsame Sache machen, und dies beschreibt als: „Die fröhlichsten Leute, die ich kenne — Kerle, die etwas gefunden haben, das wert ist, gefunden zu werden. Wir sehen uns fast nie, aber wir verleben eine schöne Zeit. Das ist weit entfernt von der beruflichen Fröhlichkeit mancher religiöser Leute: es ist das Lachen von Menschen, die wirklich wissen, daß es für die Welt einen Ausweg gibt, und die ihr Möglichstes tun, um ihn anderen auch zu zeigen.“

Ich hörte dieses Lachen erschallen, als wir kürzlich drei jener jungen Leute außerhalb Calvary-House begegneten. Sam machte eine übermütige, scherzende Bemerkung. Sie gaben eine ebenso übermütige, unbekümmerte Antwort. Ich sagte ihm, daß seine Bemerkung ein ganzes Regiment Soldaten demoralisiert haben würde. Aber sie hatte das gute Einvernehmen zwischen ihnen nur erhöht.

Sams Lieblingszitat aus der Bibel ist: „So jemand will des Willen tun, (der mich gesandt hat,) der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei.“ Diejenigen in der Gruppe, die diese mächtige Umwandlung erfahren haben, ziehen es vor, nicht von dem zu sprechen, was sie denken oder hoffen, sondern nur von dem, was sie wissen. Sie besitzen eine einigende Kraft, die alle Schwierigkeiten überwindet und ihnen eine wunderbare Sicherheit gibt.

Daß sich die Calvary-Kirche sehr dafür einsetzt, dem Einzelnen zu helfen und ihn umzuwandeln, wird bezeugt durch die rührend freundschaftlichen Zusammenkünfte an der Kirchentüre, nach dem Gottesdienst, wo Sam und seine Truppe jedermann begrüßen,

und wo ein so freundschaftlicher Austausch zwischen den Gemeindegliedern stattfindet, wie man es in unseren Tagen kaum irgendwo sieht.

Sams Gemeinde und Gruppe wird darüber belehrt, daß Zurückgezogenheit oft Sünde ist, besonders, wenn andere Menschen — was meistens der Fall ist — religiöser Hilfe bedürfen. Sam und seine Gruppe lehren, daß jeder lebendige Erfahrung haben sollte, eine Maximalerfahrung Gottes, das heißt: daß wir die Umwandlung der Apostel durchmachen müssen, durch die sie nach Pfingsten ausgesandt wurden, um die Welt zur Umkehr zu bringen.

Durch Sams Kommen wurde die Calvary-Kirche bald eine der freudvollsten und vielleicht lebendigsten Kirchen New Yorks — eine Gemeinde ernster, glücklicher Menschen, die den Sinn des Lebens gefunden hatten.

Von Frank, der ihn so viel über wahre Religion lehrte, lernte Sam, die Sympathie für die Lehre nicht mit dem echten Erleben Christi zu verwechseln — ein gemeinsamer Irrtum so vieler — und daß er immer die Notwendigkeit der Umwandlung oder Bekehrung zu betonen habe, der vollen Hingabe, aus der die Führung komme, und daß jedes großgewordene Kind Gottes eine immer weiter wachsende Familie eigener geistiger Kinder begründen müsse. Aus derselben Quelle lernte er die wahren Tatsachen im Leben der Menschen herausfühlen, um ihnen so zu Frieden und Freude zu verhelfen, damit sie wiederum das Wunder in anderen vollbringen können. Sam bringt seiner Gruppe und seiner Gemeinde diese bedeutsame Kunst bei, in seinen Predigten, in den Gruppenmeetings und in einer jährlich abgehaltenen, besonderen Konferenz, die „Lebensschule“ genannt wird.

Am Anfang fand er, daß es nicht so leicht ging. Eine wohlhabende alte Dame, die einer Predigt Sams über die

persönliche Seelsorgearbeit mißbilligend zugehört hatte, marschierte durch das Mittelschiff hinaus, indem sie ärgerlich erklärte, sie wolle nichts mehr über bekehrte Menschen hören, sie brauche das Evangelium. Sie äußerte ihre Entrüstung über diese „neue“ Lehre und erklärte, daß niemand sie aus ihrer altgewohnten Kirche vertreiben solle. Einige Zeit blieb sie weg, und dann kam sie strahlend wieder, bereit, die „neue“ Lehre zu verwirklichen. Sie hatte die Sache mit einem Geistlichen besprochen, der auf Sams Seite stand und sie davon überzeugen konnte, daß sie ihre Ansicht ändern müsse. Das zeigt, wie unbequem die Bewegung für diejenigen werden kann, die gerne gemütlich in Zion sitzen.

Die reizende Frau des Chorleiters, Mrs. Bland, war eine der ersten, die die vom Pfarrherrn gelehrt neue Basis christlichen Lebens annahm. Eine Zeitlang hielt sie dagegen stand, und ihr Mann hielt noch länger aus. Er machte ernste Einwände und verwahrte sich gegen diese „Kirchen-Armee-Bewegung“. Das hieß Religion übertreiben und alle ungläubigen Freunde verlieren. Aber auch er kapitulierte.

*

Eines Sonntagabends, bald nach meiner Ankunft in New York, hörte ich den Chorleiter (Mr. John Bland) der Gemeinde von der Kanzel herab eine Mitteilung machen, die der Pfarrherr als die beste Predigt bezeichnete, die je in Calvary gehalten worden sei. Er sprach an seinem fünfundzwanzigsten Jubiläum als Chorleiter, und was er sagte, kam ihm aus dem Herzen. Er rief sich seine erste Zeit in der Kirche zurück, wie damals eines der umliegenden Hotels als „Kirchenwirtschaft“ bezeichnet wurde, weil der Chor dort so oft beim Trinken angetroffen worden sei. Dann kamen die Verwandlungen auf der Kanzel, in der Gemeinde und im Chor.

„Mein größter Ehrgeiz“, sagte der Chormeister, „war, der Erste in meinem Berufe zu sein, und durch dieses Strebertum entwickelte sich in mir viel Neid und Unduldsamkeit manchen Musikern gegenüber. Ich beneidete sie, weil sie viel mehr Geld für ihren Chor hatten und viel besser bezahlt wurden als ich. Intolerant, wie ich war, fand ich, daß sie ohne die nötige Grundlage und das nötige Studium Gesangunterricht gaben. Als mein Freund, der gegenwärtige Pfarrer, nach Calvary kam, war mir unruhig und unbehaglich zumute. Da ich der Kirche immer im hergebrachten Sinne ergeben gewesen war, hielt ich mich für einen guten Christen. Trotzdem sah ich durch das Leben des neuen Pfarrers und die Art, wie er Männern und Frauen zu einer lebendigen Erfahrung Christi verhalf, bald ein, daß mein christliches Leben mehr oder weniger erstorben war. Ich half keiner Seele, außer durch meine Musik. Als ich meine Schwäche vollständig erfaßt hatte, ging ich zu meinem Pfarrherrn und sprach ihm von meinen vielen Verfehlungen und Sünden. Ich faßte den Entschluß, durch Gottes Hilfe meinen Neid, meine Unduldsamkeit, das Trinken und das Spielen zu überwinden; und seit jener Zeit habe ich Freiheit und Heiterkeit und weiß, was Lebensfreude ist!“

Ich habe nie eine so bedeutsame Aussage vom Chormeister einer Kirchgemeinde gehört. Aber mancher Pfarrherr wird mir zugeben, daß seinem Chormeister eine solche Selbstbetrachtung guttun würde.

*

Eines Abends sah ich in der Calvarykirche etwas ganz Erstaunliches. Calvary hat eine Rettungsmission, die von einem tüchtigen Leiter namens Harry Hadley geführt wird. An jenem Abend brachte Harry einbis zweihundert Menschen, die durch die Mission von der Straße errettet und zu einem neuen Leben geführt

worden waren. Statt einer Predigt wurden diese Menschen aufgefordert, von ihren Sitzen aufzustehen und zu erzählen, was ihnen der Kontakt mit Christus bedeute. Wenn jemals der Heilige Geist in einem Gotteshaus spürbar gewesen ist, dann war es in diesem ungewöhnlichen Abendgottesdienst.

Es gab gar keine Unterbrechung. Überall standen Menschen in den vordersten Reihen auf und teilten ihre Lebensgeschichte mit. Die ergreifenden Geschichten, die sie erzählten — von zerrütteten und wieder geeinten Familien, von geheilter Trunksucht, von Siegen über das Laster, von der neuen Herrschaft der Liebe in Leben und Heimen, die vorher verwirrt, entzweit, unharmonisch gewesen waren — würden das Herz des selbstgefälligsten modernen Pharisäers getroffen haben.

Und zuletzt wurden auch die anderen aufgefordert, nach vorn zum Altar zu kommen und ihr Leben dem Dienste Christi zu widmen, dem Heiler der Menschen. Das Merkwürdigste — es fand Wiederhall! In einer anglikanischen Kirche! Sie gingen mutig zum Altar und übergaben kniend ihr Leben Gott, als ob sie bei der Heiligen Kommunion wären. Sie taten es in schlichter Ehrfurcht.

Einer der durch die Mission verwandelten Männer war bekannt als „die Spinne“. Er hatte eine Anzahl Strafen im Gefängnis abgedient, aber jetzt ist er ein eifriger Lebensumwandler und ein strahlender Christ.

Ich verbrachte einen interessanten Abend mit der Besichtigung des Chinesenviertels und der „Bowery“ unter seiner freundlichen Führung. Er zeigte mir manches Überbleibsel der alten „saloon days“ (als die Trinkwirtschaften noch bestanden) einschließlich einer Wirtschaft, die einst unter dem Namen „Bluteimer“ bekannt war, da ihre Gäste, ehe sie Streit angingen, den Rand ihrer Gläser abschlugen, um sie schärfer zu machen für das Gefecht.

Als wir vorübergingen, zeigte er mir den Geschäftsmann, der in unentgeltlichen Leichenbegängnissen für Verbrecher Spezialist war.

*

Die Geschichte jeder lebendigen Kirche ist die Geschichte eines fortwährenden Krieges um die Erhaltung der Religiosität. In Calvary gab es darin keinen Kompromiß.

Es behauptet niemand, daß der Teufel Calvary niemals betrete, obschon die vereinten Kräfte bis zur höchstmöglichen Intensität ausgebildet werden, um ihn auszuschließen. Einige von Sams Bekehrten halten sich gut während einiger Jahre und fallen dann wieder zurück. Christus machte dieselbe Erfahrung. Und so ging es auch Paulus: „Demas hat mich verlassen.“ 2. Tim. 4. 10. Sie machen einen guten Anfang, sind aber nicht willig, durchzuhalten. Weshalb gehen sie?

„Sünde!“ Das ist die unumgängliche Antwort. Ein Mensch, der entschieden gegen die Sünde ankämpft, erhält die höchstmögliche Hilfe in Calvary. Wenn er gerne nach der Sünde schießt und damit fortzufahren wünscht, dann findet er, daß Calvary ein besonders ungemütlicher Aufenthaltsort sei. Er befindet sich in der unrichtigen Umgebung.

Trotzdem bleibt die Gemeinde immer groß, immer neue Gesichter werden in der Calvary-Kirche gesehen, die anfängt, eine mächtige Kraftstation religiösen Lebens zu werden, das sich auch auf andere Kirchen Amerikas und Europas ausbreitet. Die Zahl der Engländer, die in der Calvary-Kirche gesehen werden, ist eine fortwährende Überraschung.

Sam verfolgt die Spur seiner fruchtbaren Arbeit bis zurück zu jener Nacht vor vierzehn Jahren — die einer Herzensaussprache mit dem Manne folgte, den er vorher gemieden hatte, und der ihn lesen konnte wie eine gedruckte Seite — als er sich entschloß, sein Selbst

„loszulassen“ und Gott zu erlauben, sein Leben zu leiten.

„Wie lange dauerte es nach jener Aussprache, bis Sie anfangen, Erfolge zu haben?“ fragte ich Sam.

Er schlug begeistert auf sein Knie. „Meiner Treu, ich fing sofort an. Ich besuchte Frank am Sonnabend, und mein erster Bekehrter, über den ich mit Frank gesprochen hatte, folgte am Sonntagnachmittag nach. Seitdem war ich fast jeden Tag mit einem oder zwei Menschen beschäftigt, und viele wurden umgewandelt.“

Sam lächelte, als er sich daran erinnerte, wieviel die Arbeit Franks und seiner Gruppe für das chinesische und auswärtige Führertum während jener fruchtbaren Periode bedeutet hatte.

„Das waren große Tage, damals in China,“ sagte er.

„Richtige Bekehrungen kamen vor, weil wir mehr darauf aus waren, Gott zu gehorchen, als den Menschen, die die Gebote wirkungslos gemacht hatten durch ihre versteinerte Tradition.“

„Welches ist der größte Fehler, der von Verkündern des Evangeliums gemacht wird?“ fragte ich Sam.

Der Leiter der Calvary-Kirche antwortete mit großem Nachdruck: „Daß sie es vernachlässigen, die Einbildungskraft eines Menschen zu gewinnen, ehe sie auf seinen Willen einzuwirken versuchen.“ Dann sagte er dasselbe mit etwas mehr amerikanischem Einschlag: „Lockspeise wirkt mehr als Logik. Ich bin nie bange um einen Menschen, der interessiert zu sein scheint und nicht von uns lassen kann, obschon er noch zu keinem Entschluß gekommen ist. Das ist der Punkt, an dem frühere Evangelisten manchmal scheiterten. Sie fingen damit an, ihren Verstand anzustrengen und ihre Theologie zu beweisen, bevor sie das Interesse des anderen gewonnen hatten durch die Art ihres eigenen Lebens oder durch die Geschichten solcher, die dieses Leben lebten.“

„Kommt es je vor, daß ein moderner Nikodemus nachts zu Ihnen kommt?“

„Ja, das kommt vor.“

*

Ich kam auf den Gedanken, daß Menschen hie und da im Ärger über die kühne Anforderung der Gruppe vertrieben werden könnten. Ich befragte Sam darüber. Er meinte, ich stelle mir Christen vor, die handgreiflich würden, und lachte laut auf.

„Nein, ich kann mich an keinen unangenehmen Vorfall dieser Art erinnern,“ sagte er. „Wir werden nie beleidigend, und außerdem verstehen es die Menschen, daß wir, wenn wir über die Sünde sprechen, immer unpersönlich bleiben, genau so, wie ein Arzt unpersönlich ist, wenn er seinen Finger auf die schmerzende Stelle legt.“

„Doch halt! Einen Augenblick! Ich habe doch einen Mann verstimmt weggehen sehen — in einer schlimmeren Verstimmung, als ich sie hatte, als ich das erste Mal mit Frank sprach. Es war ein älterer Sportsmann. Er wurde erst weiß und dann rot, als ich über seine Schwierigkeit sprach, und weigerte sich, dazubleiben. Aber nach zehn Tagen kam er zurück, sagte, er befinde sich in einer schrecklichen Verwirrung, gab zu, daß meine Diagnose richtig gewesen sei, und bat mich, ihm zu helfen.“

„Haben Sie je einen untergehen sehen, der im Glauben und Gebet lebte?“

Ich dachte an die Geschichte, die Sir Philip Gibbs mir erzählt hatte, von Kindern, die er in Rußland Hungers sterben sah, und an die Erzählungen der Missionare in China von Menschen, die dort aus demselben Grunde tot umfielen.

„Niemals!“ rief Sam. „Was ich bemerkt habe, ist, daß Gott gerade im rechten Augenblick eingreift. Ich sah, wie Er den Glauben eines Menschen prüft,

bis zum letzten Augenblick, und mußte dann fast lachen, wenn ich sah, wie die Situation geklärt wurde, gerade, wenn sie am verzweifeltsten war. Es macht uns mit unseren lächerlich schwachen Fähigkeiten wirklich einen eigenartigen Eindruck, zu sehen, wie Gott still am Werk ist und uns führt und für uns sorgt.“

*

„Und jetzt — welches ist der beste Rat, den Frank Ihnen je gegeben hat?“

Der Pfarrer von Calvary schien seine Antwort bereit zu haben.

„Einst fragte ich Frank, welches Buch ich lesen solle, um mich auf eine spezielle Arbeit vorzubereiten. Er sagte, ich solle mich selbst vorbereiten, denn ich sei das große Problem. Er meinte einfach, daß ich lernen müsse, mich selbst zu disziplinieren: gewiß zu sein, daß alles recht und klar sei zwischen mir, meinen Mitmenschen und Gott.“

Das ist die Geschichte, die Jeder erzählen kann, der Frank begegnet ist, diesem Manne, der keinen für ungefährdet hält, ob er geistlich oder weltlich sei. Und das Maß von Franks Erfolg mit jeder dieser beiden Arten von Menschen kann am Leuchten der Gesichter ermessen werden.

Sams Gesicht leuchtete.

XV

DIE FÜHRUNG AM WERK

Hatte die Oxfordgruppe recht?

Ist ihre Lehre die Lehre, die die Welt wirklich braucht?

Es kostete mich viel mehr Zeit, mir darüber klarzuwerden, als ich für die Entdeckung, daß die Bewegung etwas ganz Neuartiges enthält, gebraucht hatte.

Fraglos erweckte die Oxfordgruppe von Anfang an mehr Interesse als irgendeine der religiösen Bewegungen, die heutzutage in der Welt am Werk sind. Man erwähne die Religion in einer Durchschnittsgesellschaft und die Menschen schweigen frostig oder sprechen leichthin über ihre eigenen religiösen Theorien, die vom Tun und Glauben ihrer Väter meistens weit entfernt sind. Und das Gespräch verläuft bald im Sande, weil es nirgends hinführt.

Aber bringt man die Rede auf die Oxfordgruppe, fängt man an, von den Umwandlungen im eigenen Leben zu erzählen, die dadurch kamen, daß man es so machte wie die anderen aus der Gruppe, so wird man bestimmt Zuhörer finden. Sogar wenn man keine eigene Geschichte zu erzählen hat, wird man eine bereitwillige Zuhörerschaft finden, die begierig ist, von den Grundsätzen der Gruppe zu hören, wenn diese klar auseinandergesetzt werden.

Eines Abends wurde ich in New York zum Abendessen in einer „Flüsterkneipe“ eingeladen. Der letzte freie Tisch stand in der Mitte des heiteren Raumes. Die Kellner

stolperten in dem überfüllten Restaurant fast während des ganzen Abends beim Bedienen um unseren Tisch herum. Da wir hinter verschlossenen Türen saßen, die wegen der Streifzüge der Polizei verrammelt waren, die Getränke frei flossen und elegante Damen und ihre Begleiter lustig plauderten, war eine Art künstlicher Freiheit und Freundschaftlichkeit in der Atmosphäre, die in öffentlichen Restaurants nicht oft verspürt wird.

Unser Tisch machte es sich gemütlich, als plötzlich jemand das Gespräch auf die Oxfordgruppe lenkte und erzählte, wie diese etwas vom verlorenen Leuchten der christlichen Religion wieder erhascht hätte, wie die Menschen darin zusammen leben und arbeiten und ihre Erfahrungen und Schwierigkeiten teilen, und wie sie ihre eigenen Schwächen ablegen können durch absolute, stete Ehrlichkeit, zuerst sich selbst und dann ihren Mitmenschen gegenüber. Er sprach von einem neuen Geist in ihrem täglichen Leben, von ihrer vollständigen Hingabe an Gott, einschließlich ihres Geldes, ihrer Sorgen, ihrer Sünden, ihrer Zeit, und sagte, daß sie sogar einen Unterschied zwischen dem Vollbringen von Gottes Arbeit und Gottes Willen machen, indem sie Ihn nach Seinem Willen fragen und eine Antwort erhalten. Er erzählte Geschichten, die in den Gemütern der Anwesenden ihr eigenes religiöses Bedürfnis wachriefen.

Unsere Kellner fuhren zuerst in ihrer Geschäftigkeit fort, wurden immer langsamer und verschwanden zuletzt. Eine Gesellschaft am gegenüberstehenden Tisch erhob sich und ging. Andere folgten. Aber das Gespräch an unserem Mitteltisch ging fröhlich weiter und war noch immer ganz der Oxfordgruppe und ihrer Ausdauer im Christentum gewidmet, das sich jedem erschließt, der es mit ganzem, anstatt nur mit halbem Herzen versucht.

Nun waren alle Tische außer dem unserigen verlassen; der Raum leerte sich rasch. Und noch immer debattierte man am letzten Tisch in der Mitte des Lokals über die Oxfordgruppe und ihre Rückkehr zum Christentum des ersten Jahrhunderts. Und als sich unsere Gesellschaft als letzte erhob, wurde sie mit einer Sondergebühr pro Kopf belastet, nicht weil die Zeitgrenze in dem Lokal überschritten worden war, sondern weil wir vergessen hatten, Getränke zu bestellen!

Das ist die Art des Interesses, das die Oxfordgruppe am Anfang immer erweckt. Zuerst erheben solche, die sich interessieren, Opposition, wenn sie innewerden, was die Lehre in ihrem eigenen Leben bedeuten würde, wenn sie ihrem Gebote folgten. Einige halten sich zurück, weil gelehrt wird, daß man einander gegenseitig seine Sünden bekennen solle, und bedenken nicht, was Loudon Hamilton sagt: „Es gibt wenig Leid, das demjenigen Leid gleichkommt, das man empfindet, wenn man in einer Gruppe von Menschen arbeiten muß, die einander nicht kennen, nachdem man vorher in einer Gruppe von Menschen arbeitete, die einander wirklich kennen. Ich glaube, daß heutzutage der verhängnisvollste Mangel im ganzen Bereich des christlichen Lebens wirkliche Kameradschaft in der Zusammenarbeit ist.

„Wir müssen den Geist der Kameradschaft wieder einfangen. Wir müssen das Geheimnis lernen, wie man zusammen leben und arbeiten kann. Die Bedingung dafür ist absolute und immerwährende Ehrlichkeit, zuerst uns selbst und dann anderen gegenüber. Wir müssen bereit sein, nicht nur unsere Zeit, unser Heim, unser Geld zu teilen, sondern auch unsere Masken abzunehmen und unsere moralischen und geistigen Schwierigkeiten bloßzulegen. Es kann keine bleibende Team-Arbeit getan werden, außer wenn die Team-

Mitglieder einander so gut wie möglich kennen. Wir müssen lernen, das Team in der Mitte so zusammenzuschweißen, daß nichts Trennendes zwischen dem einen und anderen bleibt und auch kein Widerstand gegeneinander, der nicht ernstlich ans Licht gezogen wird.“

Das war während fast eines Jahres der größte Stein des Anstoßes für mein Verständnis der Oxfordgruppe. Eine Zeitlang hatte ich die Gewohnheit, in der Unterhaltung alle meine Gedanken über jedes Thema jedermann frei zu enthüllen. Nach einiger Zeit merkte ich, daß dies feindlich auf mich zurückwirkte. Dann ging ich zum anderen Extrem über und wurde überaus verschlossen, mit gelegentlichen Anwandlungen von Redseligkeit, wenn das Thema unverfänglich war. Und dann mußte ich durch eine lange, lange Zeit voller Mühen und Wirrnisse gehen. Da ich nicht bemerkte, daß ich zu einem Zweck in der Welt war, der vielleicht nicht zu meinem unmittelbaren Behagen dienen mochte, empfand ich die mir auferlegte Anstrengung schwer, eine Anstrengung, die vielleicht gemildert worden wäre, hätte ich erfaßt, daß das Ziel nicht Behagen, sondern Charakterbildung, nicht Vergnügen, sondern Vervollkommnung ist, daß wir hier vervollkommenet werden müssen, um einen Platz in Gottes vollkommenem Reiche erhalten zu können.

Während dieser Periode hatte ich ein Gespräch mit einem der Gruppenleiter, der mich fragte, ob ich je einem anderen Menschen ein vollständiges Bekenntnis abgelegt hätte. Ich verübelte ihm diese Frage. Ich fand, daß, wenn er gottgeführt gewesen wäre, worauf er sich berief, dies die letzte Frage war, die er mir hätte stellen können. Er konnte die Geschichte Hiobs nicht gelesen haben, der, nachdem er durch Schwierigkeiten gegangen war, die er sich nicht selbst geschaffen hatte, noch mit blinden, wohlmeinenden Freunden

kämpfen mußte, die sich alle Mühe gaben, ihm zu zeigen, wie tadelnswert er war. Ferner schien mir das Bekennen ganz gegen meinen eigenen Kirchenglauben zu gehen, außer dem Bekennen Gott gegenüber, was ich schon mehrmals getan hatte. Ich hatte damals noch nicht erfaßt, daß er sich nicht aus eigener Neugier für meine Vergangenheit interessierte, sondern zu meinem Wohle, weil er wußte, daß es ohne das Bekenntnis selten wirkliche Befreiung gibt. Er sagte, viele Menschen hätten sich durch ihr Widerstreben, ihre Schwierigkeiten mit anderen Menschen zu teilen, von Gott getrennt. Ich erzählte ihm, wie man mir einst beigebracht habe, daß es wesentlich sei, als Erwachsener getauft zu werden. Doch, als ich diese Erfahrung durchmachte, fühlte ich mich nach der Taufe keineswegs besser als zuvor. Die Konzentration auf einen einzigen Bestandteil des christlichen Lebens, sei es nun Taufe, Abendmahl oder Bekenntnis, werfe das christliche Leben aus dem Gleichgewicht.

Ich hatte schon Frank ein oder zwei bedauerliche Dinge aus meinem Leben erzählt, die nun erledigt waren, für die ich Vergebung erfleht und erhalten hatte. Das war gut genug. Ich fühlte mich aber dadurch nicht besser und empfand keine Aufmunterung, tiefer in meine Vergangenheit einzudringen, um den kostbaren leuchtenden Glanz und Frieden zu erhalten, an denen es allen so sehr lag. Zwar hatte ich bei mehr als einer Gelegenheit etwas von jener Freude erfahren, die sie zu besitzen behaupteten. Vielleicht war mir sogar ein größeres Maß des göttlichen Geistes zuteil geworden als manchen anderen in der Gruppe.

„Aber gelingt es Ihnen, Menschen zu gewinnen?“

Der verwünschte Cleve Hicks mit seiner Beharrlichkeit! Das konnte ich nicht. Ich wußte ja, daß wahre Christen an ihren Früchten erkannt werden. Man

dachte doch, daß man sein Licht hin und wieder ein wenig habe scheinen lassen. Das war sicherlich genug. Nun wieder diese unaufhörliche Frage über das Gewinnen anderer Menschen! Cleve sagte, er hätte erst, als er zu einem Menschen ging, den er beleidigt hatte — wobei er auch an Zeit ein großes Opfer brachte — zum erstenmal jemand für Christus gewonnen. Nun, auch ich hatte einen solchen Bußgang getan. Aber ich sah die Notwendigkeit restlosen Mitteilens noch immer nicht ein. Ich zog es vor, abzuwarten. Ich hatte manchen Vorbehalt.

Nach und nach verschwanden diese Vorbehalte, obschon der Widerstand gegen das Mitteilen blieb. Anstatt abzunehmen, nahm er zu, je mehr sich meine Reisen mit dem Team ausdehnten. Aber um mich herum ging es weiter mit dem Mitteilen. Das war etwas anderes als das Zusammensein mit Menschen, die fortwährend mit ihrem Geschäftserfolg, ihrem Journalismus, ihrer Reklametätigkeit, ihrer Fähigkeit, einen guten Witz mit einem noch besseren zu schlagen, oder mit dem fünfzehnten Loch (beim Golfspiel) prahlen, oder als das Sprechen über die schlechten Eigenschaften eines gemeinsamen Freundes, wie es so viele gute Leute eifrig tun.

Ferner blieb mir immer das Unbehagen darüber, daß ich etwas mehr auf meiner Kappe hatte, als ich mit einem Ruck bekennen mochte; und ich war mir bewußt, daß ich mich in letzter Zeit in meinem Glauben nicht sicher gefühlt hatte und nichts von der inneren Entzückung empfand, die aus dem Heiligen Geiste fließt. Einst, lange ehe ich der Gruppe begegnet war, hatte ich oft ein solches Erlebnis, besonders, wenn die Umstände am schwersten waren.

Diese religiösen Erfahrungen waren nicht immer gleich. Oft war es, als ob im Inneren ein goldener Brunnen springe. Ehe das weiße Licht aufleuchtete,

als ich das Johannes-Evangelium las, fühlte ich ein unerträgliches Weh, von dem mir schien, daß es durch keine menschliche Freude ausgelöscht werden könne. Doch dann löschte die Empfindung des springenden goldenen Quells dieses Weh aus und gab mir eine wunderbare Bestätigung dieser Botschaft. Das war lange, ehe ich dazu kam, eine Verbindung zwischen dieser leiblich-geistigen Erfahrung — diesem wahrnehmbaren Zeugen des Geistes — und den geheimnisvollen Worten, die Jesus an die Frau am Brunnen richtete, zu erfassen: „Das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet.“

Andere Male wich die Vorstellung dieses spielenden Brunnens einem ebenso ekstatischen mystischen Brennen und Glühen, das einen Schritt vorwärts auf dem christlichen Pfad bedeutet und die innigen Worte der Jünger, nachdem sie dem auferstandenen Christus auf der Straße nach Emmaus begegnet waren, verständlich machte: „Brannte nicht unser Herz in uns, als Er mit uns redete auf dem Wege?“

Eine andere meiner religiösen Erfahrungen fand ich in der Bibel nicht beschrieben. Gelegentlich schien es, als fühle ich einen goldenen Draht von zartester Feinheit auf dem ganzen Körper aufgespannt, der eine himmlische Melodie auffing. Ich machte diese Erfahrung, als ich die Grundsätze der Bewegung in Toronto im Hause des bekannten lebenswürdigen kanadischen Geistlichen Dr. Powell beschrieb.

Und vorher erlebte ich es einmal, als ich alle meine Hemmungen beiseiteschob und einem meiner Freunde in der Gruppe einige der unglücklichsten Niederlagen meines Lebens mitteilte. Auf diese Weise erlebte ich — nachdem ich durch die Taufe oder das Heilige Abendmahl keine bemerkenswerte Belebung erfahren hatte — fast sofort das Glühen und Brennen des Heiligen

Geistes, nachdem ich mich offen mitgeteilt hatte, obwohl es noch mehr auszusprechen gab und ich noch immer eine vorsichtige schottische Politik übte und nicht alle meine Sünden in einen Korb legen wollte. Das heißt nicht, daß die religiöse Erfahrung des einen genau so sein müsse wie die eines anderen, da wir uns auf den verschiedensten geistigen Stufen befinden mögen und die Menschen von meinem Typus wahrscheinlich viel mehr Ermutigung brauchen, um als Erstes und Letztes das Königreich Gottes zu suchen.

Einige empfangen das Zeugnis des Geistes bei der Konfirmation, bei der Bekehrung, beim Heiligen Abendmahl oder bei der Taufe und andere, wie ich durch Erfahrung weiß, durch das Mitteilen.

„Wer sich beharrlich weigert, sich mitzuteilen, wird nie zu vollem Verständnis kommen. Aber laßt einen solchen Menschen mit dem Mitteilen anfangen, und er wird eine Kameradschaft entdecken, die die Macht Christi mit zwingender Gewißheit offenbart . . .

Es gibt einen Hunger nach Freundschaft mit Gott und den Menschen; und es sind viele, die diesen Hunger in sich und in anderen gestillt fanden, auf dem Doppelweg des Bekennens und des Zeugnis-Ablegens.“

*

Mit dem Prinzip der Führung hatte ich fast ebensoviel Mühe. Ein- oder zweimal fand ich, daß dieses Prinzip sich in der Praxis gut bewähre; aber dann konnte ich während einiger Zeit keinen Fortschritt damit machen. In einer Gruppe von Menschen zu sein, die sich in jedem Augenblick hinsetzen konnten, um die Gedanken niederzuschreiben, die kamen, wenn sie zu Gott beteten, war verwirrend und brachte mich oft in Verlegenheit. Eines Tages bat mich einer aus der Gruppe zum Mittagessen und eröffnete mir später, daß er geführt worden sei, mir einen Scheck über zehn Pfund auszuschreiben. Worauf er sein Scheck-

buch herauszog und im Begriff war, mir das Geld auszuhändigen. Das war ein Mann, der von Glauben und Gebet lebte, eine Frau und zwei Kinder aus derselben Quelle ernährte und mir nun sogar etwas von seiner Habe anbot.

Mein Freund steckte den Scheck zunächst wieder in die Tasche. War seine Führung richtig oder falsch? Die Antwort ist, daß mir seine Eröffnung die Möglichkeit gab, ihm etwas zu enthüllen, das mir damals ein brennenderes Bedürfnis war, als Geld, und was ich nie hätte enthüllen können, wenn er das nicht getan hätte. Das bewirkte eine Kette von erstaunlichen Konsequenzen, die noch nicht abzusehen sind.

Ehe ich mit der Gruppe in Berührung kam, ging ich einst durch Whitehall, als mir plötzlich eine Stimme sagte, ich solle zwei Kindern in Neuseeland Geld schicken. Ich gehorchte, und das Geld, das wirklich gebraucht wurde, kam sechs Wochen später an, gerade vor dem Tod ihrer verwitweten Mutter, deren plötzliche Erkrankung ich nicht hatte voraussehen können.

Eine andere Erfahrung erleuchteter Führung machte ich bald, nachdem ich Frank begegnet war, als die Beharrlichkeit, mit der er versuchte, seine Freunde dazu zu bringen, geistliche Familien zu gründen, mir noch immer zu schaffen machte. Wußte er nicht, daß die Religion ein viel zu heiliger Stoff ist, um darüber mit jedermann zu sprechen? Man könnte ja Perlen vor die Säue werfen. Frank wußte all das und sagte, daß wir in der Frage der Lebensumwandlung Führung suchen müßten, uns aber immer bewußt sein sollten, daß nichts zu heilig sei, um Menschen zu helfen.

Der Name eines einst erfolgreichen berufstätigen Mannes kam mir in der letzten Zeit sehr oft in den Sinn. Es fiel mir ein, daß hier eine ausgezeichnete Gelegenheit bestand, in einem schwierigen Fall zu helfen. Ich

beschloß, Franks Rat zu folgen und diesen Mann zu besuchen, obschon ich nicht sicher war, wo er zu finden sei. Die letzte Begegnung hatten wir in Lincolns Inn, nicht weit von High Holborn. Einige Monate vorher hatte ich ihn in einem anderen Teil der Stadt getroffen. Ich betete, lauschte auf die Führung und hoffte halb, wieder einen so erleuchteten Gedanken zu bekommen, wie in Oxford. Das Wort, das mir nun in den Sinn gegeben wurde, war „Temple“, aber daran schien nicht viel von Erleuchtung zu sein.

Ich ging langsam durch die Fleet-Street, wartete am Ende von Middle Temple Lane und wunderte mich, ob ich dort dem Manne begegnen würde, den ich im Sinn hatte, da ich davon überzeugt war, daß keine irdische Möglichkeit dafür bestehe, ihn dort aufs Geratewohl zu treffen. Es war ungefähr ein Uhr mittags. Eine halbe Stunde lang beobachtete ich die Londoner, wie sie hin und her gingen, und sagte dann zu mir selbst: „Du halsstarriger Esel stehst hier mitten in London und meinst, jemand zu begegnen, mit dem du keine Verabredung getroffen hast, der nicht hier arbeitet, und den du nur einmal in deinem Leben an dieser Stelle gesehen hast.“

Aber dann kamen bestärkende Gedanken. „Wenn etwas los ist mit dieser Führerei von Frank und seinen menschlichen Ingenieurplänen, wie es früher schon einmal den Anschein hatte, dann kann die Vorsehung diese Probe sicher bestehen, da ich mich ja ehrlich bemühe, die Wahrheit zu erkennen, indem ich jemandem helfen möchte, der sich wahrscheinlich in großer Not befindet.“

Ich wartete wieder zehn Minuten. Unter gewöhnlichen Umständen wäre ich nun zur Erholung nach Lincolns Inn Park gegangen oder hätte irgendwo geluncht, da ich ein wenig Zeit hatte und nicht gleich ins Bureau zurückkehren mußte. Eben, als ich im Be-

griff war, wegzugehen, kam mir eine plötzliche Eingebung, deutlich, strahlend, in Form und Art genau so wie der Geistesblitz damals in Oxford und ganz verschieden von meinen gewöhnlichen menschlichen Gedanken. Die Botschaft dieses plötzlichen strahlenden Gedankens war dringlich und befehlend:

„Geh jetzt direkt zu deinem Bureau!“

Doch warum? Ich hatte keinen Wunsch oder Grund, gerade jetzt zurückzukehren. Doch kehrte ich um und lief die Straße hinunter, und als ich mich in die Seitenstraße begab, die zu meinem Bureau führt, bog gleichzeitig mit mir der Mann, den ich gesucht hatte, in diese Straße ein. Und nun gingen wir Seite an Seite die Allee hinunter.

Ich war überrascht und doch nicht wirklich überrascht. Ich fühlte, daß es gerade so kommen mußte. Es war zum allermindesten ein erstaunliches Zusammentreffen. Etwas aufgeregt fragte ich meinen Freund, ob er mich suche oder an mich gedacht habe. Vielleicht hatte unsere Begegnung etwas mit Telepathie zu tun. Er sagte: „Nein.“ Er hatte jemand treffen wollen beim Temple — das Wort, das ich in der Führung bekommen hatte — und wartete am Eingang, aber auf der anderen Seite, als wo ich gestanden hatte. Ich hatte ihn schon früher einmal in Fleet-Street angetroffen; so konnte die jetzige Begegnung bloß ein glücklicher Zufall sein. Aber trotzdem war es höchst merkwürdig, daß ich ihn an einem Ort und zu einer Stunde traf, die mir durch einen erleuchteten Gedanken offenbart worden waren, gerade als ich diese neue Theorie ausprobieren wollte.

Ohne diese plötzliche Eingebung hätte ich mich anderswo befunden und wäre ihm an diesem Tage gar nicht begegnet. Wieder fühlte ich, daß Franks „Führung“ nicht nur Täuschung war.

Während der nächsten Woche sah ich meinen Freund oft, aber ich fürchte, daß meine weiteren Bemühungen um ihn merkwürdig „ungeführt“ waren, denn ich entdeckte nichts von einer großen Veränderung in seinem Leben. Und wahrscheinlich entdeckte auch er nichts davon bei mir.

War das Führung oder Zufall? Abgesehen von der Einsicht über mich selbst, die ich dadurch erhielt, kann ich kein günstiges Resultat verzeichnen. Ich beschrieb diesen Vorfall einem der Männer der Gruppe, der mich darauf aufmerksam machte, daß die Kunst der Lebensumwandlung nicht eine Kunst sei, die man durchaus so schnell praktizieren müsse, wie man eine neue Geschichte zustande brächte. Es sei dabei unendlich viel Takt und Geduld nötig, die Bereitwilligkeit, einem Menschen zur Seite zu bleiben und dies nicht nur pflichtgemäß zu tun, sondern es liebevoll als eine erwünschte Gelegenheit zum Helfen zu betrachten; man müsse bereit sein, eine Stunde, einen Tag, ein Jahr, eine Lebensdauer zu opfern für seine Befreiung, wenn es die Führung verlange. Die ungestüme Methode des Journalismus könne vielleicht oft mit Erfolg für das Reich Gottes angewendet werden, doch nicht immer; und es war anzunehmen, daß ich es eiliger hatte als Gott. Ich solle jeden Fehlschlag als eine Gelegenheit zum Lernen nehmen; jeder Stoß müsse zur geistigen Übung dienen. Jeder Fehlschlag, jedes Mißlingen müsse zu einer Lehre für weitere Fortschritte werden. Wie Christus in Gethsemane den Zorn der Welt auf sich nahm, müssen auch wir bereit sein, alles anzunehmen, was uns in den Weg tritt, und den Angriff so umzulenken, daß er dem göttlichen Königreich und unserer Entwicklung dient.

*

Zunächst blieb die Führung für mich eine schwankende Sache. Zeitweise wollte ich versuchen, am Morgen

eine regelmäßige Schweigezeit innezuhalten, um Führung zu erlangen, und oft erhielt ich klare Ideen über das, was getan werden sollte. Aber die wichtigste Eingebung, die ich brauchte, für den nächsten großen Schritt, den ich zu tun hatte, entschlüpfte mir in der regelmäßigen Schweigezeit immer. Ich beobachtete, wie die Gruppe auf Gott lauschte. Zuerst fühlte ich, daß die Frauen für eine klare Führung empfänglicher seien als die Männer; einige der erfahrenen Damen der Gruppe schienen jede ihrer Handlungen unter das Prinzip der Führung zu stellen. Eines Abends bat ich eine Neuankommende in Calvary-Church, sich einer anderen Dame, Mrs. Lee Vrooman (der Frau eines Freundes in Calvary), auf der anderen Seite des Saales, vorzustellen, während ich ein Gespräch weiterführte. Sie kam gerade in dem Augenblick, als Mrs. Lee Vrooman still auf eine spezielle Führung darüber wartete, was sie tun sollte. Dieser Kontakt hatte erstaunliche Wirkungen. Aber noch immer hatte ich keine besondere Führung für mich. Ich schien auf einen einsamen Weg geraten zu sein.

An einem Calvary-Abend begegnete ich Dr. Philip Marshall Brown, Professor der Internationalen Rechte an der Universität Princeton. Ich erinnerte ihn daran, wie ich seinen Wagen erstürmte, als er Oxford verließ, und mit ihm im selben Abteil saß auf der Reise nach London.

Inspiriert durch die Lehre der Gruppe über das Verzeihen, hatte er seinem Nachbarn einen Besuch gemacht und eine Zwistigkeit beseitigt, die sie ein Jahr lang getrennt hatte. Aber wie waren die Erfahrungen des Professors mit der Führung? Das wollte ich wissen. Der Professor ist eine überragende Erscheinung, physisch und intellektuell. Er hat einen feinen Kopf und einen klugen, umfassenden Verstand. Nein, er war nicht daran gewöhnt, besonders erleuchtete Ge-

danken, die sich von anderen Gedanken unterschieden, zu erhalten, aber er war ganz überzeugt davon, daß er geführte Gedanken erhalte. Tatsächlich hatte er die Gewohnheit angenommen, zu irgendeiner Zeit so gut wie am Morgen eine Stille Zeit zu halten. Gerade am Tage zuvor hatte ihn jemand um Hilfe in einer Schwierigkeit gebeten, und zusammen hatten sie auf Gottes Führung gelauscht. Nachher las er die Gedanken, die ihm in dieser weihvollen halben Stunde kamen, und war ganz zuversichtlich, daß diese Gedanken geführte Gedanken seien.

Ich wartete auf besondere Führung für meinen nächsten größeren Schritt. Noch immer kam sie nicht. Ich wurde störrisch und ein wenig skeptisch über die Führungsidee, die ich Cleve Hicks gegenüber kritisierte. Cleve sagte, er verstehe meine Bedenken. Als er die Leute zum erstenmal in einer Schweigezeit sah, hatte er gedacht, sie seien „verrückt“.

„Versuchen wir jetzt eine Schweigezeit!“ sagte der unbeirrbare Cleve. Wir versuchten es. Ich mit den alten Resultaten. Er las mir seine Führung vor und gab mir sein Blatt. Er wird erstaunt sein, dasselbe in einem Buch zu entdecken, das „nur für Sünder“ ist. Hier folgt, was er schrieb:

„Wo sie hingingen, da gingen sie stracks vor sich; sie gingen aber, wo der Geist sie hintrieb; und durften sich nicht herumlenken, wenn sie gingen“ (Hesekiel 1, 12).

Vertraue dem lebendigen Gott, und Er wird dir deines Herzens Wunsch erfüllen.

Gott führt dich in allen Dingen, sogar in der Auswahl von Texten. Traue Ihm in allen Dingen.

Sage deiner Mutter, deine Bemerkungen über . . . täten dir leid. (Cleves Mutter starb bald darauf.)

Befiehl dem Herrn deine Wege, und Er wird deinen Weg lenken.

Sprich mit Ray Purdy über das Gefühl der Niedergeschlagenheit, und wie solche Dinge entwirrt werden. Gott wird alles führen. Hüte dich vor billigem Optimismus.

Nimm ein College durch Sturmangriff.

Sei generöser gegen diejenigen, die anders sind als du.

Russells Zukunft liegt in Gottes Hand — das Gute geht schnell verloren, wenn man nicht nach dem Besten trachtet.

Gehe der Sünde auf den Grund und suche den Weg, auf welchem Gott uns aus den Schlingen des Bösen befreit.

Fortwährendes Gebet. Ein viel tieferes Gebetsleben. Eine neue Reise nach dem Süden ist richtig. Bete um Geld dafür.

Fasse deine Sünden ins Auge, nenne sie mit Namen und übergib sie Gott.

In der Liebe ist kein Drängen. Sie ist eine freiwillige Antwort auf eine unendliche Liebe, die jedes Bedürfnis stillt.

Russells Zeit in Amerika wird reich gesegnet werden. Lernt, einer des anderen Bürde zu tragen. Laßt Gott es tun. Wo wir mit dem Herzen dabei sind, fühlen wir keine Anstrengung.“

Was man auch über dieses Muster von Führung denken mag — über die Qualität des Lebens, das der Mensch führt, der sie niederschrieb, kann man nicht verschiedener Meinung sein.

Trotz allem hatte ich noch immer einige Zweifel über die Frage der Führung und über die Möglichkeit, sie jederzeit zu erhalten. Vielleicht, weil ich noch nicht alle Sünden überwunden hatte, die mich anfochten. Indem ich wartete, wurde ich gleichgültig, und bis ich bemerkte, daß das geschah, war ich schon ein gutes Stück vom Quell der Führung abgerückt.

Ich war voller Gewissensbisse, in hohem Grade selbst kritisch und reuig und bat deshalb wieder um Leitung, ohne mich in bezug auf die Führung sehr zuversichtlich zu fühlen, da ihr Kommen so unbeständig und unbefriedigend gewesen und der Stand meines religiösen Lebens ein so niedriger war.

Dann kam plötzlich ein Blitzstrahl und zeigte mir, wie dieses Buch geschrieben werden sollte, und ein zweiter, der mir den Titel „Nur für Sünder“ anzeigte. Nun war der richtige Zweck meiner Amerikareise klar ersichtlich. „Das ist gut. Es schreckt auf wie eine Klingel,“ war die Meinung der anderen, als ich ihnen erzählte, was ich im Sinn hatte. Dieser Einfall kam nicht wie ein erleuchteter Gedanke oder ein unhörbares Flüstern zu mir, sondern als ein plötzliches Drängen in meinem Geist.

Und dann hatte ich eines Tages zu entscheiden, welchem von drei Wegweisern ich folgen müsse. Meine Nachforschungen über die Oxfordgruppe waren so gut wie beendet, meine Geschichte war geschrieben. Ich war frei, um es wieder mit dem Materialismus zu versuchen. Sollte ich der Wegweisung folgen, die mich nach Florida wies, oder der zweiten, die mich zu einer neuen Unternehmung auf den Britischen Inseln führen wollte, oder der dritten (und verlockendsten), die mich auf ein verheißungsvolles Arbeitsfeld führen wollte, das sich wunderbarerweise mitten in Manhattan auftat? Zuletzt gab ich den Versuch auf, das Problem zu lösen, und überließ es schließlich dem Gruppenprinzip der Führung, am letzten entscheidenden Tag.

„Rühre nicht daran!“

Es war nichts Mißzuverstehendes an der Art und Weise, wie diese drei warnenden Worte in meinem Ohr summten, gleich einer Schar Heuschrecken. Sie schwirrten laut und warnten — warnten mich, nichts

zu unternehmen, was mich in den nächsten paar Tagen hätte nach England zurückführen können. Ich zog, der Führung folgend, Erkundigungen ein und fand wirklich einen Haken in dem Angebot, das ich im Begriff gewesen war anzunehmen. Das hieß England für einige Zeit den Rücken kehren. Nun blieb die Wahl zwischen einem Wolkenkratzer in Manhattan und einem Aufenthalt im Paradies der Millionäre um Palm Beach herum. Wieder Führung — aber keine schrillen Warnsignale. Doch Führung, beides — Florida und Manhattan — aufzugeben.

Aber wie — das war doch absurd! Man konnte doch nicht alles von sich weisen. Und es war nun der letzte Tag für die Entscheidung. Wenn keine positive Führung kommen wollte, würde ich ohne sie entscheiden. Langsam und nachdenklich ging ich zurück zum Hotel. Da — eine Überraschung! Ein dringendes Telegramm aus London. Ob ich das nächste schnelle Schiff nach Oxford benutzen wolle? Unterschrieben: „Frank.“

So war die Führung nun wieder da! Vielleicht gerade die Führung, die ich brauchte. Sie gab mir die Möglichkeit, einige Fragen zu stellen, die ich undeutlich als notwendig empfunden hatte, zur Vervollständigung meiner Forschungen über die Oxfordgruppe.

*

Eine trübe Überfahrt Mitte März. In Brown's Hotel von Frank willkommenegeheiß, fand ich ihn bei der Unterhaltung mit neuen Mitgliedern der Gruppe, die durch Artikel, die ich im Sommer geschrieben hatte, herbeigeführt worden waren.

Bei ihm war „Sherry“ Day, den ich immer als Franks Schatten und Ergänzung betrachten muß, da er manchmal hinter ihm her und manchmal vorausgeht und ihm den Weg bereitet zu einer Hauspartie in irgendeiner Ecke der Welt, wohin die Gruppe sich gerade aufmacht.

Sherwood Day ist jetzt ein Presbyterianerpfarrer. Er war Student der Theologie, als er Frank in der Hartford-Stiftung, Connecticut, vor vielen Jahren kennen lernte. Seither hat er Frank auf den meisten seiner Weltreisen begleitet. Einst fragte ich Sam Shoemaker nach dem besten Christen der Gruppe.

Sam schaute mich fröhlich an.

„Wenn Sie den selbstlosesten meinen, muß die Antwort ‚Sherry Day‘ heißen. Es ist erstaunlich, was für ein selbstloser Kerl er ist. Ich will Ihnen ein Beispiel erzählen. Wir waren in Indien und hatten uns vorgenommen, abends auszugehen, konnten aber keinen Diener finden. Alle unsere Schuhe waren schmutzig. Nun bemerkten wir auf einmal, daß Sherry Day stillschweigend verschwunden war. Nachher kam er ebenso stillschweigend wieder. Als wir in unsere Zimmer kamen, fanden wir unsere Schuhe geputzt — sieben Paare. Ich fragte Frank: ‚Wer hat diese Schuhe geputzt?‘

Er lächelte vielsagend. ‚Wissen Sie das nicht?‘

„Das“, sagte Sam, „ist die Art der Menschen, die Frank um sich hat.“

Drei von fünf Malen traf ich Sherry Day, wie er gerade ein Schiff nach England, Amerika oder sonst irgendwohin bestieg, beim vierten oder fünften Male war er gerade daran, jemandem aus der Not zu helfen. Immer ist er bereit, etwas für jemand zu tun und lieber etwas Nützliches als etwas Aufseherregendes, ob schon er auch bereit wäre, in Glauben und Gebet bis ans Ende der Welt zu pilgern.

„Wie schön doch das Leben in der Gruppe ist!“ sagt Sherry immer.

Sherry weiß instinktiv, was zu tun ist, bei allem, was in einem Team auftauchen kann, weil er absolut selbstlos und hingegeben ist.

Als er Frank zum erstenmal begegnete, war die Überwindung schlechter Gedanken ein täglicher, harter Kampf für ihn. Je härter er kämpfte, desto mehr wurde er besiegt. Frank zeigte ihm, daß im Kampf zwischen der Einbildungskraft und dem Willen die Einbildungskraft siege; daß die Einbildungskraft auf die Güte und auf die Hilfe für andere Menschen und auf Gott konzentriert werden müsse, so daß die bisher schlecht verwendeten Energien für ein glückliches, nützliches und befriedigendes Leben verwendet werden.

„Anstatt durch die Versuchungen abgelenkt zu werden, kann ich nun dem Teufel eine Nase drehen,“ sagte mir Sherry. „Es war nicht ein Trick, den ich lernte, sondern die einfache Wahrheit, daß Christus, der durch die gänzlich hingeebene Seele wirkt, ihr ermöglicht, ihre eigenen Schwächen zu überwinden, indem sie anderen, die auch mit der Versuchung ringen, hilft.“

Sherry findet, Frank eile ihm in der Entwicklung immer voraus, denn er ist der natürliche Führer. Aber Sherry hat eine wunderbare Leichtigkeit, die Grundsätze zu erläutern, die Frank formuliert. Er erklärte mir, wie es dazu gekommen sei, daß das Prinzip des Mitteilens in der Bewegung einen so hervorragenden Platz einnehme.

„Während wir als reisendes Team in China waren, merkten wir manchmal, daß zwei von uns die Köpfe zusammensteckten, um kritische Bemerkungen über einen Dritten zu machen. Um diesem Zustand ein Ende zu machen, beschlossen wir, unsere Kritik eher der betreffenden Person selbst als jemand anderem mitzuteilen. Ferner teilten wir uns nicht nur unsere eigenen Fehler mit, wenn sie ihren Kopf hervorstreckten, sondern wir suchten Führung darüber, wie wir unsere Meinungsverschiedenheiten beenden und das Team in idealer Kameradschaft zusammenfügen

könnten. Obschon Frank schon alle Prinzipien ausgearbeitet hatte, ehe er ‚the Church of the Good Shepherd‘ (die Kirche des guten Hirten) verlassen hatte, bedurfte es solcher Krisen, um dieselben gemeinsam zur Anwendung zu bringen. Und sie haben sich glänzend bewährt.“

Sherry sagt, zehn Jahre Zusammenleben mit Frank hätten ihn dazu gebracht, seinen alten geteilten Willen umzuwandeln und dafür ein neues geeintes Leben zu erhalten, das ihm viel mehr Freude brachte, als er es je für möglich gehalten hätte. Eines seiner typischen Gebete heißt: „Laß mich müde werden durch Fürbitten und Dienen und nicht durch Abwehrkämpfe.“

In allen Teilen der Welt war er bei Frank oder in seiner Nähe, wenn Menschen den Akt der Umkehr vom Selbst zu Gott durchmachten. „Es müssen Tausende von Menschen sein,“ meint er. „Allerdings mögen einige davon später geistige Kolik bekommen, wie Frank es nennt, und sich für einige Zeit aus dem Staube machen, vielleicht um wiederzukehren, wenn sie sich besser fühlen — genau wie es Kinder machen. Es ist eine so schwere und geduldheischende Arbeit, Menschen umzuwandeln und dafür zu sorgen, daß sie umgewandelt bleiben. Ich habe Frank zittern sehen vor Mühe und Leid. Wenige ahnen, was für eine schwere Aufgabe es ist, Menschen zu Aposteln zu machen — was die Lebensarbeit Christi war. Wenige werden ohne viel Mühe und Schmerz geboren. Immer muß es einen Petrus geben, der zuerst verleugnet, und einen Jakobus und einen Johannes, die zur Rechten und Linken, auf den besten Plätzen des Himmelreichs, sitzen wollen; und auch solche wie Judas, die nur kommen, um zu ver-raten.“

Als Sherry Theologiestudent in Hartford war, ging er einmal mit Frank durch die Hauptstraße, wo sie zwei Betrunknen begegneten. „Du nimmst Dich des

Einen an und ich des Anderen,“ sagte Frank zu Sherry, indem er seinen Mann am Kragen packte und ihn nach Hause brachte.

Sherry war nicht bereit für diese Aufgabe.

„Ich schaute Frank zu, wie er tat, was ich nicht tun konnte,“ erzählte er mir. „Er nahm seinen Mann mit nach Hause, und am nächsten Tag, als er mitten in einem Meeting war, hatte er einen seiner unwiderstehlichen Impulse, auf die Straße zu gehen, wo er seinen Betrunknen wiederfand, der nun ganz nüchtern war. Frank hat die geführte Angewohnheit, gerade dann aufzutauchen, wenn er gebraucht wird. Er brachte seinen Mann an jenem Tag auf den rechten Weg und zeigte mir dadurch, wie unbrauchbar ich in meiner Sache war. Ich fühlte mich wie ein junger Mediziner, der unfähig ist, in einem Notfall die geringste ärztliche Hilfe zu leisten. Frank erklärte mir, daß ich mich in einem solchen Notfall so hilflos fühle, weil meine Religion nicht aktiv sei. Und daß ich, wenn ich wirkliche Liebe zu den Menschen hätte, willig wäre, meine Versuchungen und meine heimlichsten Gedanken mit ihnen zu teilen, mich ihnen an die Seite zu stellen und mit ihnen und für sie zu arbeiten. Er sagte, daß jedermann die Wirklichkeit seiner Religion erproben könne, indem er prüfe, ob er bereit sei, Opfer für andere zu bringen. Er gab mir sofort eine Gelegenheit, die Probe zu machen, und ich merkte, daß mir nichts daran lag, nach China mitzukommen, wozu er mich einlud. In Wahrheit schreckte ich vor Franks allzu eingreifenden Methoden zurück, weil ich mein Leben eigenmächtig führen wollte. Ich wünschte entschieden nicht, mich ins Leben anderer einzumischen, denn ich wußte, daß es hieß, sich den kalten Winden auszusetzen, mitten unter den Gestrandeten — und daß es harte Arbeit und große Mühe war.“

„Aber Sie gingen doch?“

„Ja.“

„Und es kam zu Resultaten?“

„Ja. Das erste entscheidende Gespräch hatte ich mit einem Mann, der durch dasjenige Problem gehemmt war, das ich nun zu überwinden wußte. So teilte ich meine eigene Erfahrung ihm mit. Das hatte zur Folge, daß nun zwei Männer da waren, um Sünder zu bekehren, wo vorher nur einer gewesen war.“

„Und welches war die schwierigste Person, die Sie je umzuwandeln versuchten?“

Sherry glitt in Gedanken vorbei an der Reihe der umgewandelten Menschen, die Frank und ihm zugeführt worden waren, und sagte dann: „Der schwierigste Mensch ist derjenige, der so in seine Sünden verstrickt ist, daß er das Schuldbewußtsein verloren hat.“

Es war spät, als Sherry und ich mit dem Plaudern aufhörten, und er zog sich zurück, um ins Bett zu gehen. Am nächsten Morgen war er mit Tagesanbruch auf, und es ging wieder einmal fort mit einem Ozeandampfer an einen durch die Führung bestimmten Ort — eine Hauspartie in Briarcliff Lodge an der Hudson-Bay.

XVI

EIN VORBILDLICHES HEIM

Eine Bahnfahrt mit Frank nach Oxford ist genau so erquickend wie jede andere Erfahrung mit dieser lebendigen Persönlichkeit: ihn zum Beispiel zu beobachten, wie er auf den Fahrkartenschalter lossteuert, wie er die Koffer aufgibt, wie er mit den Gepäckträgern umgeht (die ihm alle gut sind), wie er mit jedermann fertig wird, wie er am Abend sein Essen in einem Speisewagen dritter Klasse auswählt, nachdem er sich vorher in einem königlichen Schloß aufgehalten hat.

Oder man verbringe mit ihm eine Woche in Oxford, während er in Ken Twitchells gemütlichem Haushalt mithilft, „einem Haus Gottes“, wie Frank es nennt. Der Hausstand wird schon seit einigen Jahren durch Gebet und Glauben aufrechterhalten, nicht, ohne daß die Zukunft an manchen Tagen recht ungewiß ausgesehen hätte, wie durch einen Novembernebel, obschon sie mit ruhiger Zuversicht erwartet wurde. Doch gedeiht das Haus im Glauben weiter. Es kommt gerade genug Geld herein, daß es weiterbestehen kann. Und immer sind eine Menge Gäste zu bewirten, als ob ein regelmäßiges Einkommen da wäre oder ein reichliches Bankkonto.

Wenn Frank hereinkommt, scheint er einen erfrischenden Hauch des Geistes mitzubringen. Er ist religiöses Quecksilber an jedem Tag der sieben-tägigen Woche. Der Befehlston, der Ärger, die Reiz-

barkeit, die Pose, die Eitelkeit, der zu starke Tadel und das übertriebene Lob — alle diese Begleiterscheinungen einer „Diktatur“ fallen weg, wo Frank dirigiert — er vollbringt seine Arbeit etwas schneller und oft sehr viel wirksamer ohne diese Unausgeglichenheiten vieler großer Männer, die nicht Christus hingegeben sind.

Nur dadurch, daß er sich mit Männern und Frauen umgeben hat, die dasselbe Leben führen, konnte in kurzer Zeit so viel Arbeit geleistet werden. Jede Post bringt einen Haufen Briefe aus allen Teilen der Erde.

Man könnte denken, das Haus der Gruppe in Oxford sei das Zentrum eines internationalen religiösen Korrespondenzkurses — nur ohne Bezahlung. Nachricht über die seelische Not in einem großen Teil der Welt sickert durch den Briefkasten herein und wird mit kurzen, klaren, vertraulichen und stärkenden Antworten erwidert. Nicht mit Antworten, die lauwarm von guten Ratschlägen sind, sondern mit Botschaften, die den Empfänger zu Handlungen inspirieren, die wohltuend für ihn und andere sind. Vielleicht ist es eine Botschaft an einen jungen Mann, der seit kurzem in der Gruppe ist und an einem jener „Kolikanfalle“ oder an Wachstumsschmerzen leidet, denen wir alle unterworfen sind. Franks Erwiderung mag vielleicht eine Ermutigung zu ehrlicherem Mitteilen zu Hause enthalten und somit direkt an die Wurzel des anzunehmenden Übels greifen. Immer ist der Brief eine Mischung von unbeugsamer Anforderung und guter Kameradschaft.

Einer der ernstesten Briefe, die Frank sich je zu schreiben erlaubte, war an Menschen gerichtet, die sich weigerten, ihn in einer bestimmten Hilfsaktion für jemand, der in Not war, zu unterstützen. Frank sagte, ihre Weigerung, dort Hilfe zu leisten, wo sie gerade dringend gebraucht werde, könne sie in einen Knäuel von Schwierigkeiten verwickeln, die in diesem Augen-

blicke noch gar nicht vorausszusehen seien. Aber es war trotzdem eine freundschaftliche Ermahnung, frei von Gereiztheit und Empfindlichkeit. Frank bemäntelt die Sache nie, wenn er merkt, daß seine Korrespondenten in Verblendung und Kompromiß stecken. Wenn der betreffende Mensch ein undiszipliniertes Leben führt, sagt er es ihm mit offenen Worten. Immer tritt er der Sünde unerschrocken entgegen. Das verlangt die Ehrlichkeit. Ohne sie ist das geistige Wachstum unmöglich.

Fünfzig oder sechzig Briefe am Tag zu diktieren, bedeutet nichts Unmögliches für Frank. Als er eines Abends in Genf nach einem ermüdenden Gruppenmeeting in sein Hotel zurückkam, sah er die hochaufgetürmte Korrespondenz aus allen Teilen der Welt. Er diktierte Ken Twitchell die ganze Nacht, bis um halb sieben Uhr morgens. Einer dieser Briefe bewirkte die Umkehr im Leben eines ungarischen Edelmannes, der dann als Folge davon die Gruppenarbeit in seinem eigenen Lande begann. Nach einem so anstrengenden Tag gibt Frank sich selbst zu, daß er müde sei, da er nicht mehr so schnell denken könne wie am Anfang, und doch ist er noch immer wie eine menschliche Dynamomaschine.

Während Frank seine Korrespondenz erledigt, lauscht er immer auf Führung für die Bedürfnisse anderer im Hause. Seine Fähigkeit, ein menschliches Bedürfnis im voraus gewahr zu werden, ehe die betreffende Person dieses Bedürfnis erkannt hat, oder ehe sie erreicht oder hergeführt werden kann, ist unheimlich. Ich arbeitete allein in meinem Zimmer. Plötzlich saß ich über einem Arbeitsprinzip der Gruppe, das ich nicht verstehen konnte, fest. Ich schaute auf und sah Frank eintreten.

„Ich war geführt, zu Ihnen heraufzukommen,“ sagte er.

Zuerst fragt man sich, ob das nicht einfach Zufall sei. Aber diese Zufälle begegneten mir immer wieder, und jeder, der Frank kennt, erzählt dasselbe. Daß er plötzlich von einem Lagerfeuermeeting zu einem nahen Zelt stürzte, wo ein Mann an Blinddarmentzündung schwer erkrankt war, wovon kein anderes menschliches Wesen etwas wußte, bewirkte, daß Ray Purdy zu Frank hingezogen wurde. Sherry Day wird nie müde, jene Geschichte zu erzählen, wie Frank, ohne einen Wink erhalten zu haben, auf die Straße eilte und dem Betrunknen der vorhergehenden Nacht begegnete. Alle seine Verbündeten kennen so viele Beispiele dieser ungewöhnlichen Eigenschaft Franks, daß sie nicht mehr davon überrascht sind. Sie wissen, daß er immer zur rechten Zeit erscheint oder sich sonst durch Telephon oder Telegraph mit ihnen in Verbindung setzen wird.

Wie der sprichwörtliche vielbeschäftigte Mann findet er immer Zeit für Extraarbeit. Da er weiß, daß die Lösung seiner eigenen Probleme als natürliche Folge die Lösung der Probleme anderer verlangt, sind seine Sinne fortwährend mit dieser altruistischen Pflicht beschäftigt, sei es nun, daß er sich in der Küche bei den Dienstboten dafür bedankt, daß sie ihre Arbeit im ganzen Hause beschleunigt haben, oder daß er einem einsamen Menschen irgendwo in der Stadt Narzissen schickt, daß er Oster- oder Weihnachtskarten vorbereitet, oder daß er gerade das richtige Wort findet, um der Hausfrau zu helfen, es einem befangenen Neuankömmling schon am ersten Abend behaglich zu machen. Er denkt an alle und alles. Wenn er zu Besuch kommt, kommt er nicht, um unterhalten zu werden, sondern um zu unterhalten. Seine ganze Erscheinung, seine breiten Schultern, seine weite Stirn, sein freies Lächeln wirken von vornherein wie ein Halt, der stark genug ist, um alle mitzutragen.

Frank handelt selten allein, sondern immer mit dem Gedanken, andere dabei zu trainieren. Er ist der natürliche Pädagoge, der die anderen oft belehrt, ohne daß sie bemerken, daß sie belehrt werden. Ein Besucher saß während einiger Tage mit in den Gruppenmeetings und beobachtete ihn bei der Arbeit, wie er den einen oder anderen fragte, wie er wohl ein bestimmtes Problem, das gerade auftauchte, lösen würde. Obschon Frank nicht immer alle Anwesenden fragte, beobachtete der Besucher nun, daß alle die Fragen ohne Ausnahme jedesmal auch an einen bestimmten Mann gestellt wurden. Es war anzunehmen, daß dies geschah, weil seine Ratschläge so gut waren. Das war der erste Gedanke des Besuchers, aber Frank richtete sich nach ihm nicht mehr als nach den anderen. Am Ende des zweiten Tages begriff der Besucher, was Frank im Sinn hatte — dieser Mann sollte die Leitung der Gruppe in Oxford übernehmen, während der Zeit, da Ken Twitchell in Amerika sein würde.

Franks Sekretäre sind alle Gruppenführer; er fühlt, daß dies so sein muß in Anbetracht der streng vertraulichen Natur seiner Arbeit und der Notwendigkeit, andere zur Weiterführung vorzubereiten, wenn er selbst einmal abgerufen wird. Es ist auch besser so, weil er nicht unbedingt selbst den Ausschlag geben will, nachdem er verschiedene Ansichten geprüft hat. Während des ganzen Tages unterstellt er die Entscheidung in wichtigen Angelegenheiten der Führung, die die Gruppe in den Schweigezeiten darüber bekommt. Wenn Ungewißheit besteht, wird eine weitere Schweigezeit angeordnet, in der dann bestimmt Einmütigkeit erreicht wird.

Theoretisch betrachtet, sollte eigentlich sofort eine einmütige Meinung erzielt werden können, wenn die Führung wirklich durch den Heiligen Geist kommt. Aber es gibt einleuchtende Begründungen dafür, wes-

halb dies nicht immer sein kann. Die Führung soll nicht als etwas Mechanisches betrachtet werden, sondern als etwas, das klargestellt werden muß durch die Vernunft, äußere Erweise und das erleuchtete Denken. Gott spricht durch alle Möglichkeiten unseres menschlichen Begriffsvermögens zu uns. Kein Mensch und keine Gruppe von Menschen ist unfehlbar, jedoch kann eine Gruppe von Menschen, die alle individuell Gottes Willen suchen und fest miteinander verbunden sind, am ehesten die deutlichste Führung bekommen, die möglich ist. Oft enthüllt Gott nur einen Schritt auf einmal. Oft müssen wir auf etwas losgehen, das nur der Wahrscheinlichkeit nach das Richtige ist, anstatt daß wir mit ganzer Sicherheit handeln können. Letzten Endes ruht die Führung auf einer Glaubensbasis, und wenn wir ehrlich ausführen, was uns Gott zeigt, läßt er uns nie im Stich, sagt die Gruppe. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen,“ ist der leitende Grundsatz.

*

Im Hause der Gruppe ist ein fortwährendes Kommen und Gehen. Einmal, als ich beim Schreiben in meinem Zimmer war, trat ein großer, blauäugiger Jüngling aus Südafrika — neuerdings in Cambridge — herein. Dieser Jüngling erzählte mir von seiner eigenartigen Erfahrung mit der Gruppe in seinem Geburtsland. Sein älterer Bruder kam eines Abends nach Hause und bat seine Eltern dringend, mitzukommen nach Muizenburg, um einmal ein Gruppenmeeting kennen zu lernen.

„Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, um was sich die ganze Geschichte drehte,“ sagte der junge Student, als er es sich an meinem Kamin bequem gemacht hatte. „Ich wußte nicht einmal, daß es eine religiöse Versammlung sein würde. Aber ich ging hin, um einmal zu sehen, was überhaupt los war. Ich war damals noch auf der Schule und interessierte mich natürlich für alles,

womit sich mein älterer Bruder befaßte. Die Leute in der Gruppe schienen sehr glücklich zu sein und bewillkommneten mich so, wie ich das von Studenten einem Schüler gegenüber nie erwartet hätte. So blieb ich bei ihrer Versammlung, und sie fingen an, über etwas zu sprechen, das ich sehr gut und notwendig fand. Bis dahin hatte ich gedacht, daß die Religion eher etwas Trübseliges sei, aber die Gruppe schien die Dinge auf eine neue Weise zu betrachten, die durchaus nicht bedrückend war, obwohl sie einen ganz persönlich traf. Doch war ich nicht genügend darauf gefaßt und ebensowenig auf das, was jetzt folgen sollte.

„Nachdem mehrere ihre Geschichte erzählt hatten, sah ich zu meinem Erstaunen meinen Bruder aufstehen und von seiner eigenen Erfahrung erzählen. Einen, der vorher immer seine Brüder und Schwestern beherrscht hatte, in einer öffentlichen Versammlung aufstehen zu sehen und so offen von seiner Umwandlung sprechen zu hören — das machte mir die Kniee schlottern. Ich merkte, daß das für mich bedeute, daß ich dasselbe tun müsse, wenn ich mich nicht in acht nehme.

„Nun — ich habe mich nicht in acht genommen! Denn nach der Versammlung sprach ich mit einem glücklich aussehenden Burschen, der mir sagte, daß Christus der Mittelpunkt seines Lebens sei. Noch nie hatte jemand so zu mir gesprochen. Das machte mich nachdenklich. Ich sah, daß er vollkommen glücklich war. Nachher hatte ich eine Aussprache mit meinem Bruder und berührte ziemlich offen einiges in meinem Leben, das ich vorher nicht gern berührt hätte. Das half mir unendlich. Dann lernte ich Cleve Hicks kennen, und bei ihm vollzog ich meine Hingabe an Gott. Dadurch kam eine neue Kraft über mich, die von einem großen Frieden und einer großen Freude begleitet war, ob schon nichts Rührseliges dabei war.“

„Und wie steht es mit Ihren Eltern?“ Ich fragte, weil ich wußte, daß der Vater des Studenten ein angesehenener Kronanwalt aus Kapstadt war.

„O, sie schienen sehr zufrieden zu sein. Besonders Papa. Wir kehrten alle nach Hause zurück, und mein Bruder und ich hielten zusammen Schweigezeiten ab und beteiligten uns an der Schulgruppe im Diocesan-College, wo wir beide waren. Dann begann sich auch mein jüngerer Bruder dafür zu interessieren, dann meine Schwester — also wir alle vier. Das brachte zu Hause eine ganze Umänderung mit sich. Es gab viel weniger Krach als früher, was meinen Vater so überraschte, daß er sich auch entschloß, daran teilzunehmen. Was ihn am meisten in Erstaunen setzte, war, uns eines Abends alle vier davoneilen zu sehen, um seine Brille zu holen, als er darum bat — anstatt daß wir uns ein paarmal bitten ließen, doch zu gehen, oder daß jedes die Aufforderung dem anderen zuschob. So hatten wir nun alle vier Kinder mit Vater zusammen Schweigezeiten im Hause. Vater ist sehr begeistert. Als eines Abends das Auto nicht an der Bahnstation stand, um ihn abzuholen, benützte er, anstatt böse zu werden, diese Wartezeit, um einem Gepäckträger Zeugnis abzulegen.“

„Und was für Veränderungen gab es außerdem in Ihrem Leben zu Hause?“

Der Student dachte an sein schönes Vaterhaus in Südafrika — Tausende von Meilen entfernt —, nach dem er ein wenig Heimweh hatte.

„Es bewirkte eine ganz andere Verbundenheit zwischen uns allen. Wir erkannten, daß die meisten von uns irgendeine Selbstsucht aufgeben mußten, die wir gehegt hatten. Das machte das Leben viel glücklicher für alle. An jedem Sonntag hatten wir ein Gruppenmeeting, und alle, die dabei waren, halten sich noch immer gut.“

Die Nachricht, daß der Vater dieses jungen Mannes sich der Oxfordgruppe angeschlossen habe, verbreitete sich rasch unter den Gerichtsbehörden in Südafrika. Eines Tages redete er einen Richter des Obergerichts in Kapstadt mit der Wendung an: „Nun, my lord, um ganz ehrlich zu sein. . .“ Worauf der Richter scherzweise einfiel: „Aber, aber, Herr B., wir sind hier doch nicht in der Oxfordgruppe!“

Der Kaplan des Downing-College in Cambridge war auch einer von denen, die an diesem Tage ankamen. Er war plötzlich in Cornwall aufgestöbert worden, um den Plan zu einer April-Hauspartie in seiner Universitätsstadt umzuarbeiten, einer Hauspartie, die er dann großartig leitete. Eine große, schlanke, athletische Erscheinung mit ganz hellen blauen Augen — hatte er sich einst im Ruderklub Wadham-College ausgezeichnet. Pfarrer Nick Wade legte die Einladungen zu der bevorstehenden Hauspartie auf meinen Tisch, streckte seine langen Beine vor meinem Feuer aus und verfiel in tiefes Nachdenken. Es kamen ihm einige sehr bezeichnende Erinnerungen an sein erstes Zusammensein mit Frank — das bis zum Jahre 1922 zurücklag —, als er einer Hauspartie von Oxfordleuten in Keswick bewohnte. „Eines Abends kam Frank zum Abendessen und zur Versammlung. Nach dem Essen saßen wir, ein Kreis von etwa zwanzig Menschen, um ihn herum und hörten ihm zu, worauf zwei von uns zur Gruppe kamen — Pfarrer Howard Rose und ich. Das kam so:

„Ich hatte Franks Umwandlungsgeschichten gelauscht — typischen Geschichten von Frank,“ sagte er, „und erwachte am nächsten Morgen etwas rebellisch. Ich fühlte, daß in der Religion etwas enthalten sein müsse, das ich noch nicht besaß, und daß Frank mir das vielleicht erklären konnte. Ich ging aus und merkte auf einmal, daß ich — unangenehmerweise — in eine Sackgasse geraten war, die parallel zu der Straße lief, auf

der ich zu gehen meinte. Wie ich da hineinkam, weiß ich nicht genau. Gerade in diesem Augenblick kam Frank aus einem Haus und rief mich an. Es war seltsam, daß er sagte, er habe mich eben jetzt besuchen wollen, da ich unbewußt von meinem Weg abgekommen war, um ihm zu begegnen. Ich sagte ihm das. Daraufhin öffnete Frank sein Notizbuch und zeigte mir die Worte:

„Wade, Wade, Wade; Rose, Rose, Rose.“

Ich fragte: „Weshalb schrieben Sie das auf?“

Frank sagte, daß er in seiner Schweigezeit am frühen Morgen zwei Namen gehört habe — Wade und Rose.

„Das“, sagte der Geistliche, „war das erste Mal, daß ich erfaßte, daß ein gewöhnlicher Mensch in enger Verbindung mit Gott stehen kann. Nun hatten wir ein langes Gespräch, das mir einen ganz neuen Ausblick auf praktische Abenteuer und praktische Möglichkeiten eröffnete, die mir vorher nur theoretisch und theologisch vorgekommen waren. Daraus folgte im Augenblick nicht viel; aber bald darauf kam mir eine neue Erkenntnis der Aufforderung Christi, so nah verbunden mit Ihm zu leben, daß Er mein Leben jederzeit führen und überwachen und mich im Leben anderer gebrauchen könne.“

„Einige Jahre später reiste ich mit Frank und einer kleinen Gesellschaft, einschließlich Loudon Hamilton, Sherry Day und Sam Shoemaker, durch die Welt und sah einen Querschnitt durch das Leben im nahen, mittleren und fernen Osten. Wir kamen mit Missionaren zusammen und auch mit Menschen, die nichts von Missionaren wissen wollten. Die Disziplin dieses reisenden Teams und meine Erfahrungen in diesem Jahr, während ich mit Frank unterwegs war, im Verein mit der Erkenntnis, die es mir brachte, wie groß das Bedürfnis der modernen Welt nach Christus ist, führten zu meinem Entschluß, die geistliche Laufbahn zu er-

greifen. Dieses Jahr mit Frank war staunenerregend. Die Schranken in meinem bis dahin nicht geeinten Leben waren überall gefallen, und ich wurde gelehrt, wie ich bereit sein könne, alles zu tun, was der Geist Gottes verlange, und wie es zu tun sei. Ich erkannte, daß Frank an alles denkt, immer mit dem Ziel, Gottes Reich weiter auszubreiten. Eine ganz andere Lebensbeschaffenheit wurde möglich durch das Prinzip der Führung. Ich erkannte, daß, wenn man bereit ist, den Preis dafür zu bezahlen, einem wirklich die Macht gegeben wird, jederzeit im eigenen Leben und im Leben anderer die Ursache des Übels und den Weg der Heilung zu erkennen.

„Mehr und mehr konnte ich verstehen, wie alles sich um unser Erleben Jesu Christi dreht — so real, so lebendig, so groß, daß das ganze Leben davon beherrscht wird. Das ist ein kraftvolles Verbundensein, das Macht verleiht. Seither finde ich immer, daß Menschen, auch konventionelle Christen, die Christus die Herrschaft über so viele Gebiete in ihrem Leben nicht überlassen wollen, ein ganz abgetrenntes Dasein führen. Mein Kontakt mit Frank hob mich auf eine höhere Ebene, wo nichts nur weltlich oder geistlich ist, sondern alles geistig und wirklich. Dieses Leben packt einen mehr und mehr. Ich wurde beauftragt, aus Cornwall sofort hierherzukommen, und hatte nicht den Wunsch zu kommen. Doch da bin ich. Ich weiß: das einzig Richtige, was ich tun kann, ist das, was mir Gott sagt, daß ich tun solle.“

Nick Wade ist ein sehr beliebter Studentenpfarrer in Cambridge. Er ist hervorragend als Leiter einer großen Hauspartie. Daß er die göttliche Führung und Macht in seinem täglichen Dasein fühlt, muß jeder sehen, der sein ernstes Gesicht und sein fröhliches Benehmen beobachtet. Wenn man mit ihm frühstückt, so ergibt sich kein förmliches Gespräch, sondern eine Aussprache von Mann zu Mann über die

tiefsten Bedürfnisse im menschlichen Leben — jene Bedürfnisse, die der Mensch so gerne vor seinen nächsten Freunden versteckt.

Später plauderte ich mit Howard Rose. Es lohnt sich, sein Pfarrhaus in Croydon Road, Penge, zu besuchen oder ihn dort in der Christ Church predigen zu hören.

Howard Rose ist groß und schlank und hat eine gelenkige, sportgeübte Gestalt; er ist bereit, ohne jede Hilfe manchmal zwanzig Stunden am Tag zu arbeiten. Er hat eine gewölbte Stirn, eine frische Gesichtsfarbe und eine heitere Veranlagung, dazu einen so vollkommen disziplinierten Charakter, daß man sofort bereit ist, ihm sein ganzes Vertrauen zu schenken.

Howards Erfahrungen während des Weltkrieges bewogen ihn dazu, sein Geschäft aufzugeben und in den geistlichen Stand zu treten. Im Kriege hatte er einmal eine besondere Führung erlebt, die ihm selbst und der ganzen Kompagnie das Leben rettete.

Howard führte seine Kompagnie aus den vordersten Schützengräben zurück zu den Quartieren, durch ein gefährliches Gebiet und unter einem Regen von Granaten, als er plötzlich zu einer Straßengabelung kam. Beide Wege führten zu den Lagerplätzen, aber auf demjenigen zur Rechten ließ es sich leichter marschieren, er war weiter entfernt von den Geschützen des Feindes und in jeder Hinsicht besser.

Howard schwankte in der Wahl zwischen den beiden Straßen — er wußte in jenen Tagen nichts von der Gruppe — und bat Gott, ihn zu führen, indem er eine sofortige Antwort zuversichtlich erwartete. Sie kam blitzschnell:

„Nimm den Weg zur Linken!“

Der Sergeant war erstaunt, als er den Hauptmann den schlechteren Weg einschlagen sah, und protestierte. Auch die Soldaten fingen an zu murren, aber sie folgten. Alle waren brummend davon überzeugt, daß ihr

Hauptmann sich irre, denn die Granaten des Feindes schlugen nun näher ein als vorher. Plötzlich kam ein neuer Hagel, und die andere Straße, zu ihrer Rechten, wurde genau an der Stelle, an der sie in diesem Augenblick gegangen wären, bis zur Formlosigkeit aufgerissen.

Die Gefühle der Männer änderten sich sofort, als sie das sahen — was sich später herausstellte, als Howard vor dem Weggreten mit ihnen sprach. Er sagte ihnen, er fände, daß sie den wahren Grund erfahren sollten, weshalb er links gegangen war, statt rechts, entgegen der besseren Einsicht aller — sogar seiner eigenen. Zehn Männer aus seiner Kompagnie wollten daraufhin mehr über Religion wissen und wandten sich in der Absicht, sich konfirmieren zu lassen, an den Brigadepfarrer. Howard sagt:

„Der Brigadepfarrer war einer der allerbesten und hatte schon eine Auszeichnung für besondere Tapferkeit erhalten. Da er meine Einstellung kannte, schlug er mir vor, ich solle meine Leute für die Konfirmation selbst vorbereiten. Zuerst war ich betroffen und sagte ihm, daß ich doch kein Geistlicher sei, sondern nur ein Soldat. ‚Das ist wahr,‘ sagte er, ‚aber Sie sind auch ein Soldat für Jesus Christus. Sagen Sie ihnen einfach, was Er ihnen bedeutet.‘ So begann bei der nächsten Gelegenheit, als mein Bataillon ausruhte, mein Konfirmandenunterricht. In der Klasse waren ein Sergeant, ein Korporal und acht Mann. Wir kamen einige dutzendmal zusammen, und diese Aussprachen wurden später zur Basis meiner Konfirmandenaussprachen, als ich Pfarrer geworden war. Sie mußten praktisch und lebenswahr sein, um den Umständen und Bedürfnissen des aktiven Dienstes gerecht zu werden, und so wirkten sie wahrscheinlich überzeugender als der Unterricht, den ich selbst als Knabe empfangen hatte. Meine Kandidaten wurden dann von Bischof Gwynne konfirmiert, der

sich jetzt sehr für die Gruppen interessiert, und es wurde dadurch tatsächlich eine große Umänderung bewirkt, nicht nur für die einzelnen, sondern für das ganze Bataillon.“

Diese Vorkommnisse und viele Gespräche mit Offizieren und Mannschaften bewogen Howard schließlich, Geistlicher zu werden.

„Es war gerade nach meiner Ordination,“ sagte er, „als ich Frank zum erstenmal begegnete und tief beeindruckt wurde, nicht nur von seinem Leben, sondern auch von seiner Betonung der Notwendigkeit einer Schweigezeit am frühen Morgen. Frank besuchte mich zweimal in meiner Gemeinde in Sussex, was einen unverkennbaren Einfluß auf mein Leben hatte. Nach dem zweiten Mal beschloß ich, was es auch kosten möge, täglich eine ruhige Schweigezeit zu halten. Ich spürte die Veränderung in meiner Leistungsfähigkeit sofort und wurde bald darauf als Studentenfarrer nach Oxford berufen. Hier sah ich, daß kein Weg im Verkehr mit den Studenten so erfolgreich ist wie der von der Gruppe vorgeschlagene.“

„Während meiner sechs Jahre in Oxford kamen über tausend Studenten und Studentinnen aus eigenem Antrieb zu einer persönlichen Aussprache zu mir. Einige kamen in tiefen Nöten, und ich weiß, daß ich dieselben nicht hätte stillen können, wenn mir in meiner eigenen Not nicht durch Frank oder jemand anders geholfen worden wäre. In jedem Semester kamen mehrere hundert Männer und Frauen in unser Heim. Es wurde zum Zentrum der Gruppenarbeit in Oxford, und im Jahre 1928 durfte ich das erste Team nach Südafrika führen, seit welcher Zeit ich vollständig mit der Arbeit verwachsen bin.“

Howards Gemeinde hat sich während der ersten sechs Monate seiner Amtstätigkeit verdreifacht.

Während meines Aufenthalts im Hause der Oxfordgruppe hatte ich reichlich Gelegenheit, Franks Vorliebe für Festlichkeiten zu beobachten. Seine Freude, das Osterfest für alle froh zu gestalten, war geradezu ansteckend. Osterkarten von ihm tauchten auf Tellern und Schreibtischen auf, eine wunderbare Osterlilie wurde von jemandem ins Empfangszimmer gestellt, Ostereier für die Twitchell-Kinder wurden heimlich hinter und unter den Stühlen versteckt. Frank kann mit Kindern spielen und macht es ihnen genau so behaglich wie den Erwachsenen.

Wenn man die Familie im Gruppenhause an der Arbeit sieht, würde man schwerlich die Disziplin vermuten, die dieser glücklichen Freiheit zugrunde liegt. Alle sind sie in der Welt — aber nicht von der Welt. Marian und Nan — Garret Stearlys reizende Frau, die damals mit ihm zu Besuch war — widerlegen die Annahme, daß zwei Frauen in einem Hause nicht lange miteinander auskommen können. Auch die Erklärung hierfür liegt im „Sharing“. Man beobachte die beiden, wie sie, die an das heitere Gesellschaftsleben gewöhnt waren, nun der Arbeit im Gruppenhause eine köstlichere Fröhlichkeit verleihen und sich ihres Lebens der Hingabe, des Glaubens und des Gebetes offensichtlich freuen.

Eines Morgens beim Frühstück erhielt Nan einen Brief der Tennisspielerin Miß Round. Ich fragte sie, was Miß Round mit der Gruppe zu tun habe. O, Nan war ihr auf einer Hauspartie in Mittelengland begegnet, durch die die Tennismeisterin sehr tief beeindruckt worden war. Wie bekannt, kam Miß Round aus einer streng religiösen Umgebung. Ihre Mutter fragte sie, wie das Meeting gewesen sei: „Zuckerwasser?“ „Nein, das war echt!“ So war die Tennisberühmtheit eine begeisterte Zeugin für die Lebensgrundsätze der Gruppe geworden.

Eines Tages schneite Donald MacKay aus Südafrika herein. Donald ist ein lustiger Kerl. Als er einst seinen Urlaub als Soldat überschritten hatte, machte er seinem Hauptmann die unverfrorene Erklärung: „Ich habe eine verdammt schöne Zeit verlebt und bin bereit, dafür zu büßen!“ Er hatte dafür zu büßen — aber nicht schwer! Auf dem Veldt hatte er allerlei Mannestaten vollbracht. Einst lebte er in einer Waldhütte. Die Mäuse kamen und fraßen seine Lebensmittel. Eines Tages verschwanden sie. Befreiung für vierzehn Tage. Dann begegnete er außerhalb seiner Hütte einer großen Kobra und versuchte, sie zu töten. Die Kobra floh in seine Hütte und konnte getötet werden, als sie in ein Loch schlüpfte — innerhalb der Hütte — wo sie seit vierzehn Tagen gewohnt und ihn — vor Mäusen behütet hatte. Einer seiner Streiche war, wilde Pferde von Rhodesien nach Transvaal hinunterzutreiben, um die Eisenbahngebühr — ein Pfund für jedes — zu sparen. Er gehörte zu der Sorte von Menschen, die das Richtige tun, wenn etwas Außergewöhnliches geschieht, was ihm auch gelang, als ihm einst mitten in der Nacht eine Horde von wilden Pferden vor einem nicht abgeblendeten Scheinwerfer durchging. Er hat einen herrlichen Schatz von Jagdgeschichten. Er erzählte mir einen netten Zwischenfall, der mit einem Gruppenmeeting in Südafrika zusammenhängt. Ein junger Student legte das Geständnis ab, Geld für Zigaretten gestohlen zu haben, worauf der Negerdiener prompt und unerwartet bekannte, er habe die Zigaretten gestohlen, die sein junger Herr von dem gestohlenen Gelde gekauft hatte!

Aber seine beste Geschichte ist die, wie er 1929 in Pretoria versuchte, Loudon Hamilton aus dem Wege zu gehen; wie er vorgab, zu seiner ersten Hauspartie gegangen zu sein, um seinem Hund ein Schwimmbad zu verschaffen, und wie er doch in Wirklichkeit die

Lösung des Lebensrätsels suchte, wie er sie fand und seither auf drei Kontinenten als Troubadour Gottes gearbeitet hat.

Als die Hauspartie im Jahre 1931 in Oxford zu Ende war, wurden wir alle in die Universitätskirche von St. Mary eingeladen, um der schönen Hochzeit zweier erfahrener Führer — Bill Browne und Polly Fox — beizuwohnen. Es waren zehn Brautführerinnen dabei. Ich beschrieb diese Zeremonie unter der Überschrift:

„GEBET- UND GLAUBENS-HOCHZEIT IN OXFORD.“

Frank hielt eine Ansprache, in der er sagte, daß diese Hochzeit für die Welt des Materialismus eine Herausforderung bedeute, weil die beiden sich für ihre Zukunft nur auf Gott verlassen würden, während sie sein Reich auszubreiten versuchten. Polly und Bill waren nun häufige Gäste im Gruppenhaus. Ich fragte sie, wie sie in der Ehe mit Gebet und Glauben auskämen. Erstaunlich gut! Einmal waren sie so weit, daß es nur noch für das nächste Frühstück reichte. Dann kam etwas Geld an durch die Post, von einem Arbeitermädchen, dem sie geholfen hatten. Ein Geistlicher hatte von diesem Fall gehört und schickte zwei Pfund. Von da ab hatte sich ihr Leben im Glauben und Gebet weiter aufgebaut, immer hatten sie den vollen Ölkrug, selten Überfluß. Später arrangierte Bill eine Hauspartie in Matlock, die er mit großer Geschicklichkeit leitete. Ihr kleiner Sohn heißt Patrick.

Ray Purdy und Elsa Purdy gehören zu denjenigen, die im Gruppenhause immer aus und ein gingen, während ich dort war. Beide strahlend, wie immer; beide stets ebensogern bereit, zu führen oder im Hintergrund zu bleiben; beide leisteten gute Arbeit, von der niemand etwas erfuhr, bis etwa nach einem Jahre, wenn jemand zufällig die Geschichte seiner Lebensverwandlung erzählte und dabei sagte: „Und dann begegnete ich Ray Purdy.“ Das tönte so schicksalhaft wie: „Und dann

kam der Krieg.“ Das Unvermeidliche war eingetreten. Jetzt waren sie nach Südafrika abgereist, wo Ray eine große Kirche in Pretoria übernehmen sollte.

Hier im Gruppenhause begegnete ich wieder einer Dame, die in Amerika und Europa sehr viel für die Calvary-Kirche und die Bewegung getan hat. Olive Jones hat silbernes Haar, einen klaren Kopf, Sinn für Humor, viel Gemüt, eine Stimme, die man unter Tausenden behält und ein Herz von Gold. Jedoch war sie eine strenge Vertreterin der Disziplin und erhielt als solche ein Amt an Fürsorgeschulen im Staate New York, wo sie für gefährdete Knaben mehr getan hat als irgend jemand in Amerika. Einst arbeitete sie in den Komitees von 57 sozialen Organisationen mit, wurde zur Präsidentin der Nationalen Erziehungsgesellschaft gewählt und gilt im ganzen Volk als eine Autorität auf diesem Gebiet.

Eines Samstagnachmittags fuhr ich mit Olive aus, von Oxford nach Pangbourne — eine malerische Fahrt am Fluß —, zu einem schäumenden Wehr und dann nach Reading. Ken lieh mir seinen siebzigtausend Kilometer alten Morris für diese Fahrt. Er funktionierte sehr schön, aber der Motor hatte den Eigensinn, auch stillzustehen, wenn der Wagen auf dem Wege plötzlich anhalten mußte, zum Ärger aller, außer Olive. Sogar als ich einmal falsch einbog und der Motor am Rand des Flusses stehen blieb, schaute sich Olive ganz gemächlich um, unbekümmert über die Möglichkeit eines Unglücks.

Abenteuer und Mißgeschicke, aber der alte Morris hielt aus. Ich hatte ein Auge auf der Straße, ein Auge auf der Themse, ein Ohr bei der Maschine und ein Ohr bei der fesselnden Geschichte, die Olive zu erzählen hatte. Obschon sie einst ein Kirchenmitglied gewesen war, hatte Olive früher ihren Glauben an die Religion, an die Bibel, an Gott aufgegeben, ihren Glauben an ein

zukünftiges Leben aber immer behalten. Ihre Mutter war vom Schlage gerührt worden und rief kurz vor ihrem Tod immer Olives Namen, obschon sie nicht fähig war, sich verständlich zu machen. Als sie im Sterben lag, erhob sie plötzlich ihre gelähmten Arme, und ein verklärter Ausdruck kam auf ihr Gesicht, der Olive davon überzeugte, daß sie etwas vom Jenseits erschaut hatte. Sie grübelte über das Geheimnis nach, das ihre sterbende Mutter ihr enthüllen wollte. Zu jener Zeit war Olives Erziehungstheorie nur Ethik und Berufsvorbereitung, unterstützt durch medizinische und soziale Arbeit. Sie glaubte, daß, wenn man einem Menschen zeige, was das Rechte sei, er es auch tue, vorausgesetzt, daß er nicht durch wirtschaftliche Not davon abgehalten werde. Ihre Arbeit blühte, aber sie war nicht befriedigt. Eine Untersuchung des späteren Lebens ihrer Knaben ergab, daß neunundsiebzig Prozent derselben ein nützliches, geachtetes Leben führten — was ihr große Anerkennung einbrachte.

Aber einundzwanzig Prozent waren auf dem Weg zum Gefängnis — im besten Fall bedeuteten sie eine soziale Gefahr. Ihre Unzufriedenheit nahm zu. Eine Bewegung für religiöse Wochentagserziehung für Kinder, die nicht der Kirche angehörten, hatte nun unter katholischen und protestantischen Lehrern in New York begonnen, die getrennt, aber in völligem Einvernehmen arbeiteten. Olive betrachtete dies als eine Hilfe für ihre mißglückten einundzwanzig Prozent. Sie willigte ein, dieses Werk vor der Öffentlichkeit zu unterstützen. Dies führte sie dazu, diesen Klassenunterricht selbst kennen zu lernen. Eines Tages schaute ein kleiner Knabe zu ihr auf und fragte:

„In welche Kirche gehen Sie?“

Die unbewußte Betonung des Wörtchens „Sie“ ließ sie empfinden, daß sie eine Heuchlerin war. Sie konnte nicht sagen: „In keine.“ Als ausweichende Antwort

nannte sie die Kirche, in der sie konfirmiert worden war. Um ihre Aussage wahr zu machen (denn sie war Kindern gegenüber immer ehrlich gewesen), entschloß sie sich nun, sich einer Gemeinschaft anzuschließen. In der Straßenbahn las sie einen Anschlag der Calvary-Kirche und ging hin, um Sam Shoemaker predigen zu hören. Da sie die Aufrichtigkeit seiner Predigt und die Herzlichkeit der Leute anzog, beschloß sie, dieser Gemeinde beizutreten. Sie besuchte Sam, der ihr dringend riet, dem Donnerstagabend-Meeting der Gruppe beizuwohnen — aber sie wich aus. Eine Dame, der Olive durch ihren Ruf in Frauenorganisationen bekannt war, ein Mitglied der Gruppe, lud sie zum Essen ein und erzählte ihr von ihrem eigenen verwandelten Leben, worauf Olive sich entschloß, Gott auch zu suchen, denn sie war überzeugt davon, daß sie nun endlich die Wahrheit finde. So besuchte Olive Ray Purdy und seine Frau in ihrer Wohnung, wo ihre endgültige Hingabe an Gott erfolgte.

Es war ein wichtiges Ereignis in der Calvary-Kirche, daß Olive gewonnen worden war. Hier erschien, von Gott gesandt, eine erfahrene Organisatorin gerade zu einer Zeit, als eine Vorwärtsbewegung im Gange war. Olive übernahm die Leitung von Calvary-House und führte die Tätigkeit dieses Hauses mit vorbildlicher Kräfteersparnis — eine Fähigkeit, die sie sich während vieler Jahre in wichtigen politischen Organisationen erworben hatte. Die Morgenschweigezeit, die sie in Calvary-House einführte, wurde zu einer Gelegenheit, die Fäden der ganzen Arbeit zusammenzufassen und die hauptsächlichsten Anordnungen für den ganzen Tag zu geben. Dann folgte die Hauspartie in Genf, die Olives Gegenwart in Europa erforderte, und später ihr Aufenthalt in Oxford.

Diese Fahrt mit Olive nach Pangbourne und weiter nach Reading war ein geistiges Fest. Immer habe ich gedacht, daß es viele Frauen gebe, die in naher Verbunden-

heit mit Gott leben. Ein Gespräch mit Olive beweist, daß sie eine dieser Frauen ist. Als wir auf der Rückfahrt den Hügel hinunter zum Magdalen College kamen, erzählte mir Olive von einer mystischen Erfahrung, die sie kurz zuvor gemacht hatte. Sie war eine von fünfzehn Personen einer Gesellschaft (alle aus der Gruppe), die das Heilige Abendmahl nahmen. Als alle zum Altar gingen, befand sich Olive am Ende der Reihe. Vierzehn knieten, und dann wurde sie von der Hand des Kirchendieners zurückgehalten. Olive mußte warten. Genau im Augenblick der Trennung von den anderen wurde ihr die Gegenwart Christi, dicht neben ihr, lebendig bewußt — mild, mitfühlend und vollkommen verstehend.

Eine wahre mystische Erfahrung.

XVII

DAS ABENTEUER EINER MODERNEN FRAU

Frauen, so gut wie Männer, haben oft genug vom ewigen Einerlei der Häuslichkeit und entschließen sich, für einige Zeit auf und davon zu gehen, um sich zu zerstreuen.

Bei einem Abendessen in einem Hause in den Südstaaten fischte ich die ersten Einzelheiten einer interessanten Geschichte vom Zusammentreffen einer solchen Frau mit Frank auf. Die Heldin — Lady W. — war hervorragend intelligent — Verfasserin von Geschichten für Zeitschriften — und hatte eine anziehende, nur etwas zu große Figur. Wenn sie um eine Nummer kleiner gewesen wäre, hätte sie als Filmstar die Häuser füllen können. Trotz dieses Umstandes war sie die Persönlichkeit, um sich in Gesellschaft beliebt zu machen, und hatte genügend Geist, um sich diese Beliebtheit auch zu bewahren. Sie lebte in Indien, doch da sie Ruhe und Abwechslung brauchte, entschloß sie sich, ihren Gatten für sechs Monate zu verlassen und Ferien zu machen.

Als sie das Schiff bestieg, warnte sie ein Spaßvogel vor einem religiösen Fanatiker, der an Bord sei. Doch der Steward setzte Frank und sie nebeneinander als Tischgenossen, und sie merkte nicht, wer ihr Nachbar war. Franks andere Nachbarin war die Gemahlin eines Admirals, die Lady W. mißbilligend fixierte und erstaunt war, daß Frank sich mit einer Person

von diesem Typus unterhielt. Was war zu tun, da sie doch seine Tischnachbarin war? — meinte Frank. Er erzählte mir die ganze Geschichte. Hier ist sie:

„Lady W. und ich plauderten zusammen. Sie sprach von ihren Erfahrungen beim Skilaufen in den Bergen und ich über meine Reisen. Ich bemerkte, daß sie immer etwas zu spät zum Abendessen kam — angetan mit immer neuen, wunderbaren Modeschöpfungen. Sie war eine muntere, anregende Gesellschafterin und besonders beliebt bei den Herren im Rauchzimmer. Als wir einen Hafen anliefen, ging die Gemahlin des Admirals mit ihren Begleitern an Land und ließ mich allein die Stadt anschauen. Als ich im Vestibül eines Hotels saß, sah ich Lady W. mit einem jungen Mann hereinkommen, den ich auf dem Schiff bemerkt hatte. Was sollte ich tun? Sie zum Tee einladen oder zusehen, wie sie in den Palmensaal gingen? Angenommen, der Admiral und seine Gemahlin kämen herein und würden mich in Gesellschaft ihrer *bête noire* antreffen? Eine rasche Eingebung ließ mich die beiden zum Tee bitten. Der junge Mann nahm die Einladung freudig an, da er, wie ich später entdeckte, kein Geld hatte und mich als gnädige Vorsehung betrachtete.

„Während des Tees erwähnte ich, daß ich eine Fahrt machen wolle, und lud die beiden ein, mich zu begleiten und hinten im Wagen Platz zu nehmen. Ich setzte mich zum Kutscher, der Bunty hieß, und erzählte ihm alles Interessante, das mir einfiel, und er sprach über die Sehenswürdigkeiten. Ich fragte ihn nach seiner Familie, und Bunty sagte, er habe Zwillinge. Und während ich mit ihm redete, hörte ich hinter mir immer eine Stimme, die alles wiederholte, was ich sagte:

„Bunty hat Zwillinge — jetzt fragt er nach ihren Namen —.“

Frank beschloß, immer mehr von den Informationen, die dabei herauskamen, nach hinten weiterzugeben. Jedesmal, wenn er zurückschaute, schien das Paar zusehends freundlicher zu werden. Bis die Fahrt zu Ende war, hatten die beiden hinter ihm weit mehr Informationen erhalten (und waren auch öfter gestört worden), als sie erwartet oder gewünscht haben mochten.

Frank fährt fort:

„Wir kamen wieder zum Hafen. Dort stiegen meine Passagiere aus, während ich einige Besuche machte. Als ich wieder zum Hafen zurückkam, traf ich meine Freunde wieder, die mein Abschiedsgespräch mit dem Kutscher mitanhörten. Bunty schlug es glatt ab, Geld für die Fahrt anzunehmen, und sagte, er werde von seinen Fahrgästen selten behandelt wie ein menschliches Wesen und sei dankbar für die Ausfahrt mit mir. Lady W. und ihr Freund schauten mich noch verwunderter an als zuvor. Ich winkte Bunty zum Abschied, sandte den Zwillingen Grüße und ging an Bord.“

Zu Franks Erstaunen kam Lady W. auch wieder mit an Bord; sie hatte beabsichtigt, zu einem längeren Aufenthalt an Land zu bleiben. Er bemerkte nun an seiner Tischgenossin einen geheimen Kummer und bekam heraus, daß sie die letzte monatliche Geldsendung ihres Mannes nicht erhalten hatte, und daß auf ihre telegraphische Anfrage hin keine Antwort gekommen war. So hatte sie ihre Pläne schnell geändert und beschlossen, auf demselben Schiff wieder heimzukehren.

„Als das Schiff an einem hellen Mondscheinabend vom Ufer abstieß, ertappte ich mich beim Singen. Lady W. fragte mich, ob ich wisse, was ich singe. Ich sagte: ‚Nein‘, und sie erklärte, daß es ein Choral sei. Sie drehte sich nach ihrem Begleiter um: ‚Komisch — er weiß nicht einmal, daß er einen Choral singt!‘ Bald darauf kam Lady W. nicht mehr zu den Mahlzeiten,

und ich dachte, ich wolle sie nun etwas über mich wissen lassen, und sandte ihr ein Buch zum Lesen hinunter. Einige Tage später begegneten wir uns auf der Kajütentreppe. Sie sah mich erschrocken an.

„Mein Gott! Sind Sie dieser Mensch?“

„Was für ein Mensch?“

„Dieser Mensch in Life-Changers?“

„Ich sagte, daß ich es sei, und sie erwiderte, daß ich gerade ein Mensch sei, wie sie ihn ihr ganzes Leben lang gesucht habe. In ihrer Jugend war sie immer in der Bibel unterwiesen worden, und vor kurzem hatte sie eine Mahnung daran erhalten, daß man ohne die Bibel nicht glücklich leben könne. Eine ihrer Freundinnen hatte sich nach einem vergnügten Gesellschaftsabend in einem der Nachtclubs durch einen Sturz aus dem Fenster das Leben genommen. Sie wünschte, mit mir mehr über die Bibel zu sprechen, und schlug vor, die Bibel ihrer Mutter, die sie in einem alten Kästchen aufbewahrte, und in der sie seit langem nicht mehr gelesen hatte, aus ihrem Koffer zu holen. Ob ich wohl etwas dagegen hätte, wenn sie einige ihrer Freunde aus dem Rauchzimmer zum Zuhören hole? Natürlich war ich einverstanden, und so saßen wir in einer Ecke des Decks, und sie erbot sich, uns aus der Bibel vorzulesen, die sie gut genug kannte, um den einundfünfzigsten Psalm auszuwählen. So entstand an Bord eine kleine Gruppe, deren natürliche Leiterin Lady W. wurde.

„Ihr plötzliches Interesse für die Bibel erregte ziemlich Aufsehen auf dem Schiff, da sie vorher nicht allzu vorsichtig gewesen war mit dem, was sie sagte und tat, und einige von den Damen sie links liegen ließen. Es gab für sie später einen richtigen Kampf, als sie fühlte, daß sie den schlechten Eindruck, den sie gemacht, und die Dinge, die sie gesagt hatte, korrigieren müsse. Eines Tages kam sie zu mir und

sagte: „Ich kann doch nicht hingehen und diesen Menschen sagen, wie sehr ich im Irrtum war. Was würden sie von mir denken?“

„Ich sagte, daß sie die früheren Geschichten erzählt habe, um die Menschen zum Lachen zu bringen, und daß sie nun stark genug sei, es zu ertragen, wenn man über sie selbst lachen sollte. Und überdies dachte ich, die anderen würden dadurch zum Nachdenken gebracht und heimlich aufgerüttelt, wenn sie sich auch nicht diesen Anschein geben wollten. Sie sagte, sie könne das nicht tun, ohne vorher zu beten.

„Gut,“ sagte ich, „lassen Sie uns also beten!“

„Während dieses Gebets kam sie ganz von selbst dazu, ihr Leben Christus zu übergeben, und vollbrachte dann gleich mutig, was sie vorher für unmöglich gehalten hatte.

„Das fand einen überraschenden Widerhall. Eine andere Schriftstellerin, der sie alles mitteilte, fragte, ob sie diesen Vorfall in ihrer nächsten Magazingeschichte verwenden dürfe. Lady W. stimmte bereitwillig zu. Die Dame hatte gefragt, wie sie zu all dem gekommen sei, und erfuhr darauf von der Macht Christi.

„Das muß die Kraft sein, die mir nottut,“ sagte die Schriftstellerin und fügte hinzu: „Ich habe vorher im Christentum nichts gefunden, was mich stark genug inspiriert hätte, um zu versuchen, diese Kraft zu finden.“ Sie gratulierte Lady W. zu ihrem Mut.

„Und nun — als überraschendes Ergebnis — wurde das Schiff fast in eine religiöse Hauspartie verwandelt. Es wurde ganz leicht und natürlich, über die Dinge, auf die es wirklich ankommt, zu sprechen. Jedermann fing an, sich dafür zu interessieren. Es war erstaunlich, welche Veränderung der sonstige Schiffsklatsch erfuhr, Lady W. wurde von selbst der Mittelpunkt des Gesprächs; ihre fesselnde Persönlichkeit und die Echtheit, wie sie von den großen, ewigen Wahrheiten sprach,

wirkte packend und überzeugend auf die Schiffsgesellschaft.

„Als wir im Hafen anlangten, waren alle gespannt, ob ihr Gatte sie am Schiff abholen würde. Eine der Erwartungsvollsten war die Frau des Admirals, die Lady W. nun so zugetan war, daß sie sie auf beide Wangen küßte und der Hoffnung Ausdruck gab, daß sie einander wieder begegnen möchten — und es auch wirklich so meinte. — Wie verschieden von dem gewöhnlichen: ‚Auf Wiedersehen‘, das im Geheimen heißt: ‚Hoffentlich nicht!‘“ sagt Frank, und fährt fort:

„Der Gatte von Lady W. war da und erwartete sie. Seine Antwort auf ihr Telegramm war verloren gegangen. Da ihr dieses Mißgeschick zu der neuen Erfahrung verholfen hatte, war sie ganz ausgesöhnt damit. Lady W. legte ihrem Manne sofort ihr Bekenntnis ab und erzählte ihm von der neuen Kraft, die in ihr Leben gekommen sei. Er schien ganz froh, dies zu vernehmen, und gab etwas gönnerhaft der Hoffnung Ausdruck, daß es ihr gut tun möge — wie es ein Ehemann so macht. Auch vor ihren Freunden im Nachtklub legte sie Zeugnis ab. Später kam sie nach New York und rief mich gleich am ersten Tage an; sie trank bei mir Tee und ging dann mit mir nach Calvary, wo sie von neuem das Versprechen ablegte, Christus zu dienen.

„Eines Morgens in der Frühe wurde ich in das Haus einer Sängerin gerufen, die sich mit dem Gedanken an Selbstmord — als äußersten Ausweg aus ihren Nöten — trug. In ihrem Äußeren erinnerte sie mich an Lady W.; sie kam aus derselben Stadt und antwortete auf meine diesbezügliche Frage mit dem Ausruf, daß sie einander in der Schule gekannt hätten. Ich erzählte ihr von der wunderbaren Erfahrung der Lady W. und fragte, ob ihr etwas daran liegen würde, mit ihr zu sprechen. Sie fragte:

„Glauben Sie, daß sie mir die Lösung für mein Problem geben kann?“

„Ja, das glaube ich,“ gab ich zur Antwort.

„Ich telephonierte Lady W., die gerne kam, um ihr die gute Nachricht zu bringen, daß Jesus Christus noch immer die Lösung ist, auch vor dem Selbstmord retten kann und glücklich macht.

„Und der Gatte der Lady W.? Er kehrte auf einer langen Urlaubsreise aus dem Osten zurück, um seinen alten Vater zu besuchen, den er seit sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte. Dann kamen Lady W. und er nach England zu einer Hauspartie. Am ersten Abend gingen wir im Hofe auf und ab, und ich versuchte, ihm klarzumachen, wie natürlich es ist, mit Gott zu leben, als plötzlich ein Telegraphenbote erschien und ihm ein Telegramm einhändigte.

„Mein Vater ist gestorben!“ rief er aus, und als ich dann versuchte, ihn zu trösten, während wir noch auf dem Hofe blieben, sagte er: „Es ist, als ob Gott mich gerade an diesen Ort geführt hätte, damit ich die Hilfe finden kann, die ich jätzt brauche, denn ich kann nicht allein fertig werden! Ich finde die Lösung nicht.“ Ob ich ihn zum Quell der Kraft führen könne?

„Während wir auf und ab gingen, drückte er ganz natürlich seine Dankbarkeit aus, Dem gegenüber, der Seine ewigen Pläne macht, um die Menschen heimzuführen. Unter dem Sternenhimmel übergab er in jener Nacht sein Leben Christus und sagte mir, wie der stille Einfluß seiner Gefährtin, Lady W., einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe, und wie er sie in allem geprüft und gefunden habe, daß sie den Geboten ihres Meisters nachzuleben versuche.

„Sie reisten nicht sofort heim, sondern blieben noch, da er wünschte, in seinem Glauben gefestigt zu werden. Er erzählte mir später von der Freude seiner Mutter, als sie hörte, daß auch er dem Einen dienen wolle, der

die Freude und der Führer ihres geliebten Mannes gewesen sei. Die Zeit kam, da beide abreisen mußten nach ihrem Heim im fernen Osten; sie nahmen einen Waisenknaben mit, um ihn als ihren eigenen Sohn in ihrem Heim zu erziehen, das in Jesus Christus, dem unsichtbaren Gast und stillen Zeugen jedes Gesprächs, erneuert worden war.

*

Lady W.s Briefe bilden seit jener Reise eine interessante Lektüre. „Glauben Sie mir! Ich lerne eine solche Menge,“ schreibt sie an Frank. „Ich beginne jetzt, eine Ahnung davon zu bekommen, was Sie in all den Jahren Ihrer Arbeit durchzumachen hatten, — obgleich ich es sicher noch leicht habe. Es war eben jetzt eine Freundin bei mir zu Besuch, die — so, wie die Frauen hier nun einmal sind — noch eine der erfreulichsten Ausnahmen bedeutet. Doch höre ich aus ihren Worten oft mich selbst sprechen, wie ich in früheren Zeiten war, und möchte dann herausschreien: ‚Es ist so nutzlos, die Dinge so anzuschauen. Richte das Licht Christi auf sie. . .‘ Ich pflegte zu denken, daß das persönliche Kreuz anzunehmen eine Art Illusion sei . . . Aber nun sehe ich, daß jeder sein besonderes Kreuz hat, und daß das Tragen desselben ihm selbst zum Segen wird.“

Sie erzählt köstlich von einer Rückkehr in den Nachtclub: „Ich fand es so schade, es war eine solche Zeitverschwendung. . . Die Haltung mancher Tanzpaare und die extravaganten Toiletten, die getragen wurden, ließen mich an mein altes, verantwortungsloses Selbst denken, das aufgeputzt war zu einer gekünstelten Schönheit durch viel zu auffallende Kleider: das Ich bei allem im Vordergrund: wie i c h aussah, wie i c h angezogen war, wie i c h tanzte; mein Partner kam nur so weit in Betracht, als er meiner Erscheinung noch mehr zur Geltung verhalf. Ich mußte auch zugeben, daß das Kabarett für die Sinne schon amüsant ist,

während der Geist darüber bekümmert ist, daß die armen Seelen ihr Leben vertändeln und vertanzten.

„Denken Sie nicht, daß ich in eine pessimistische Stimmung verfallen sei, oder daß ich die Dinge immer durch eine dunkle Brille betrachte. Weit entfernt — aber ich fühle, wie klein ein momentanes Vergnügen auf Erden ist, im Vergleich zu dem, was auf uns wartet. . . . Und die Menge der Seelen, die durch den Flitter verblendet sind und sich sträuben, ihn aufzugeben, erschreckt mich einfach. . . . Wir sind so dumm — viele von uns. Was mich anbelangt, hatte ich jeden Schritt meiner Hingabe zu erkämpfen, nachdem ich sie vollzogen hatte, und jetzt ist es, denke ich, endlich an der Zeit, daß ich mich ganz ergebe. . . . aber schon morgen kann es sein, daß ich wieder an einer ganz dummen, selbstsüchtigen Sache hängen bleibe.“

Das alte Leben guckt später wieder durch: „Als wir Ihr Bild aufhängen wollten, war mein Mann für einen auffallenden Platz, während ich es lieber ein wenig in den Schatten hängen wollte. Die Schatten siegten, denn da ich hier täglich leben muß, sagte ich mir, ich wolle nicht, daß Franks Bild mich immer anschauete, als ob es verborgene Sünden suche. . . .“

Sie erzählt, wie sie entdeckt habe, daß sie das Lügen aufgeben müsse. „Wenn ich nur an jene höfliche Lüge denke, die ich den Purdys im letzten Sommer sagte! . . . Ach, ich hätte lieber meine ganze dunkle Vergangenheit aufgedeckt, als jene Lüge zu bekennen, aber ich mußte es tun, sonst hätte ich die Führung verloren. . . . Ich vermisste die Hauspartien sehr; sogar hier spüre ich die Kameradschaft der Gruppe. . . . Ich bin wirklich so glücklich, daß ich es gar nicht sagen kann. Ich lerne so viel, mit Geduld und der sehr notwendigen Disziplin. Meine Tage sind nun eingeteilt wie nach dem Fahrplan. Aber es macht viel Spaß. . . . Ich hoffe, meinen Sohn auf Gott lauschen zu lehren, sobald er beten kann.“

Ein anderes Echo der Reise:

„Ich versuche, mit dem jungen Studenten in Australien in Verbindung zu kommen, der mir damals auf dem Schiff sagte, Sie seien ein religiöser Fanatiker und ich solle mich hüten, mit Ihnen über Religion zu sprechen. Ein Brief, den ich vor kurzem von einem dortigen Freunde erhielt, berichtet, dieser Student sei auf dem besten Wege, Selbstmord zu begehen, weil er sein Examen zum dritten Mal nicht habe bestehen können.“

*

Ich habe auch andere seltsame Lebensgeschichten gehört, die von Frauen in der Gruppe erzählt wurden.

„Kitty“ war eine anmutige Gestalt, wenn sie hutlos und aufrecht durch die Straßen Oxfords fuhr — das Fahrrad im Schlepptau ihres Lieblingsterriers, der ebenso lebhaft und beweglich war wie sie selbst —, eine glückliche Studentin, der fast jeder vorübergehende Jüngling einen bewundernden Blick zollte. Kittys Geschichte ist lebensprühend, wie sie selbst. Erst in ihrem dritten Jahr in Oxford kam sie in Berührung mit der Gruppe, im Jahre 1930.

„Während neun Semestern“, sagt sie, „war ich frei vom einengenden Zwang eines stillen Heims in Nord-England und lebte nur in den Tag hinein, indem ich ruhelos von einem Vergnügen zum anderen jagte, alles einmal probierte und meine Zeit mit einem Trupp sorgloser, müßiger Studenten in einer endlosen Kette fröhlicher Gesellschaften verbrachte. Ich ließ mich gehen in fortwährendem Zigarettenrauchen, viel zu vielem Trinken, viel zu spätem Zubettgehen. Meine akademische Arbeit war praktisch gleich Null.“

„Ich nahm nicht teil am gesellschaftlichen Leben meines eigenen College, wo ich von Herzen verabscheut wurde, da ich die meisten meiner Mahlzeiten auswärts einnahm und die Gesellschaft männlicher Freunde derjenigen der Studentinnen vorzog. Die Männer, die ich für meinen

Umgang wählte, waren eine abgebrühte Gesellschaft. Einige der Cocktail-Parties, zu denen sie mich mitnahmen, waren ziemlich schlimm. Geschmeichelt durch die Aufmerksamkeiten, die sie mir erwiesen, hielt ich mit ihnen Schritt und war bald bekannt dafür. Zur Zeit, als ich die Gruppe kennen lernte, war ich auf dem besten Wege zum Verderben.

„Was mich bei der Gruppe zuerst anzog, war der Friede und das Glück auf den Gesichtern der Menschen, die mir begegneten. Der Friede war mir zu jener Zeit in meinem Leben etwas Unbekanntes, er erschien mir als Stumpfheit und Langeweile. Mein Glück bestand darin, im höchsten Tempo, mit möglichst vielen Zerstreuungen, zu leben. Es machte mich stutzig und fesselte mich, zu sehen, daß diese Menschen sich ihres Friedens allem Anschein nach freuten. Und wenn ich mit ihnen zusammen war, schien etwas von diesem Frieden auf mich überzugehen, und ich hatte einen Vorgeschmack von dem, was das Leben in Christus sein kann.

„Aber es war schwer, mich vom alten Leben loszureißen, und es dauerte neun Monate nach meiner ersten Begegnung mit der Gruppe, bis ich mein Leben Christus übergab. Die Veränderung, die folgte, war außerordentlich. Es war mir möglich, mit den alten Gewohnheiten zu brechen, ich hatte nicht mehr den alten Heißhunger nach Sensationen, der mich von einem Vergnügen zum anderen trieb — statt dessen empfand ich einen Frieden, der alles andere als stumpf war. Er brachte ein reiches Leben mit sich, ein Leben voller Abenteuer und Zauber, ein Leben, das Gott gehört, zur Erfüllung Seines Planes.

„Seither lebte ich weiter in Oxford, zwischen allen meinen alten Schlupfwinkeln, in Reichweite meiner alten Gesellen; aber das neue Leben, das mir Gott gegeben hat, steht weit über dem allem, und die Macht Christi ist so stark, daß nichts mich von dem Pfad

abzubringen vermag, auf den Er meinen Fuß gesetzt hat.“

*

In Oxford begegnete ich einer Dame aus Südafrika, die eine wunderbare Fähigkeit hat, Menschenleben umzuwandeln. Jessie Sheffield ist die Tochter eines führenden Staatsmannes in Südafrika, Sir John Fraser. Da sie sehr orthodox erzogen war — Kirche, Sonntagschule, Familiengebete im Überfluß —, wurde die Religion ein Abschreckungsmittel für sie. Sie hatte eine entsetzliche Angst vor Gott. Jesus Christus war eine mythische Gestalt für sie.

Sie trat voller Illusionen in die Ehe, um dann zu entdecken, daß ihr Mann und sie einander so ähnlich waren, daß sie nicht hoffen konnten, je miteinander auszukommen. Da trank sie tüchtig aus dem Becher des Vergnügens. Sie leitete große Tearooms in Johannesburg, die in ganz Südafrika berühmt wurden. Ihr Mann und sie trennten sich. Bei einem Besuch in England ging sie in eine Kirche in St. John's Wood. Die Predigt überzeugte sie davon, daß sie am wirklichen Leben vorbeiging, und sie begann, Gott zu suchen. Doch fühlte sie, daß sie ihre Not mit niemandem teilen konnte. Sie kehrte nach Hause zurück und war, als die Gruppe kam, Geigerin in einem Kino. Zu jener Zeit war sie physisch, seelisch und geistig gebrochen und so vollständig enttäuscht, daß sie dachte, das Leben sei ganz nichtig. Da kamen Garrett und Nan Stearly als Gäste in ihr Haus. Sie sah, daß das Leben dieser Menschen von einer Qualität war, die sie auf dieser Erde nie für möglich gehalten hätte, was sie dann zu ihrer ersten Hauspartie führte.

Jessie ist jetzt ein modernes Wunder und eine moderne Wundertäterin.

*

Ich wohnte einem Gruppenabend bei, der im Hause von Mrs. Northcroft, im eleganten Londoner Ärzteviertel, stattfand, wo in jedem Hause einer oder mehrere Spezialisten wohnen und ihre Sprechstunden halten. In Harley-Street sind viele medizinische Wunder vorgekommen, aber allem Anschein nach passierten während der letzten achtzehn Monate in dieser Straße der beruflichen Würde ganz in der Stille auch andere Wunder, die nicht weniger real und aufsehenerregend waren — Wunder, bei denen Ärzte so gut als andere berufstätige Männer und Frauen als private Patienten figurierten, anstatt als berufliche Spezialisten.

Bei einer dieser Zusammenkünfte erregte eine Jüdin Aufmerksamkeit, die eine einfache, gerade Geschichte von ihrer Bekehrung zum Christentum durch den Einfluß der Oxfordgruppe erzählte. Ein wohlwollendes Lachen ertönte, als sie einige ihrer Schwächen enthüllte, dabei auch eine unbezähmbare Heftigkeit. In ihren Wutanfällen hätte sie Bücher im Zimmer herumgeschmissen und sei mit jedermann unfreundlich gewesen. „In allem ein richtiger Draufgänger,“ hätten ihre Freunde erklärt. Sie gab ganz naiv zu, daß sie den Entschluß, einer Hauspartie beizuwohnen, auf die Einladung einer Schulfreundin hin, deren Zimmer sie teilte, nur faßte, weil sie ihre Geschicklichkeit im Lenken eines neuen Autos zeigen wollte. Bei dieser denkwürdigen Hauspartie — in Südafrika — hörte sie, wie gebildete Menschen ihre christlichen Erfahrungen mitteilten, und fing an, sich in ihrem eigenen Leben sehr unbehaglich zu fühlen, obschon sie sich während der nächsten sechs Monate noch weigerte, ihrem Beispiel zu folgen.

Ihre größten Schwächen waren der Stolz und die Furcht vor der Meinung anderer. Schließlich gab sie alles hin, Stolz und Furcht und sich selbst, und erntete

am Tage darauf große Freude durch die unverkennbare Erfahrung des Heiligen Geistes. Ihr Pfingsten!

Dann erzählte eine Künstlerin die spannende Geschichte ihrer wunderbaren Umwandlung. Sie beschrieb ihr unbefriedigendes Suchen nach bleibender Freude — in Malerateliers, in Bildergalerien, in der Literatur, beim Sport. Oft unterhielt sie sich sehr gut dabei. Doch zuletzt blieb immer ein furchtbar wehes Gefühl: „Wozu das alles?“ und die alte Sehnsucht nach einer unvergänglichen Freude. Später entdeckte sie, daß diese Freude der Friede ist, der durch die Befreiung von der Sünde kommt, und der uns erfüllende Heilige Geist.

Sie unternahm den Besuch einer Oxford-Hauspartie halb zum Scherz; natürlich steckte sie keine Erbsen in ihre Schuhe und ging nicht hin mit der Mentalität eines Pilgers aus der guten alten Zeit. Es war ihr nicht recht, als sie auf der Hauspartie Aussprachen über die Sünde anhören mußte, sie ärgerte sich darüber, und es war ihr sehr elend zumute. Auf jeden Fall, was hatten die anderen über ihre Sünden zu sprechen? Wie stand es mit ihren eigenen? Überhaupt war sie eine Künstlerin. Um eine gute Künstlerin sein zu können, mußte sie alle Seiten des Lebens kennen lernen — ein Leben leben, wie jedermann. Wie könnte sie sich sonst durch ihre Kunst ausdrücken? Die Grundsätze der Gruppe waren alle sehr gut für andere Leute, aber nicht für ihren besonderen Fall. Dann kam das Licht. Sie sah, daß sie ehrlich gegen sich selbst sein müsse und willig, ihr Leben mit dem Vorbild des Neuen Testaments in Übereinstimmung zu bringen; sie entdeckte, daß der Geist Christi ihr auch darin helfen könne, sich in der Kunst auszudrücken — und daß die Sünde nun keine Gewalt mehr über sie besaß.

Es folgten noch viele andere einfache überzeugende Lebensgeschichten gebildeter, verlässlicher, glücklicher

Menschen; die meisten sind jung, alle sind bereit, die Erhabenheit der christlichen Erfahrung zu bezeugen durch ihre Bereitwilligkeit, den eigenen Willen dem Willen Gottes unterzuordnen. Und alle erzählen das freimütig in einem Gesellschaftszimmer der Harley-Street in einem Zeitalter des offen eingestandenen Materialismus und des zynischen Unglaubens.

Jede Woche mehr Wunder. Neue Zeugnisse neuer Besucher über ihr umgewandeltes Leben. Junge Männer und Frauen, solche mittleren Alters, viele von ihnen typische Vertreter der modernen Zeit. Einige mit bekannten Namen, Leute aus der Provinz, Berufsmenschen, Stenotypistinnen, Studenten, Fremde, alle finden sich in vollkommener Kameradschaft zusammen, ohne Klassenunterschiede, weil alle suchen, durch den Heiligen Geist zu leben und durch Ihn geführt zu werden.

XVIII

DAS VERTRACKTE EHEPROBLEM

Das Geniale der Gruppenbewegung scheint darin zu liegen, daß sie das Grundübel in jedem Leben herausfindet und das richtige Heilmittel bereithält. Sie befaßt sich nicht damit, menschliche Körper zu heilen, obschon durch ihre Botschaft menschliche Körper geheilt worden sind; sondern sie greift an die Wurzel des Übels, reißt sie aus und beobachtet dann freudig, wie dieses Leben in glückliche Zufriedenheit übergeht, unabhängig von der Größe und Art des Problems.

Eines der tragischsten Probleme, denen die Gruppe je begegnete — und das jetzt weggeräumt werden konnte — ist das einer Medizinerin, die ihren Mann kennen lernte, als er seinen Beruf aufgab, um Theologie zu studieren. Es war eine Liebesheirat; doch in ihrem Eheleben ereignete sich etwas, das nach und nach zu einem unlösbaren Problem wurde. Die Frau nahm seinen Heiratsantrag, während er noch Theologie studierte, unter der Bedingung an, daß sie ihren Beruf als Ärztin, für den sie eine große Fähigkeit und Liebe besaß, weiter ausüben dürfe.

Es dauerte einige Jahre, ehe sie einwilligte zu heiraten, da sie befürchtete, daß Kinder und die Pflichten einer Pfarrfrau sie von ihrer Berufsarbeit abhalten würden. Er beschwichtigte ihre Befürchtungen, indem er sagte, er wolle eine Haushälterin nehmen.

Sie heirateten, und der Ehemann legte ihrer Arbeit kein Hindernis in den Weg, bis er Pfarrer geworden war. Bis dahin hatte sie ihre besondere Begabung für Behandlung von Kinderkrankheiten erkannt und entwickelt und galt als die Spezialistin dafür in der Stadt, in der sie praktizierte. Ihr Mann hatte eine Pfarrstelle in derselben Stadt inne und wurde, da er ein guter Prediger war, bald ebenso bekannt und erfolgreich in seinem Beruf, wie sie es in dem ihrigen war. Dann begannen die Schwierigkeiten. Ohne Zweifel wurde der Prediger eifersüchtig auf die berufliche Berühmtheit seiner Frau — wie das manchmal bei Ehemännern der Fall ist, ebenso wie es auch bei Ehefrauen vorkommt, daß sie eifersüchtig auf den Ruhm ihres Mannes sind. Die Gemeinde nahm zu, und der Pfarrer wünschte, daß seine Frau ein wenig zu Hause sein und die üblichen Pflichten einer Pfarrfrau erfüllen solle. Sie tat es, um in der Gemeinde kein Ärgernis zu erregen. Er versäumte, sein Versprechen zu erfüllen und eine Haushälterin anzustellen. Natürlich fing die Frau an, sich über diese Situation zu grämen. Sie versuchte, den Karren weiterzuschleppen, obschon ihr die Arbeit zuviel wurde; aber da während einiger Jahre keine Kinder da waren, brachte sie es doch fertig.

Während der nächsten sieben Jahre kamen vier Kinder, fast zu schnell nacheinander für das Wohl des ganzen Hauses. Das Erscheinen derselben machte der ärztlichen Praxis der Frau definitiv ein Ende. Sie hatte über ihre Situation nachgedacht und sich dafür entschieden, ihre Pflichten als Frau und Mutter auf sich zu nehmen und sie der Chance voranzustellen, die beste Kinderärztin der Stadt zu sein. Da versuchte sie, mit ihrem Mann über ihren großen Verzicht zu sprechen, nicht so sehr weil sie Hilfe brauchte, als weil sie Sympathie und liebendes Verständnis

für ihre Lage suchte. Hier mißverstand er sie gänzlich, indem er den Schluß zog, daß sie ihre Karriere vorziehe und sich von ihm lösen wolle. Während jener Zeit wurde ein Mädchen geboren.

Ihres Mannes Unfähigkeit, ihr die Sympathie zu schenken, die sie in ihrem schwersten Augenblick nötig hatte, lastete auf ihrem Gemüt. Sie erfüllte ihre Pflicht während weiterer sechzehn Jahre, immer bestrebt, nicht an das Opfer zu denken, das sie gebracht hatte; aber sie brütete über dem Versagen ihres Mannes, ihr das heißersehnte Verstehen zu gewähren. Die Menschen in ihrer Umgebung hatten nicht die leiseste Ahnung von dem Kampfe, der in ihr vorging, obschon sie in ihrem Beruf eine große Lücke hinterlassen hatte. Ihr Mann hatte es nun zu großem Einfluß in der Stadt gebracht. Sie unterstützte ihn in jeder Weise, denn die beiden wurden von den Menschen sehr umworben. Dann — starb er ganz plötzlich!

Nach dem Begräbnis stellte sich heraus, daß er sein Geld schlecht angelegt hatte, nicht nur sein eigenes Erspartes, sondern auch ihr Geld, wozu er nach den Gesetzen der damaligen Zeit berechtigt war, obschon es dafür keine moralische Rechtfertigung gab. Sie trug ihm dies nicht nach. Zu jener Zeit war ihr ältestes Kind eben dabei, das Studium zu beenden, und das jüngste war in einem Kindergarten. Sie mußte etwas anfangen, um sie erhalten zu können. Sie dachte wieder an ihre alte Arbeit. Sie erkundigte sich, mußte aber dabei entdecken, daß die Medizin unterdessen so weit fortgeschritten war, daß sie hoffnungslos hinter der Zeit zurückstand und unzulänglich geworden war für diese Arbeit, obschon ihr Diplom noch gültig war.

Sie tat, was sie konnte, und ergriff jede Möglichkeit, die sich bot. Einmal war sie Pflegerin bei einem Arzt, dann medizinische Assistentin in einem Kinderheim;

sie nahm Pensionäre auf und gab Konzerte, da sie eine wundervolle Stimme hatte. Obschon sie energisch und dem Leben gewachsen war, wurde sie immer unglücklicher. Ihre Arbeit bekam etwas Mechanisches, sie mußte sich zu Hause immer mit etwas beschäftigen, und immer war die Erinnerung da, daß ihr Mann ihre Karriere verdorben, ihr sein Verständnis verweigert und ihre Begabung an gewöhnliche Arbeiten verschwendet hatte. Eine sehr verständliche Gemütsverfassung, auch für den besten Menschen, nach solchen Eheerfahrungen! Aber da diese Gedanken unaufhörlich an derselben Stelle ihres Nervensystems bohrten, gruben sie auf ihrem Weg einen tiefen Einschnitt, der erst geheilt werden konnte, als sie ausgeschaltet worden waren.

Dann kam sie durch die Gruppe dazu, Gott als eine Wirklichkeit zu erkennen. Sie hatte manche Aussprache mit einer der Gruppenleiterinnen — Olive Jones. Sie sagte, daß sie vor dem Tode ihres Mannes allen Glauben verloren hatte und, ohne zu glauben, in die Kirche gegangen war. Sie begann zu beten und Gott um Hilfe zu bitten. Sie fürchtete, den Verstand zu verlieren in all ihrem Kummer. Es brauchte lange Zeit, bis die freundliche Gruppenleiterin sie an den Punkt gebracht hatte, wo sie bereit war, ihren schrecklichen und doch natürlichen Groll gegen ihren Mann aufzugeben, der sich in sie hineinfräß, so daß ihre Denkfähigkeit durch allzu langes Grübeln über einen Gegenstand zerstört wurde. Schließlich gelang es ihr, diesen alten Groll völlig hinzugeben. Sie erzählte die ganze Geschichte ihrem Sohn, der das neue, erlöste Leben, das dann folgte, mit ihr teilte.

Als sie erkannt hatte, daß die Unversöhnlichkeit ihre große Sünde gewesen war, fing sie an, über das Wiedergutmachen nachzudenken, das jetzt nicht mehr möglich war. Auch das wurde zu einer Gefahr für ihr

Gemüt, da es ihr nun schien, daß sie eine unverzeihliche Schuld auf sich geladen habe. Vielleicht hatte ihre innere Haltung den Tod ihres Mannes verursacht. Aber die Gruppenleiterin dachte an einen hilfreichen Ausspruch von Frank und sagte, daß sie ja nun zum Wiedergutmachen bereit gewesen wäre und deshalb einen hoffnungslosen Fehler und eine neue Sünde begehe, wenn sie sich jetzt noch Gewissensbisse machen wolle. Ihr Gemütszustand ist nun wieder normal geworden durch die Befreiung von ihrem alten Groll.

*

In der vorigen Geschichte wurde Gottes Wille erst nach dem Tode des Ehemanns gesucht und die Lösung erst dann gefunden. In der nun folgenden Geschichte konnte die Lösung viel früher gefunden werden. Hier war die Frau erst am Anfang ihres Studiums, als sie dasselbe aufgab, um einen berufstätigen Mann zu heiraten. Sie war, was die Tatsachen des Ehelebens betrifft, ungewöhnlich unwissend. Es entwickelte sich in ihr ein vernichtender Haß gegen alles, was mit dem Sexuellen zu tun hatte. Dennoch hatte sie fast ein Dutzend Kinder.

Es gab keine Ruhezeit. Zwei Jahre waren die längste Frist zwischen einer Geburt und der nächsten. Ehe das jüngste Kind zur Welt kam, mußte ihr Mann öfters in Geschäften von Hause fort, und sie wünschte sich natürlich mehr solcher einsamen Zeiten. Ihre schweren Erfahrungen wirkten auf ihre Nerven, ihre Laune und ihren Charakter, und sie wurde bekannt als eine unangenehme Person. Er aber tat allen Menschen leid. Sie haßte ihr Leben und dachte an Selbstmord. Zwei- oder dreimal hatte sie einen Nervenzusammenbruch und war in einer Nervenheilanstalt. Mehrmals versuchte sie, sich mit ihrem Manne auszusprechen, aber verletzte ihn nur damit, weil er sehr in sie verliebt war.

Als die Kinder älter wurden, erkannte sie, daß sie sie nicht in dieser Atmosphäre aufwachsen lassen konnte. Sie arbeitete in verschiedenen Vereinen mit und nahm teil an Wohltätigkeitsbestrebungen. Dann begegnete sie einem Bekannten, der wußte, daß sie sich als junges Mädchen für das Studium der Rechte interessiert hatte, und ihr riet, ihr Studium wieder aufzunehmen. Das tat sie während mehrerer Jahre ohne Wissen ihres Mannes. All ihr Hunger und Durst nach Berufsarbeit kam wieder. Schließlich sagte sie ihrem Manne, daß sie sich entschlossen habe, Rechtsanwältin zu werden. Er sagte, sie sei wohl wahnsinnig und habe kein mütterliches Gefühl. Wenn sie dieses Vorhaben weiter hege, werde er ihr die Kinder wegnehmen . . . So gab sie ihre Idee für eine Weile auf, und das häusliche Leben wurde noch schlimmer.

Mit dem Heranwachsen der Kinder gab es Schwierigkeiten. Die Mutter hatte wieder einen Zusammenbruch. Die Ärzte sagten dem Manne, seine Frau müsse irgend etwas treiben, das ihr aus ihren seelischen Nöten Befreiung bringen könne, sonst werde sie wahnsinnig. Er willigte grollend ein. Dann tauchte ein Führer der Gruppe in dem düsteren Bilde auf. Der Ehemann erhielt eine Einladung zu einer Hauspartie, die seine Neugier erregte, und die er bespöttelte. Er meinte, es handle sich um eine neue und abseitige Form der Religion.

Er sprach mit seiner Frau über diese Hauspartie; sie wurde neugierig und ging hin. Sie bat jemand von der Gruppe um eine Aussprache und wurde einer Führerin vorgestellt, die etwas Ähnliches erlebt hatte. Sie hielten zusammen eine lange Schweigezeit ab, und es wurde der Frau klar, daß sie ihrem Manne einfach die ganze Geschichte erzählen müsse, . . . was für sie sehr schmerzhaft war und ein schwerer Schlag für ihren Mann, der vorher nichts davon gemerkt hatte.

Es endete damit, daß beide ihr Leben Gott hingaben. Sie bauten ihr Heim neu, auf dem Wege der Verständigung durch einfaches Mitteilen. Die Frau wurde Rechtsanwältin und übt nun ihren Beruf mit vollem Einverständnis ihres Mannes aus:

*

Aber wie ist es mit denjenigen, die in blinder Verliebtheit heiraten und dann aus diesem Traum erwachen, weil sie immer mehr einsehen müssen, daß sie nicht zueinander passen? Hier ist ein Beispiel und die Antwort mit den eigenen Worten der Frau:

„Mein Mann war Flieger in Frankreich, als wir uns heirateten. Während des Krieges sahen wir uns nur von Zeit zu Zeit, und unser Zusammensein wurde natürlich nicht mit Argumentieren und kleinlichen Zwisten ausgefüllt, da der Tod an unserer Seite ging. Jedes von uns gab dem anderen seine ganze Liebe, ohne Kritik oder Tadel, und jedes war dem anderen alles; Gott war ganz im Hintergrund und existierte für uns nur wie ein guter Weihnachtsmann, den man fortwährend an die Gaben erinnert, die einem zukommen und an den man sich um Beistand wendet, wenn einmal etwas schief gegangen ist. Unsere wirklichen Götter waren wir eines dem anderen und jedes sich selbst.

„Nach dem Kriege — als mein Mann durch seinen Nervenzustand und die Überanstrengung so mitgenommen war, daß er in der Abteilung ‚C 3‘ (für die kränksten Soldaten) geführt wurde, mit einem nervösen kleinen Kind und ohne die Möglichkeit, eine Wohnung zu bekommen — war es notwendiger und weniger reizvoll denn je, sich tapfer zu halten. Es ist viel schwerer, die Krankheit eines Menschen, dessen Nerven zusammengebrochen sind, gewahr zu werden, als seine schlechten Launen, seine Reizbarkeit, seine Unbeherrschtheit und fortwährende Depression zu ertragen. Unsere Liebe ohne

Gott hielt diese Belastungsprobe nicht aus. Nachdem mein Mann bei der Ausbildung als Farmer in Südafrika zwei Jahre im Freien verbracht hatte, waren seine Nerven wiederhergestellt, und nun versagten die meinen. Jetzt wurde ich empfindlich und selbstsüchtig, war voller guter Vorsätze und schlechter Gedanken und widmete mich meiner Familie nur aus Stolz, meine Pflicht zu tun. Aber es war wenig Liebe dabei, außer zu mir selbst. Ich war voller Mitleid mit mir selbst wegen meiner Krankheit, und weil es, wie mir schien, an der richtigen Würdigung meiner ausgezeichneten Eigenschaften fehlte. Ich war krank und blieb während der nächsten sieben Jahre in diesem Zustand. Ich war heftig gegen diejenigen, die meiner Autorität unterstanden und strafte zum Beispiel die Kinder wegen eines kleinen Vergehens sehr streng, wenn mich das Dienstmädchen, das ich nicht verlieren wollte, geärgert hatte.

„Mein Mann und ich hielten nach außen mit Erfolg den Anschein einer Zuneigung aufrecht, doch war keine seelische und geistige Verbundenheit zwischen uns. Um über diese seelische Disharmonie hinwegzukommen, füllten wir unsere freie Zeit mit Gesellschaften und Besuchen bei Freunden aus. Wenn wir einen Abend miteinander zu Hause verbrachten, fand ich, daß es eine zu gute Gelegenheit sei, als daß ich sie verpassen könnte, um meinem Mann zu sagen, wie selbstlos ich sei, wie mißverstanden, wie schrecklich er mich enttäusche — mit illustrierenden Vorfällen und Beispielen. Ich war bekümmert, daß unsere Abende zu Hause nie glücklich waren. Ich fand immer, daß ich mich bei all diesen Prüfungen sehr tapfer hielt, und zeigte meine wahren Gefühle nie. Natürlich konnte ich nicht oft lächeln und trug meistens einen Ausdruck der Enttäuschung. Es war ein großer Kummer für mich, daß ich so schlecht behandelt und miß-

verstanden wurde, während ich doch immer etwas für andere tat (und sie dabei haßte!) und auch immer im Recht war!

„Das Leben in unserem Hause war ohne Zukunftshoffnung, ohne Religion. Ich dachte nur, daß ich meinen tapferen Kampf weiterführen müsse, daß man mir im Himmel gerecht werden und daß Jack dann sehen würde, wie gut ich gewesen sei. Aber ich fühlte, daß es kein siegreicher Kampf war, und sagte meinem Mann, daß ich ihn mit vierzig Jahren verlassen müsse. Ich hatte beschlossen, den Rest meines Lebens in den Armenvierteln zu verbringen, wo man meine Arbeit gebührend schätzen würde.

„Auf die Anregung eines Freundes hin gingen mein Mann und ich in eine Gruppenversammlung. Dort hörten wir Frank und viele andere. Wir waren sehr kritisch. Ich ging im langsamsten Tempo vorwärts, um alles aufnehmen zu können, während Jack ein schnelleres Tempo anschlug und in drei Tagen sein altes Leben ehrlich einem Führer bekannt und alles Christus hingegeben hatte. Ich war außer mir. Mit all meinem Glauben an Gott hoffte ich doch, zuerst bei Ihm anzukommen! Aber als mein Mann mir alles aus seinem Leben mitteilte und mir auch sagte, was er mir alles vorenthalten hatte, fühlte ich, daß ich dasselbe tun müsse, und ich hatte mehr zu bekennen als er, und es mußte mir mehr vergeben werden. Wir ließen das alte Selbst zurück und gaben alles, was wir besaßen, Ihm, der es uns gegeben hatte. Unsere Liebe zueinander wurde erneuert und vertieft.

„Wir fingen an, Stille Zeiten vor Gott zu halten, jeden Morgen beim Erwachen, und lehrten unsere Kinder, es auch so zu machen. Wir baten Gott um Führung und beteten um Kraft, um dieser Führung folgen zu können.

„Wir fingen an, unsere Kinder mit Ehrlichkeit und Offenheit zu behandeln — indem wir uns entschuldigten wegen jeder ungerechtfertigten Aufregung und Heftigkeit — und munterten sie dadurch auf, offen mit uns zu sprechen. Der Erfolg davon war, daß, wenn wir unser Bedauern über unsere Gereiztheit aussprachen, sie ihrerseits bekannten, daß es ihnen leid tue, sie verursacht zu haben.

„Eines Morgens stürzte mein kleiner Junge in mein Schlafzimmer und sagte: ‚Ich muß etwas bekennen Ich habe gelesen, anstatt mein Bad zu nehmen, und ich werde es nun nehmen und sehr schnell machen — ich bekenne es jetzt, damit du nicht böse wirst und dann nachher bekennen mußt, daß es dir leid tut.‘

„Ich teilte die Schwierigkeiten, die ich als kleines Mädchen hatte, meiner kleinen Tochter mit, und sie sagte mir Dinge und drückte sie ziemlich häßlich aus, von denen ich keine Ahnung hatte, daß sie davon wisse; und ich war imstande, ihr ein neues, schöneres Bild des Lebens zu geben. Das Resultat war, daß sie anstatt ihrer gewohnten Verschlossenheit ihrem Papa und mir eine so warme Liebe und Zuneigung bewies, wie sie es nie zuvor getan hatte.“

*

Die richtige Lösung des Eheproblems ist natürlich die „geführte“ Verlobung. Die Gruppe glaubt, daß die Liebe nicht zu den Rechten des Menschen, sondern zu den Gaben Gottes gehöre, und daß sie dort Glück bringe, wo Er sie zuläßt. Wo Er nicht bestimmt, ist sie ein verhängnisvoller Fehlgriff. Gott hat Seine Wahl für den Menschen. Eine andere Wahl zu treffen, heißt Schwierigkeiten herausfordern. Aber die meisten Menschen heiraten heute aus allen möglichen Rücksichten, nur nicht aus Rücksicht auf den Willen Gottes. Und das Unglück wartet schon hinter der nächsten Ecke.

Ich fragte einen glücklich verheirateten Mann in der Gruppe:

„Wie kamen Sie dazu, Anna zu heiraten?“

„Führung,“ war die Antwort.

Das war mir neu, obschon ich wußte, daß wir über die Stufe hinaus sind, wo die Eltern diese Frage für ihre Nachkommen zu entscheiden pflegten. Aber ich war nicht sehr hoffnungsvoll, daß damit die Sicherheit größer geworden war, das Rechte zu treffen.

„Sie meinen, daß Sie sich verliebten, und daß Gott Ihnen dann zu erkennen gab, daß es richtig sei?“

„O, nein! Es war mehr dabei als das. Ich hatte Anna schon seit einiger Zeit gekannt,“ erklärte er. „Ich wußte, daß sie der Typus sei, den ich heiraten wollte. Doch eines Tages, während einer Schweigezeit in der Eisenbahn, kamen mir folgende Gedanken: ‚Würdest du Anna gern heiraten?‘ ‚Ja,‘ antwortete ich, ‚wenn Du denkst, daß es recht ist.‘ ‚Gut — weshalb traust Du es Dir dann nicht zu und versuchst es?‘ kam die klare und fast scherzhafte Antwort. Ich entschloß mich, es zu tun. Aber ehe ich es wagte, prüfte ich diese Führung mit meinen Freunden, wie es die weise Gepflogenheit der Leute in der Gruppe ist. Ihre Führung bestätigte die meine. Wage es ruhig und sieh, was dabei herauskommt! Ich tat es . . . Ehe die Woche zu Ende war, waren wir verlobt, und seither war es immer herrlich.“

Das ist das Ehegeheimnis der Gruppe, bei dem die Romantik nie verblaßt.

*

Einer der glücklichsten Ehemänner, die ich kenne, ist Ken Twitchell. Er gab mir folgendes Rezept, das verdient, in jedem Heim eingeführt zu werden:

„Zu den am meisten enttäuschten Menschen gehören die jung verheirateten Paare. Ich glaube, ihre Enttäuschung ist so groß, weil sie von der Verheiratung

so viel erhofften und dann so wenig fanden. Zwei Menschen begegnen sich. Sie lieben sich. Sie verheiraten sich und erwarten eine wonnevolle Glückseligkeit. Sie glauben, daß ihre persönliche Liebe stark genug sei, um sie für immer zu vereinen. Doch nach einer Weile, oft sogar schon auf der Hochzeitsreise, stellt sich eine enttäuschte Stimmung ein. Es wird nichts gesagt. Beide nehmen an, daß man sich einfach an die Ehe gewöhnen müsse. Das ‚verheiratete Aussehen‘ fängt an, sich zu zeigen.

„Es steckt manches dahinter. Die menschliche Liebe ist bereit zu geben, aber sie erwartet auch, etwas zu erhalten. Wenn sie nicht erhält, was sie erwartet, ist sie verletzt und hört auf, mit ihrer ersten, beseligenden Freude zu geben. Wir tragen Ideale und Hoffnungen in den anderen Menschen hinein, die wir noch nicht Christus übergeben haben. Wir hängen uns an sie und verlangen sie für uns. Wir erwarten eine gewisse Sympathie, eine Leichtigkeit des gegenseitigen Verstehens, einen ehelichen Halt, einen gewissen romantischen Reiz. Wir erwarten eine Kombination von Sir Galahad und Prince Charming. Wir sind verletzt, daß es nicht so kommt.

„Eine weitere Schwierigkeit taucht auf, wenn wir entdecken, daß in der Ehe das schwere Problem gelöst werden muß, das widersprechende menschliche Wollen zweier Personen einander anzugleichen. Sie möchte dies, er möchte jenes. Oft entstehen daraus zwei Schwierigkeiten. Eines der beiden zwingt dem anderen seinen Willen auf. Sie oder er ist eine etwas stärker dominierende Persönlichkeit. Und so nimmt er oder sie dem anderen Leben und Initiative fort. Was geschieht? Wir alle kennen die Familie, in der immer die gleiche Person die Fahrkarten lösen und alle Pläne arrangieren muß, wo der Vater das Gesetz bestimmt und am Mittagstisch sein entscheidendes

Votum abgibt. Die anderen versinken in ein resigniertes Schweigen.

„Doch das ist noch nicht alles. Tränen, Nerven-Gereiztheiten, deren Ursache man nicht erkennen an, sich zu zeigen. Es wird ein Gefühl der Ungerechtigkeit, der mißachteten Rechte erzeugt. Das ist die Atmosphäre, die die Kinder zu dem Entschluß bringt, ihr Heim zu verlassen, sobald sie irgendwie dazu fähig sind. Und nicht nur das — sie isoliert die herrschsüchtige Persönlichkeit und überläßt sie einer schrecklichen Einsamkeit.

„Denn da ist auch die andere Seite der Medaille — die unterdrückte Persönlichkeit. Es ist eine ebenso große Sünde, einer dominierenden Persönlichkeit nachzugeben, wie selbst zu herrschen. Es ist eine Sünde, einen Märtyrerkomplex zu haben, immer nachzugeben und den anderen herrschen zu lassen, mit der Entschuldigung: ‚Sehen Sie, er ist eben mein Mann‘ oder ‚Sie ist eben meine Frau‘. Gewöhnlich wird das getan, weil es leichter ist. Jedoch nicht der Wille eines anderen Menschen, sondern Gottes Wille soll zuerst kommen. Wenn du dir erlaubst, eine unterdrückte Persönlichkeit zu sein, wirst du diese Sünde auf die nächste Generation übertragen, und die Kinder werden unterdrückte Geschöpfe sein.

„Die Lösung dieses Konflikts liegt im Annehmen eines dritten Willens, in den beide mit Begeisterung einwilligen können. Dieser dritte Wille ist der Wille Gottes. Die Sünde in der Ehe liegt oft nur im Nichtfinden des göttlichen Willens und im Verharren in menschlichem Geben oder Nehmen. Die Lösung ist ein gottgeführtes Leben.

„Eine weitere Quelle des Unheils ist die Besitzgier in der Ehe: den andern Menschen allein um dessentwillen haben zu wollen, was er uns bedeutet. Dieses

Besitzenwollen führt zur Eifersucht in bezug auf außenliegende Interessen oder andere Menschen, die uns die ungeteilte Aufmerksamkeit der Person, die wir für uns selbst beanspruchen, zu rauben drohen. Wir müssen unseren Mann oder unsere Frau hingeben. Der andere Mensch darf nicht an erster Stelle stehen, Christus muß an erster Stelle sein. Auf dieser Basis verschwinden Eifersucht und Furcht, und es vergeht auch die Abneigung gegen Eindringlinge in Gestalt von Arbeit oder von Freunden beiderlei Geschlechts.

„Die menschliche Liebe versagt, weil sie uns letzten Endes nicht einem anderen menschlichen Wesen zu schenken vermag. Wo das Feuer der Liebe stark brennt, sucht sie leidenschaftlich, sich dem anderen ganz zu schenken und ganz in ihm aufzugehen. Aber ungeachtet der Tiefe ihrer Sehnsucht bleibt sie innerhalb der Grenzen der Individualität festgekettet. Gott hat uns so gemacht. Der Einzige, dem wir uns ganz geben können, ist Er. Ihm können wir Körper, Seele und Geist in froher Hingabe überlassen. Und die Sehnsucht der menschlichen Liebe, sich eines im anderen zu finden, wird erfüllt, wenn jedes sich in Gott verloren hat und in Ihm das andere findet. Nur in der göttlichen Liebe, die ihren Ursprung im Himmel hat, findet die menschliche Liebe ihre Vollendung und ihren höchsten Segen.

„Das lebendige Christentum gibt die wirkliche Antwort auf die Ehefrage: Christus der Herr in einem jeden Haus. Er muß in jede Beziehung mit hineinkommen. Auf dieser Grundlage werden die ersten Gefühle und Ideale der Liebe bewahrt. Sie sind nicht eine Illusion der Vergangenheit, sondern eine Wirklichkeit, die nur auf der hohen Ebene erreicht werden kann, von der aus die Ehe als ein Team zweier Menschen betrachtet wird, die Gott dienen. Die Ehe muß immer nach außen, ins Leben anderer ausstrahlen und suchen, diese

zur selben Freude zu führen. Sie ist ein Heiligtum, dessen Segen auch anderen zugute kommen muß.

„Diese Team-Arbeit für Christus verlangt eine volle Durchsichtigkeit zwischen Mann und Frau, ohne versteckte und unausgesprochene Verstimmungen des einen über den anderen. Die meisten Menschen sind von Natur Eigenbrödler und brauchen jeden Tag eine bestimmte Zeit für das Mitteilen (Sharing), in der all die dummen kleinen Aufregungen, Eifersüchteleien und argwöhnischen Gedanken, die das Eheleben vergiften, weggelacht werden können.

„In dieser Team-Arbeit fördert der Stärkere den Schwächeren. Jedes hält das andere zum Höchsten an. Wir helfen dem anderen, selbständig zu werden. Wir fällen keine Entscheidung für ihn, sondern lassen ihn selbst entscheiden. Der Stärkere mag besser fähig sein, eine Aufgabe zu erfüllen, aber es kann Gottes Wille sein, den Schwächeren zu erziehen, indem Er ihm oder ihr diese Gelegenheit bietet. Das erfordert tägliche Geduld und Selbstaufopferung, ein klares Wissen, in welchem Momente man schweigen und kein Problem zur Sprache bringen soll, und wann der andere Mensch über ein Problem hinweggelacht werden muß.

„Dann ist freilich auch die physische Beziehung da. Die meisten Scheidungsfälle haben ihren Ursprung darin, daß es an einer geführten Regelung auf diesem Gebiete fehlt. Vorbereitung und Einführung in die Kenntnis der Tatsachen sind notwendig. Wir müssen den Trugschluß zurückweisen, daß die Ehe die Lösung aller physischen Probleme sei. Sie bedeutet eine seelische und geistige Einheit, deren Symbol die physische Verbindung ist. Es besteht immer die Gefahr, daß die letztere vorherrschend wird — ein Ziel, das um seiner selbst willen gesucht wird. Aber die körperliche Verbindung ist ein Heiligtum. Jemand

hat ausgesprochen, es sei die Feuerprobe der Liebe, ob zwei Menschen durch dieses Heiligtum hindurchgehen könnten mit unverminderter Verehrung füreinander.

„Gottes Aufsicht ist die beste Geburtenregelung. In ihr liegt eine alles beherrschende Macht, die die menschliche Liebe zu ihrer höchsten Vollendung erhebt.

„Solange die Menschen aus trivialen Gründen heiraten“ — schließt Ken Twitchell —, „werden sie auch aus trivialen Gründen geschieden werden. Aber diejenigen, die Gott zusammengefügt hat, sind von Seiner Liebe umfassen, in der die menschliche Liebe ihre letzte Erfüllung findet.“

XIX

EIN OXFORDER PSYCHOLOGE SPRICHT

Während ich auf meinen Reisen mit der Oxfordgruppe alles, was gesagt und getan wurde, sorgfältig abwog und überdachte, fragte ich mich oft, wie wohl die Ansicht der Gelehrtenwelt in Oxford über diese Bewegung, die aus ihrer Mitte hervorgegangen war, sein möge. Als Journalist war ich sicher, daß sie etwas Neues dazu bringen würde. Auch in religiöser Beziehung glaubte ich die Bewegung einschätzen zu können, denn ich hatte Gott gesucht und gefunden. Aber in bezug auf die theologischen und psychologischen Seiten ihrer Botschaft war ich ein Laie.

Deshalb beschloß ich, mich an eine bekannte Persönlichkeit unter den Professoren von Oxford zu wenden, einen Mann, der dazu berufen war, als Autorität über die Oxfordbewegung zu sprechen: Canon L. W. Grensted, einer der ersten Gelehrten und Psychologen der Kirche von England, Professor der christlichen Religionsphilosophie (der 1930 die Bampton-Vorlesungen hielt) und Canon von Liverpool.

Professor Grensted hat einen jener mächtigen, durchgeistigten Köpfe, die wir bewundern, obschon wir seine Bürde nicht gern herumtragen möchten. Ich verbrachte einen ganzen Nachmittag und Abend damit, ihn auszufragen. Das war eine ergiebige Gelegenheit. Der Professor hat einen feinen, trockenen Humor, ein sympathisches, schelmisches Lächeln und die Begabung,

die tiefsten Dinge mit einer einfachen Klarheit auszusprechen, verbunden mit einer gewinnenden jugendhaften Schüchternheit, die seinem großen geistigen Gewicht gelegentlich ein Schnippchen schlägt. Ich legte ihm einige sehr zugespitzte Fragen vor, die ein entschiedenes Ja oder Nein erforderten. Er gab mir sehr bestimmte Antworten. Über einige dieser Fragen mußte er ein wenig nachdenken, denn sein Verstand ist so gewichtig, daß es einer Menge schwerwiegender Beweise bedarf, bis er sich auch nur leicht nach einer Seite zu neigen vermag.

Ich fragte ihn, weshalb er sich der Bewegung angeschlossen habe, worauf er mir antwortete, daß kein Christ abseits stehen und sich nicht dafür interessieren könne. Am Anfang hatte sich eine ungerechtfertigte Opposition gegen die Bewegung erhoben, die ihn dazu bewogen hatte, sich offen auf ihre Seite zu stellen, um ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen.

„Und was sehen Sie in dieser Bewegung?“

„Eine ungeheure Hoffnung für das religiöse Leben der ganzen Welt. Ohne auf Einzelheiten einzugehen — um nur beim Grundsätzlichen zu bleiben — finde ich darin viel Wesentliches, das ich für mein eigenes Leben brauche.“

Das war eine recht weitgehende Aussage für einen Philosophieprofessor.

„Handelt es sich bei der Gruppe wirklich um Menschen, die gesund und innerlich gefestigt sind?“ war meine nächste Frage.

„Die einzig richtige Antwort, die sich auf diese Frage geben läßt,“ sagte er, „ist, daß das auf die Führer und diejenigen, die in einer verantwortungsvollen Beziehung zum Ganzen stehen, unbedingt zutrifft. Und nicht nur das; mit einigen, die noch nicht ganz gefestigt waren, ehe sie mit der Gruppe in Berührung kamen, ist es zusehends besser geworden. Die Men-

schen, die mit den Teams herumreisen, lernen Diskretion und Takt und werden vertrauenswürdig. Ich denke, daß es hierbei auch Ausnahmen gibt, wie innerhalb der Kirchen; doch gibt es in der Bewegung nicht mehr unausgeglichene Menschen als in den Kirchen, sondern eigentlich eher weniger.“

Ich hatte gehört, daß es in den Gruppen auch Gefahren gebe und fragte ihn direkt: „Ist die Oxfordgruppe gefährlich?“

„O, schrecklich gefährlich!“ sagte er ironisch. „Sie könnte die ganze Welt in Bewegung bringen, wie es am Anfang durch das Christentum geschehen ist, denn ihre Möglichkeiten sind einfach enorm. Die stärkste Bekräftigung dafür scheint mir in ihrer Vitalität zu liegen. Sie enthält einen neuen, unendlich lebendigen Unternehmungsgeist. Es ist eine wahre Offenbarung, diese junge schöpferische Arbeit zu sehen, die uns an die erschütternden Berichte aus der Apostelgeschichte erinnert.“

Das war alles sehr gut. Doch könnten bei den Versammlungen unvorsichtige Aussprüche getan werden, die für die ganze Bewegung von Schaden wären. Wenn gebildete junge Menschen aufstehen und ihr Zeugnis ablegen, wissen sie wohl, was sie zu sagen und was sie zu verschweigen haben. Doch wenn sich die Bewegung allgemein verbreitet und auch weniger Gebildete anfangen, ihre Zeugnisse in den Gruppen offen abzulegen — „Setzen wir den Fall, daß da einer etwas Unpassendes sagt?“

Der gewaltige Kopf wiegte sich belustigt.

„Und wenn schon! Es könnte nicht viel Unheil anrichten. Denn man kann tatsächlich alles sagen, was wahr ist, vorausgesetzt, daß man es sorgfältig und in der richtigen Weise tut. Und vergessen Sie nicht, daß die menschlichen Probleme immer und an vielen Orten erörtert werden.“

„Manches, was zum Beispiel in einer Wohlfahrtsversammlung für Mütter gesagt wird, bekäme man in einer Gruppenversammlung nicht zu hören. Auch vieles, was heutzutage in einer Gesellschaft gesprochen wird, nicht. Bei den Zusammenkünften eines Sicherheitsausschusses wird viel deutlicher gesprochen. Auch in der Presse und bei vielen anderen öffentlichen Gelegenheiten bespricht man die Probleme offen, ohne dabei eine Antwort zu geben. Hier liegt die Gefahr. Die Gruppe dagegen berührt das Problem als solches nur leicht und unterstreicht vor allem die Antwort. Die Antwort ist die Hauptsache.

„Außerdem gibt es ja bei der Team-Arbeit das Austauschen. In der Regel wird selten etwas öffentlich mitgeteilt, ehe es dem Team mitgeteilt worden ist. Und in der Praxis ist der sogenannte einfache Mensch — wenn man überhaupt diesen Unterschied machen will — in dem, was er öffentlich sagt, genau so taktvoll wie der Hochgebildete. Die Gruppensitte des Mitteilens umfaßt alle Klassen. Ich kenne Familien, deren Dienstboten als Führer in der Gruppe mitwirken. In den Fabriken von St. Helens finden jeden Tag Gruppenversammlungen statt, in denen eine ‚Stille Zeit‘ abgehalten und wo ‚mitgeteilt‘ wird. Und diese Gruppen arbeiten mit demselben Erfolg wie die Gruppen, die von Studenten und Gelehrten abgehalten werden.“

Ich warf ein:

„Doch könnten mißzuverstehende Dinge ausgesprochen werden, und die Spötter sind immer zur Hand.“

Der Professor meinte, daß ein wenig Spott im allgemeinen nicht viel schaden könne, wenn er durch Mißverständnisse hervorgerufen würde. Im Nichtmitteilen liege eine viel größere Gefahr. Es könne zu großem Unheil führen, sein Leben in sich selbst zu verschließen. Die Gefahr des Mitteilens könne nie

so groß sein wie die Gefahr des Sichverschließens. Letzteres führe zu allen möglichen Tragödien — einschließlich Mord und Selbstmord, wofür es ja gerade heutzutage so viele Beispiele gebe.

„Das ‚Mitteilen‘ ist ein unschätzbares Gut,“ sagte der Professor mit Nachdruck. „Es gibt wirklich die Lösung vieler Probleme. Denn es ist fast unmöglich, seine eigenen Probleme richtig zu erkennen, ohne sie selbst von außen gesehen zu haben, was nur durch das Mitteilen geschehen kann. Und ob das in dieser Bewegung vor sich geht oder anderswo — und die Möglichkeit des Mitteilens bleibt nicht auf die Oxfordgruppe beschränkt — so ist es immer von größtem Nutzen. Das Mitteilen wurde von der modernen Kirche viel zu sehr vernachlässigt. Doch“, unterbrach er sich, „hinter dieser Behauptung liegt eine lange theologische Entwicklung. Wir befinden uns jetzt in einer Phase allgemeiner Zurückhaltung. Das war nicht immer so. Es gab Zeiten, in denen es in der entgegengesetzten Richtung Übertreibungen gab, so daß eine Regelung durch die Geistlichkeit vorgenommen werden mußte. So weit ist es mit der Gruppe noch nirgends gekommen, und ich glaube nicht, daß je für uns ein Grund vorliegen wird, einzugreifen.“

„Wann müßte das geschehen — wenn es überhaupt je dazu käme?“

„Nur dann, wenn eine große Zahl von Menschen das seelische Gleichgewicht verlieren würden, wie es bei gewissen Erweckungen vorgekommen ist, die auf der Grundlage einer rein gefühlsmäßigen Erschütterung und nicht auf derjenigen der Wiedergeburt durch einen umgewandelten Willen zustande kamen. Natürlich hat jede plötzliche Umwandlung eine gefühlsmäßige Wirkung, als Folge der Umgruppierung der Willensimpulse. Das wird so erklärt: Wenn das Ich irgendwie angesprochen wird und reagiert, geschieht es durch

den Willen — das Selbst in Aktion. Durch dieses Reagieren entsteht eine Gefühlsauslösung — d. h. es tritt eigentlich eine neue Gefühlsbildung ein, wofür das Gefühl der Liebe das beste Beispiel ist. Das bewirkt eine ganz neue Zusammenwirkung der Impulse, im Dienste eines neuen Objektes. Eine Umwandlung der Gefühle in den Beziehungen der Menschen zueinander oder in der Liebe zu Gott kann nicht ohne Erschütterung vor sich gehen. Das Schlimmste ist, daß die Menschen in ihrer Liebe zu Gott selten irgendeine Erschütterung erleben, wie in ihren weltlichen Gefühlen, die sie z. B. für ihr Frühstück, für die frische Luft, für ihren Hund, ihr Auto, ihre Lebensstellung, für ihr Ansehen hegen — eine Einstellung, die sich allenfalls mit Beten und Kirchenbesuch verträgt, doch nicht bedeutet, daß Gott unbedingt die erste Stelle einnimmt. Und wenn dann solchen Menschen etwas wie die Gruppe in den Weg kommt und sie darauf aufmerksam macht, daß Gott an erster Stelle stehen sollte — an Seinem richtigen Platze — und sie merken, daß ihre ungeordneten Gefühle angegriffen werden — Gott zuerst —, dann fühlen sie sich natürlich unbehaglich.“

„Und kann man wirklich annehmen, daß die Lehre der Oxfordgruppe die Antwort auf jedes menschliche Problem geben könnte?“

Der Professor erwog die Antwort auf diese kühne Frage sorgfältig. Dann sagte er: „Ich glaube, daß die Hauptgrundsätze der Gruppe im allgemeinen immer anwendbar sind. Doch gibt es Menschen, die eine besondere Hilfe brauchen, und es wäre allerdings gefährlich, zu meinen, man könne aus der Lehre der Gruppe ein Schema machen. Und so bilden die Gruppenführer aus, die mit schwer zu behandelnden Menschen gut umgehen können, wie es auch an anderen Orten geschieht. Die Gruppe wandelt Menschen um. Sie weiß, daß man einen Konflikt nie lösen kann, wenn man ver-

sucht, ihn von innen heraus selbst zu lösen. Doch wenn man versucht, ihn durch eine höhere Macht von oben lösen zu lassen, wird er immer gelöst werden, auch wenn die Lösung nicht immer so ausfallen wird, wie man es erwartet hat.“

„Doch worin unterscheidet sich dann die Bewegung von den hergebrachten Anschauungen?“

„Sie geht in allen wichtigen Punkten positiv vor,“ sagte der Professor. „Sie hat positive Hilfsmethoden, die in so vielen modernen Büchern, in denen über die Schwierigkeiten unserer Zeit geschrieben wird, beklagenswerterweise fehlen. Weshalb unfruchtbare, aufregende, ungeduldige Bücher schreiben, wenn man nicht einen Ausweg zeigen kann? In einer Bewegung dieser Art geschieht etwas, und wenn die Kirchen die Führung nicht übernehmen, ist es nicht die Sache der Bewegung, sie zu kritisieren, sondern sie durch die Tat aufzuwecken — wie sie es ja auch tut.“

„Und wie ist die Wirkung der Bewegung auf die wissenschaftlichen Leistungen der Studenten?“

„Es besteht immer die Gefahr, daß gewisse Typen von der Religion besessen werden. Auch dies reguliert sich am besten durch die Team-Arbeit. Doch soweit ich es beurteilen kann, sind die Resultate in den wissenschaftlichen Leistungen sehr gut.“

Die Gruppe legt großen Nachdruck auf die Notwendigkeit des Wiedergutmachens — wodurch sich viele Menschen betrübt von ihr abwenden. Ich fragte den Professor, was er über diesen heiklen Punkt zu sagen habe.

„Die Menschen sollten immer nur unter Führung versuchen, ihre Sünden wiedergutzumachen,“ sagte er nachdrücklich, „mit der Absicht, den Beteiligten zu helfen. Nie darf man sich zu seinem eigenen Vergnügen damit befassen. Es gibt Menschen in dieser Welt, die zu den geistigen Pharisäern gehören und eine Sünde nur

wiedergutzumachen suchen, um einen Gefühlskomplex abzureagieren. Ich habe sogar von Menschen gehört, die überall herumlaufen und bekennen, sie hätten einen Mord begangen, den sie gar nicht begangen haben, was natürlich abgeschmackt ist. Es kann jemand in einer Gruppe die Führung der anderen Mitglieder des Teams erbitten, doch muß er sich im Prinzip selbst entscheiden. Die alten Bücher über Kasuistik sind voll von sehr zweifelhaften Fällen des Wiedergutmachens. Der Mann, der sich kürzlich infolge der Wirkung, die die Gruppe auf ihn ausübte, der Polizei auslieferte, weil er eine Reihe von Diebstählen begangen hatte, hat ohne Zweifel das Richtige getan. In solch schwierigen Fällen muß man suchen, den richtigen Beweggrund herauszufinden. Der Wunsch, eine Sünde wiedergutzumachen, sollte immer vorhanden sein. Obgleich manches, was so aufgefaßt wird, kein Wiedergutmachen ist. Wenn man einen Mörder hinrichtet, ist seine Sünde dadurch nicht wiedergutmacht. Man kann das Leben nicht zurückerstatten. Ein Bischof erzählte mir kürzlich von seiner Verlegenheit, als ihm jemand aus Südafrika, der mit der Gruppe in Verbindung stehe, geschrieben habe, er wolle etwas Gestohlenes wieder erstatten. Doch konnte der Bischof das Gestohlene nicht genau bewerten und vermochte dem Fragenden die richtige Antwort darüber, was er zurückzuerstatten habe, nicht zu erteilen. Und doch ist das Wiedergutmachen der Sünde ein Gebot der Bibel. Auch die Kirche lehrt dieses Gebot. Und man sollte immer, wenn irgend möglich, die Sünde wiedergutmachen, um den beteiligten Menschen zu helfen.“

Ich wußte, daß der Professor, ebenso wie der Bischof von Leicester und der Bischof von Hankau, die Weisungen, die er durch die Führung erhielt, in einem Notizbuch aufschrieb — eine Methode, die oft von Außenstehenden kritisiert wird.

„Ist es besser, die Führung aufzuschreiben, als sie einfach im Kopf zu behalten?“ fragte ich den Gelehrten und erwartete, daß er vielleicht ausweichend antworten werde.

Aber er war bereit, diese Methode energisch zu verteidigen.

„Ich finde, daß es sehr viel Zeit erspart, die Weisungen der Führung aufzuschreiben, weil dadurch eine Menge flüchtiger Gedanken festgehalten werden, die echte Führung sein können und verloren gingen, wenn sie nicht aufgeschrieben würden. Wenn man nicht alle Mittel benutzt, um festzuhalten, was einem einfällt, wenn man versucht, Führung zu erhalten, erhebt sich der gesamte Widerstand, der in der menschlichen Natur liegt, und versperrt den Durchbruch der wichtigsten Botschaften,“ sagte er warnend. „Es liegt hier ein sehr wichtiges psychologisches Moment zugrunde. Das Vergessen ist notwendig für die Möglichkeit eines geordneten Denkens. Wir vergessen unnötige Dinge, damit nicht alles, was wir wissen, in unserem Bewußtsein liegen bleibt und den direkten Gang unseres Denkens über den Gegenstand, den wir gegenwärtig im Sinn haben, stört. Das Vergessen hilft uns, klar zu denken und sicher zu handeln. Wenn wir alles im Kopfe behalten würden, wäre unser Leben ein Wirrwarr.“

„Die Führung kann für unsere Selbstachtung unangenehm oder sogar gefährlich sein, so daß wir sie gerne durch dieses Vergessen beiseiteschieben würden, wenn wir nichts täten, um dem vorzubeugen. Seit langer Zeit fühlte ich, daß ich das Rauchen aufgeben sollte, weil es mir schadete, doch hätte ich dies nie getan, wenn ich es nicht unter Führung notiert hätte. Bis dahin hatte ich es einfach vergessen oder von mir gewiesen. Das Rauchen ist eine Gewohnheit, die an und für sich weder gut noch schlecht ist, doch merkte ich, daß die Disziplin des Nichtrauchens mir so viel gött-

liche Gnade brachte, daß ich dadurch auch den Sieg über andere, viel tiefer eingewurzelte nachlässige Gewohnheiten erringen konnte. Und ich glaube, daß viele in der Gruppe solche Erfahrungen gemacht haben. Ich sage nicht, daß jedermann das Rauchen aufgeben sollte. Natürlich kann man es übertreiben, und es kann gesundheitsschädlich werden und zur Verschwendung des Geldes führen, das uns zur Haushalterschaft anvertraut worden ist. Jeder Mensch muß tun, was er ehrlich als Gottes Weisung erkennt.“

Der gewaltige Kopf neigte sich näher zu mir, als wir tiefer ins Gespräch über die Führung kamen.

„Natürlich behauptet niemand, daß alle Gedanken Führung seien. Es ist kein Kunstgriff dabei. Oft kommt die Führung in Form guter Impulse — das Werk des Heiligen Geistes im menschlichen Leben. In gewissen Dingen erhalte ich starke und bestimmte Führung, und dann kommen wieder Führungen, die nicht so klar sind. Oft bekomme ich Führung darüber, wie ich Menschen, die sich bei mir Rat holen wollen, am besten behandeln könne. Doch ist die Führung, die der eine Mensch erhält, nicht sehr verschieden von derjenigen, die ein anderer erhält. Die Führung ist einfach und elementar. Wenn man verschiedene Führungsnotizbücher vergleichen würde, könnte man keinen großen Unterschied herausfinden, außer, daß sie besondere Einzelheiten enthalten, die für die Person, die es geschrieben hat und für die Zeit, in der es geschrieben wurde, passen.

„Durch Führung erhalten wir oft eine neue Bestätigung dessen, was wir schon wußten. Einst bekam ich in der Führung die Weisung, ich solle über den Text: ‚Gehe in die Stadt, da wird man Dir sagen, was Du tun sollst‘ predigen — ein Text, über den ich nicht gerne predigen wollte; doch tat ich es, und nachher kamen drei Personen zu mir, um mir für die besondere Hilfe

zu danken, die sie durch die Predigt erhalten hatten. Oft erhalte ich die Führung, über ein unvorbereitetes Thema zu predigen und das vorbereitete aufzugeben. Ich folge einer solchen Führung immer. Der große Vorteil der Führung besteht darin, daß man durch sie in einer bestimmten Angelegenheit nur einen Entschluß zu fassen hat, wo man sonst zwanzig Pläne hätte machen können. Eine Zeitlang mag die Führung in einer Gruppe von einigen Personen verschieden ausfallen, doch stellt es sich auf die Dauer immer klar heraus, daß wirkliche Pflichten im Leben einander niemals widersprechen. Das zeigt deutlich, daß die Führung mit Gottes Plan übereinstimmt.“

Grensted fuhr fort: „Ich überlegte einmal hin und her, was besser sei, ob ich eine lange Reise, die ich vorhatte, im Auto oder im Zug machen sollte. Nachdem ich lange das Für und Wider erwogen hatte, erhielt ich plötzlich die Führung: „Sei kein Narr, fahre mit dem Auto!“ Wenn ich von Anfang an auf die Führung gehört hätte, anstatt auf meine eigene Vernunft zu bauen, wäre mir schon viel eher gesagt worden, ich sollte kein Narr sein.“

Der Professor war davon überzeugt, daß sich im Grad der Bereitschaft, allein Gottes Willen zu tun, auch das Maß für das wahre Verständnis Seines Willens ausdrücke, und daß durch den Vergleich mit dem Team je nachdem Bestätigung oder Korrektur der individuellen Führung gefunden werden könne. Eine einige Gruppe von hingebenen Menschen würde sicher noch empfindlicher für das Erfassen des göttlichen Planes sein als nur ein einzelner.

Ich gedachte jener erleuchteten Eingebungen, die ich zu verschiedenen Zeiten und in den verschiedensten Teilen der Welt erhalten hatte.

„Kennen Sie außer der Führung noch besondere höhere Eingebungen?“

Er schüttelte den Kopf. Ohne über meine Erfahrungen abschätzend urteilen zu wollen, sagte er, er habe nie Erleuchtungen von außergewöhnlicher Intensität verspürt.

„Glauben Sie, daß jedermann Führung braucht?“

„Fraglos. Besonders aber diejenigen, die in der Welt vorwärtskommen. Je wichtiger die Aufgaben sind, zu denen die Menschen emporsteigen, um so größer werden ihre Schwierigkeiten, sich den Sinn für den richtigen Maßstab zu bewahren. Indem sie ihre Aufgabe immer wieder Gott hingeben, finden sie zu allen Situationen das richtige Verhältnis und die richtige Einstellung und sind imstande, auch die Schwierigkeiten anderer beheben zu helfen. Man rühmt sich nicht gerne selbst, doch insoweit es mir überhaupt möglich war, geistig Fortschritte zu machen, kamen diese meistens durch Einsichten, die ich während der Stillen Zeit des Lauschens auf Gott erhielt. In meinem Fall waren vielleicht jene Fortschritte auffallender, die als Folge einzelner bestimmter Entscheidungen für Christus kamen. Das waren oft nur sehr kleine Dinge, die außer der persönlichen Treue, die sie erforderten, keine besondere Bedeutung hatten. Wenn ich einen solchen kleinen Antrieb empfand, wußte ich immer, daß es Wahrzeichen waren.“

Ich drängte den Gelehrten, mir auch zu erzählen, was die Begegnung mit der Gruppe für seine eigene religiöse Entwicklung zu bedeuten gehabt habe, da Frank einst gesagt hatte, Canon Grensted sei, als sie einander kennen lernten, ein schon vorbereitetes Werkzeug gewesen. Ihre Begegnung hatte die religiöse Erfahrung beider vertieft und gehoben. Ohne die große Einsicht und das Wissen des Professors wäre die Gruppe leicht großen Mißverständnissen ausgesetzt gewesen, die im Falle von Schwierigkeiten ihre Fortentwicklung hätten gefährden können. Er war ein

sicherer Führer und brachte einen großen Reichtum an Erfahrungen mit, der dem Besten, was die Gruppe zu geben hatte, entsprach.

„Es wäre nicht wahr, zu sagen, daß ich meine ganze religiöse Erfahrung der Oxfordgruppe verdanke,“ erklärte Grensted, „denn vieles hatte ich schon vorher erlebt, ehe ich mit ihr in Berührung kam. Doch habe ich gesehen, wieviel Hilfe und Kraft anderen Menschen durch die Gruppe zuteil wurde, und was für unendliche Möglichkeiten im Mitteilen liegen, obschon ich selbst in dieser Richtung keine großen Fortschritte gemacht habe.

„Das Wichtigste war folgendes: Ich lernte die Gruppe vor sieben Jahren hier kennen. Zu jener Zeit machte mir meine Schwierigkeit, die Menschen richtig zu erkennen und, im Gegensatz zu einer nur offiziellen Amtsführung, auch die wirkliche Arbeit eines Studentenfarrers richtig zu tun, am meisten zu schaffen. Ich wußte, daß die Menschen Hilfe brauchen, doch gelang es mir selten, ihnen näherzukommen, weil ich nicht wußte, wie man es macht. Durch meine Verbindung mit der Gruppe wurde mein Kontakt mit den einzelnen Menschen, die ich durch die Gruppe kennenlernte, um ihnen in ihren Angelegenheiten zu helfen, viel stärker. Bis dahin waren sie nie zu mir gekommen, weil meiner Predigt jene Note fehlte, die den Wunsch in ihnen hätte erwecken können, mit mir zu sprechen. Es wurde mir wohl schon vorher ein gewisses Maß von Interesse entgegengebracht, doch ist dieses Interesse während der letzten sieben Jahre sehr vertieft worden.

„Jetzt habe ich erkannt, daß Predigen hauptsächlich auf etwas Selbsterlebtem und auf eigener Erfahrung beruhen muß, und daß eine Predigt tot ist, sobald sie offiziell wird. Das will nicht heißen, daß die Theologie unwahr sei, sondern daß sie kein Leben habe, solange sie nicht mit der persönlichen Erfahrung verbunden

ist. Diese neue Anregung, die Predigt mit der persönlichen Erfahrung zu verbinden, erhielt ich durch den Kontakt mit der Gruppe. Meine Predigten sind vielleicht nicht so gut wie vorher, aber sie scheinen doch bessere Ergebnisse zu haben.

„Bei der letzten Hauspartie in Mansfield College predigte ich unter Führung über dieses Distichon:

„O sehet, wie der Herr mit Heil'gem Feuer

Die Falschheit aus der Menschenseele brennt.“

Bei dieser Predigt stand mir deutlich vor Augen, wie Gottes erhabene Majestät am Werke ist, nicht nur in der Gruppe, sondern überall.“

Gerne hätte ich ihm noch mehr von seiner Weisheit entlockt und bat ihn deshalb, weiter zu erzählen.

Er fuhr fort:

„Mehr und mehr wird es mir klar, daß es unmöglich ist, in der religiösen Entwicklung je an ein Ende zu kommen. Die Ansicht, daß man im Leben einmal zu dem Punkt komme, wo man die ganze Heilige Schrift kenne und darüber predigen könne, ist erbärmlich mangelhaft. Bei meinen Versuchen in der Gruppe sehe ich, daß ich immer wieder zu den einfachsten religiösen Erfahrungen zurückkehren muß — zu einer religiösen Erfahrung, die mir gefehlt hatte, weil ich zu spitzfindig geworden war. Am Anfang machte ich in der Gruppe manches falsch, weil ich zu sehr wie eine Auskunftsstelle war. Als ich damit aufhörte und anfang, mit einem kleinen Team zu arbeiten, machte ich ganz neue Erfahrungen. Ich wurde auf die Wichtigkeit der kleinen, einfachen Dinge aufmerksam. Und es wurde mir Freundschaft und Kameradschaft von einem solchen Grade der Natürlichkeit und Aufrichtigkeit zuteil, wie ich sie vorher selten erlebt hatte.“

Ein anderer Gruppenführer hatte mir erzählt, wie er es miterlebte, daß sich eine Versammlung von Geistlichen in eine Versammlung von Menschen verwandelt

habe, weil der Professor seine eigenen Erfahrungen mitteilte.

„Wieder und wieder“, fuhr Canon Grensted fort, „habe ich gesehen, wie dringend notwendig es für die Geistlichen wäre, jene Freiheit zu gewinnen, die durch das Mitteilen kommen kann. Die Geistlichen sind oft einsam, und es geschieht im Leben so viel Unheil durch die Einsamkeit.“

Die Mitglieder der Oxfordgruppe sind begeistert über die neue Würze, die das Leben durch die Kameradschaft erhält. Wenn alle Mauern gefallen sind, entsteht eine Natürlichkeit, ein Vertrauen, eine Freiheit darin, sich zu geben, die weder verletzend noch anmaßend sind. Ich befragte Grensted auch darüber. Auch er äußerte sich sehr begeistert.

„Die Kameradschaft, die im Team herrscht, hilft uns, der Welt standzuhalten und sie zu ertragen. Nur Gott kann uns helfen, die Dinge richtig zu verstehen und auch zu ertragen, die in der Zeitung stehen. Ich war mit einem Team der Oxfordgruppe in St. Helens und durfte dort miterleben, wie den Menschen die wahre Welt — anstatt der unwahren Welt der Zeitungen — gezeigt wurde. Nur Christus kann uns dazu befähigen, die wahre Welt zu sehen. Nur Christus kann eine solche Kameradschaft bewirken, die ein Teil dieser wahren Welt ist. Als Canon von Liverpool lud ich acht umgewandelte junge Männer aus Oxford ein, zu kommen und den Geistlichen von ihrer Arbeit zu erzählen. Dieses Team kam mit verschiedenen kleinen Gruppen zusammen, wodurch sich ein interessanter Kontakt bildete. John Watt aus Edinburgh — ein im tiefsten umgewandelter Geistlicher — arbeitete mit und machte seine Sache bewunderungswürdig. Die anderen sollten — mit einer einzigen Ausnahme — bald in der englischen Kirche ordiniert werden. Basil Yates, ein Neubekehrter, der einst meinte, Atheist

zu sein — worin er sich wahrscheinlich irrte — hatte in Liverpool schon vorgearbeitet. Er hatte als Dozent der Philosophie einen tiefen Eindruck von der Gruppe empfangen. Er, ich und einige andere hatten früher einige Zweifel über einander gehegt. In unserer ersten Stillen Zeit sprachen wir uns darüber aus, und unsere Meinungsverschiedenheiten verschwanden gänzlich. Schon nach einigen Minuten war unser Team zu einer Einheit verschmolzen. Wir bekamen die Führung, die wir brauchten. Es wurde gute Arbeit verrichtet, und für die Aufgabe in St. Helens, die dann mit großem Erfolg ausgeführt wurde, konnten gute Vorbereitungen getroffen werden.

„Zu jener Zeit fing ich an, mir über meine eigene Führung Notizen zu machen. Und dadurch, daß alle ständig ihre Notizen machten, wurde unser Team in der Arbeit so verbunden. In Liverpool erhielt ich in der Führung zum erstenmal etwas zum Aufschreiben — eben, daß ich mit dem Rauchen aufhören solle. Vielleicht erhalte ich eines Tages die Führung, wieder damit anzufangen — doch bezweifle ich es. Bis jetzt ist diese Führung noch nicht gekommen.

„Das Bemerkenswerteste war, daß in diesem Team eine Gruppe von Menschen verschiedenen Alters und mit ganz verschiedenen Ansichten für ein gemeinsames Ziel arbeiten konnten, ohne dadurch in ihrem eigenen Empfinden verletzt zu werden. Die größte Schwierigkeit unseres Lebens besteht darin, daß wir so viele verschiedene Ziele verfolgen — die nicht alle christlich sind — und gegen die verschiedensten Menschen eine Verpflichtung haben. Doch unser Team erbrachte den Beweis dafür, daß es zwischen den Menschen eine Verbindung von hoher und seltener Qualität geben kann, von der die Meisten nichts wissen.

„Gewiß arbeiten wir im gewöhnlichen Leben auch zusammen — aber auf einer viel zu niedrigen Basis.

Wir finden die Menschen, denen wir begegnen, ganz nett. Wir arbeiten mit ihnen zusammen, haben sie ganz gern und lassen es dabei bewenden. Aber befriedigend ist das nicht. Auch das Resultat dieser Zusammenarbeit ist nicht befriedigend. Viele Menschen werden ganz ausgeschaltet und beiseitegelassen, und dabei wird auch die Arbeit der Welt als Ganzes sehr schlecht getan. Die Oxfordgruppe nimmt alle auf, die kommen wollen, zeigt ihnen, wie sie ein Leben höchster Art führen können, schmiedet sie zusammen zu einer starken Einheit und erhebt sie zu einer Kameradschaft, die sich ein Vorbild an Christus und den Aposteln zu nehmen versucht.“

XX

RELIGIÖSE DIENER DER WISSEN- SCHAFT

In Oxford gibt es vorsichtige Leute, die zögernd darauf warten, bis etwas Neues „korrekt“ geworden ist, ehe sie sich damit beschäftigen mögen. Aber im Grunde beklagt man in Oxford — wie überall — die Absonderung, ja Losgerissenheit der Intellektuellen vom Leben. Als das Wirken der Oxfordgruppe an der Universität begann, geschah dies nicht durch eine neue Philosophie, sondern durch ein neues Leben. Was würden die theologischen Köpfe dazu sagen? Würde sich die Studentenschaft mit dem neuen, reichen, vom Heiligen Geiste geleiteten Leben, das die Bewegung verkündete, identifizieren wollen?

Eines Sonntagabends, vor nicht allzu langer Zeit, legte der Geistliche von Corpus-Christi-College — einer Hochburg des Intellektualismus — ganz unerwartet mit Bezug auf die neugebildete Gruppenbewegung in seiner Kapelle ein Bekenntnis ab. Er fügte ganz ruhig einige Sätze in seine Predigt ein, über die im Augenblick nicht viel gesagt wurde, und die auch am nächsten Morgen in keiner Zeitung erwähnt wurden. Trotzdem waren sie aufsehenerregend genug — da sie in Gegenwart von Lehrern und Studenten der Universität geäußert wurden — um als ein förmliches, öffentliches Eintreten für die neue religiöse Bewegung durch einen Dozenten in Oxford während des Gottesdienstes gelten zu können.

Den Faden seiner Predigt unterbrechend, erklärte der Theologe plötzlich, er sei gegen seine Kollegen nicht ganz ehrlich gewesen. Er habe sein Bekenntnis zur Oxfordgruppe aus Angst davor, was man über ihn denken könnte, zurückgehalten. Dann erwähnte er seine Freundschaft mit Frank, durch den er eine tiefere Auffassung des christlichen Lebens erhalten und die Notwendigkeit einer vollständigen Übergabe seines ganzen Lebens an Gott erfaßt hatte. Seitdem habe er verstanden, daß er immer gehorsam sein müsse, um jenen Zustand, in dem die Führung alles in allem ist, erlangen zu können — im Geist, ehe die Führung komme, und im Handeln, wenn sie gekommen sei, und dann weiter, im ganzen Verlauf ihrer Ausführung.

Der Schauplatz dieser kleinen Begebenheit, die in der Geschichte der Oxfordgruppe weiterleben wird, ist es wert, näher betrachtet zu werden. Die Universitätskapelle von Corpus Christi, die in einer Ecke des vorderen Hofes versteckt liegt, könnte auch „die verborgene Kapelle von Oxford“ genannt werden. Sie ist ein kleines Gebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert, mit schönem Schnitzwerk, das einige der Fenster verdunkelt und das freundliche gotische Innere in Dämmerung hüllt. Die Ankündigung des Geistlichen hatte für ihn selbst eine neue Befreiung, das Bewußtsein einer größeren Kraft in seiner Arbeit und eine interessante Aussprache mit einem seiner Studenten zur Folge. Sein Schritt war ein Vorläufer ähnlicher Entscheidungen von Professoren in Oxford.

Doch war seine eigene Tat von besonderer Bedeutung, weil er sich als eines der jüngsten Mitglieder der theologischen Fakultät offiziell für sein ganzes Leben zu der neuen Evangelisation bekannte, die schon damals viele Gemüter der Universitätsmitglieder beschäftigte und es noch immer tut. Der Geistliche von Corpus-Christi-College war Julian P. Thornton-Duesbery,

der in einem idealen Elternhause eine ausgezeichnete Erziehung erhalten hatte. Sein Vater war der Bischof von Sodor and Man — und seine Mutter eine begabte Mitarbeiterin in der Mission von Manchester. Beide Eltern hatten sich dem Leben in Christus geweiht und umgaben den Sohn mit einer christlichen Atmosphäre, obschon er, wie er sagt, nicht immer wußte, „was das bedeutete“.

Da er in einer solchen Umgebung aufgewachsen war, brauchte Julian nicht auf seine Begegnung mit der Gruppe zu warten, um dem Ruf des Meisters zu gehorchen. Er sagte mir: „Das, was ich für das entscheidende Moment in meiner eigenen Bekehrung halte, erlebte ich in Keswick durch den Bischof Taylor-Smith, bevor ich etwas von der Oxfordgruppe wußte. Und dazu kam es, als ich die Sünde, die sich in einer meiner Schwächen wie in einem Brennpunkt gesammelt hatte, als Tatsache erkannte. Meine eigene Machtlosigkeit, diese Sünde zu überwinden, führte mich dazu, Hilfe bei Ihm zu suchen, der allein die Macht hat, und den ich damals nur in der Theorie als Jesus Christus kannte. Ich zweifle nicht an der Gültigkeit dieser Erfahrung vor Gott. Diesem entscheidenden Moment folgten einige unverkennbare Zeichen der Wiedergeburt — die Entdeckung der Bibel als eines neuen Buches, ein neues Erleben des Gebetes und der Anfang einer Botschaft für meine Freunde. Damals und auch in der Folgezeit hatte ich rein verstandesmäßig viel über Seelsorge gelernt. Doch erst acht Jahre später, während einer Hauspartie in Schottland, sollte ich durch die schmerzliche Erkenntnis, daß meine Sünde Verrat an der göttlichen Liebe und an meinem geistlichen Amte sei, das Verständnis dessen bekommen, was Christus für mich in Golgatha vollbracht hatte... was darauf hindeuten scheint, daß man das Wirken Gottes nicht beschleunigen kann.“

Der zukünftige Geistliche von Corpus Christi hatte nun erfahren, daß der Preis für die Vergebung, „das Kreuz, das einst auf Golgatha aufgerichtet wurde, und das Kreuz, das für alle Ewigkeit in Seinem Herzen steht“, von einem reuigen Büsser erkannt werden kann oder auch nicht, daß aber auf jeden Fall der Vater den Schrei des verlorenen Sohnes hört, und daß der Herr zum Abendmahl hereinkommt, wenn die Türe geöffnet ist. Wir können Ihm vertrauen, Er wird den neuen Jünger zu Seiner Zeit und auf Seine Weise in alle Wahrheit leiten.

Julian ist sicher, daß die Führung immer kommt, wenn sie nötig ist, und daß man ihr ohne Kompromiß und ohne Rücksicht auf persönliche Wünsche folgen muß. Er sah nun, daß wir dabei oft etwas zurückerhalten, das wir meinten hingeben zu müssen. Er wünschte damals, Dozent zu werden und über das klassische Altertum zu lesen. Er ging wieder zurück auf seine Schule und fing an, Latein und Griechisch zu lehren und sich als Lehrer vorzubereiten, um dann in Wycliffe Hall ordiniert zu werden. Dort hatte er eine Probezeit zu bestehen, ehe er in seine alte Schule zurückkehren konnte — doch wollte man ihn stattdessen dem dortigen Lehrkörper einreihen, und er sollte Theologie lehren, anstatt über seine geliebten Klassiker zu lesen. Er war eine zeitlang unentschieden, was er nun tun sollte, zurückkehren oder bleiben; seine Neigung ging dahin, in seine Schule zurückzukehren und über die Klassiker zu lesen, doch wollte er gern das Rechte tun, ungeachtet seiner persönlichen Neigungen. Unfähig, an die Arbeit zu gehen, ehe er zu einem Entschluß gekommen war, wanderte er mit der Bitte um Führung durch die Woodstockstraße, bis er an die Philipp- und Jakobuskirche kam. In tiefes Nachdenken versunken, ging er langsam weiter. In die Schule zurückgehen hieß, sich Versuchungen auszusetzen — denen er besser aus dem Wege gehen

sollte. Das Gehalt, das ihm an der Schule angeboten wurde, war höher, doch das hatte nichts zu sagen. Dann kam plötzlich die klare, entschiedene Führung, daß er bleiben solle, wo er war, und daß er seinen Wunsch, Professor für klassisches Altertum zu werden, aufgeben müsse. Einige Zeit später wurde ihm die Stelle als Geistlicher der Corpus-Christi-Kapelle und damit auch ein Lehramt an der Universität angeboten — ein Ruf, den er nicht erhalten hätte, wenn er in seine Schule zurückgekehrt wäre.

Als Universitätslehrer lernte er durch den Kontakt mit Frank eine neue Art der Verkündigung kennen, die Gelehrte und Ungelehrte befriedigt. Während er ehrlichen intellektuellen Bedenken nicht aus dem Wege ging, wußte er die Nöte aller herauszufinden, ob sie nun wirklich intellektueller Art waren oder sich nur unter dem Deckmantel intellektueller Probleme versteckten. „Für den Unterricht mit jungen Menschen, die Geistliche werden wollen,“ sagte er mir, „erhielt ich durch den Kontakt mit der Gruppe ein immer klareres Verständnis der Verbindung zwischen dem Leben und meinem Fach. Ich bin mir dabei fortwährend bewußt, daß ich nicht eine Wissenschaft lehre, sondern das einzig wahre Leben. Natürlich haben dies schon viele vor mir entdeckt, und viele haben es auch nie entdeckt. Doch ist es eine Entdeckung, die jeder machen muß, der wirklich etwas nützen will. Und das bedeutet keine Herabsetzung wirklich echter Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Exaktheit, denn die Erziehung in Oxford verbindet ein umfassendes Verständnis des Grundsätzlichen mit einer strengen Disziplin im Aufmerken auf genaue Einzelheiten. Die einzige wirkliche Versuchung eines Universitätslehrers ist der Gedanke daran, daß die Schüler es in der Schule möglichst weit bringen sollen. Obschon ich noch immer so eifrig darum besorgt bin als je, daß meine Schüler

zu den Ersten gehören, um der Universität und meinem Unterricht Ehre zu machen, sehe ich doch weiter und fühle mich vor allem dafür verantwortlich, daß sie nach Beendigung des Studiums — das nur ein Mittel zum Zweck ist — physisch, seelisch und geistig gesund sind, wenn sie ihre Lebensarbeit beginnen: wirklich ganze Menschen. Jeder junge Mensch, der durch das Studium in Oxford gegangen ist, sollte so ausgerüstet sein, daß er jeder Schwierigkeit, die in seinem Leben auftauchen könnte, gewachsen ist, unabhängig davon, wie und wo er lebt. Doch habe ich erst in den letzten drei oder vier Jahren erkannt, wie ich dieses umfassende Wissen lehren und wie jeder Mensch mit seinen persönlichen Schwierigkeiten fertig werden kann, was nicht immer möglich ist, wenn man nicht dafür gewappnet ist. Es ist nicht ausschließlich die Gruppe, die in diesen Dingen hilft, denn der Rektor von Wycliffe Hall und auch andere, die ich kenne, erkennen diese Notwendigkeit auch an und bereiten ihre Schüler mit großer Weisheit auf die Schwierigkeiten im Leben vor.“

Thornton Duesbery erregte bei einer der öffentlichen Versammlungen der Gruppe in Oxford am Ende des Wintersemesters 1932 ziemliches Aufsehen. Er wurde plötzlich zum Sprechen aufgefordert und erklärte, er sei Geistlicher und Gelehrter, einer, der zu jener Klasse gehöre, die Mr. Belloc als „vom Leben abgetrennt und unfruchtbar“ bezeichnet. Nachdem er von jener alten Dame erzählt hatte, die mit ihrem neuen Pfarrer zufrieden war, weil der gelehrte Mann sechs Tage nicht zu sehen und am siebenten nicht zu verstehen war, überraschte er die Versammlung mit der Behauptung, wenn einer ein solcher Pfarrer und Gelehrter sei, sei er ein doppelter Parasit — ein Satz, der am nächsten Tag als Überschrift in den Zeitungsspalten erschien. Er betonte auch, daß ein Geistlicher und ein Gelehrter seine Existenz durch Resultate recht-

fertigen müsse, genau so, wie sich auch der Ausübende irgendeines anderen Berufes durch Resultate bewähren müsse, und erklärte, daß er sein Amt niederlegen und die Universität verlassen würde, wenn er als Geistlicher nicht wüßte, daß ihm in Christus die Antwort auf jedes Problem gegeben sei, wie er es kürzlich wieder in Oxford erlebt habe, in einem Falle, für den es nach menschlichem Ermessen gar keine Lösung zu geben schien.

Eine andere Ansicht des Geistlichen, der er vor kurzem Ausdruck gab, wird wahrscheinlich in Zukunft noch öfter gehört werden. Er ist nicht überzeugt davon, daß die Verfolgungen um Christi willen — vielleicht auch das Märtyrertum — für immer vorbei sind, auch nicht in den aufgeklärteren Ländern und vielleicht auch nicht in England. Er sagte, er habe das Gefühl, Oxford habe sich nun in einen offenen Krieg eingelassen (vielleicht nur mit der Feder), der bitterer werden könne als alles, was die Stadt seit langer Zeit erlebt habe. Nie ist an der Universität die Kluft zwischen der Weltlichkeit und dem Christentum tiefer gewesen als jetzt, wo die Wirkung jener Änderung zutage tritt, die vor sechzig Jahren vorgenommen worden ist, damals, als beschlossen wurde, daß nicht mehr alle Universitätslehrer die heiligen Weihen empfangen müßten. Obschon er nicht wünscht, daß diese alte Regel wieder eingeführt werde, beunruhigt es ihn doch, daß diejenigen Kollegen, die die heiligen Weihen empfangen haben, heutzutage die Ausnahme bilden. „Trotzdem“, sagte er, „befinden sich unter denen, die die Weihen nicht empfangen haben, noch immer sehr viele ernste Christen, und was auch immer bevorstehen mag, bin ich doch fest davon überzeugt, daß das Christentum in Oxford heute stärker ist als je während der letzten achtzig Jahre.“

Die Mitarbeit eines Gelehrten, der mit dem Leben wirklich verbunden ist und nicht in der Gelehrsamkeit

versinkt, und der bereit ist, öffentlich für die Konsequenzen, die sich aus seiner religiösen Einstellung ergeben, einzustehen, hat für die neue Verkündigung in Oxford sehr viel zu bedeuten. Als junger Mann von noch nicht dreißig Jahren gestaltet er seine hervorragenden Vorlesungen aus tiefster Erfahrung und aus tiefstem Nachdenken heraus. Auch wenn nicht alle Schüler seinem Beispiel folgen, bedeutet sein gottgeführtes Leben doch eine Offenbarung, in einer Zeit, in der die moderne Gelehrtenwelt den Heiligen Geist so wenig aus eigener Erfahrung kennt.

„Durch die Kameradschaft mit der Gruppe“, sagte er, „hatte ich immer das Höchste vor Augen, und wenn ich fehlte, merkte ich es bald. Immer mehr lerne ich den Wert der Kameradschaft und ihre notwendige Voraussetzung — das ehrliche Mitteilen — schätzen und erfasse immer deutlicher, daß zwei zusammen besser arbeiten können als einer allein, und daß ein ganzes Team mehr Aussicht auf Erfolg hat als ein einzelner, vor allem aber, daß dies eine gute Lehre ist für einen skeptischen Individualisten, wie ich es bin.“

„Es gibt viele Gelehrte der Kirchengeschichte (sagt Sam Shoemaker in ‚Twice-Born Ministers‘), die dies alles abstrakt wissen und tatsächlich doch nie von ihrem eingefleischten Individualismus loskommen, um ihre Ansichten und ihre Tätigkeiten an den Erfahrungen und Anschauungen anderer zu überprüfen. Es ist viel leichter, die Ordensbewegung des heiligen Franziskus zu studieren, als einer zeitgenössischen Bewegung beizutreten, die sich im Anfangsstadium befindet, deren Verlauf noch nicht abzusehen ist, und die die Glaubenskraft der Beteiligten fortwährend auf die Probe stellt. Man braucht kaum zu betonen, daß die Zugehörigkeit zu einer modernen Bewegung, die wesentliche Fragen aufwirft, und die für die heutige religiöse Welt eine so große Herausforderung bedeutet, für einen

solchen Menschen schwerer ist . . . als für irgendeinen anderen. Gerade die Intellektuellen finden es sehr schwer, sich einer Bewegung anzupassen, in der das Intuitive stark betont wird, und zu einer Arbeitsgruppe zu gehören, die mit Entschiedenheit auf Evangelisation ausgeht.“

Der Geistliche ist überzeugt davon, daß die Bewegung zu einem christlicheren Leben unserer Generation wirklich viel beitragen kann, da sie die Menschen zu einem lebendigeren Zeugnis für den Herrn auffordert. Sie erreicht auch Menschen, die von den gewöhnlichen geistlichen Methoden nicht berührt werden, und zu denen vor allem der sogenannte „moderne“ Typus gehört. Dieser Typus, der sich — im Gegensatz zu früheren Zeiten — jedem Problem offen und furchtlos gegenüberstellt, findet die freie, ungezwungene und aufrichtige Atmosphäre der Gruppe auch für die moderne Mentalität annehmbar.

Der Geistliche betont, daß die Forderung einer vollen Hingabe an Jesus Christus und einer bestimmten Disziplin in bezug auf die „Morgenwache“ oder „Stille Zeit“ mit der kirchlichen Geschichte und Überlieferung übereinstimmt, und daß Männer und Frauen der Gegenwart nach jener Ganzheit des Lebens hungern, die die Annahme dieser Bedingungen immer mit sich bringt. Nichts könnte in der Darlegung entschiedener und in der Offenheit der Aussprache verblüffender wirken als die Ansprache, die er vor kurzem vor einer Versammlung von geistlichen Kollegen hielt:

„Was wir auch über die Oxfordgruppe denken mögen, jedenfalls hat sie einen bestimmten Weckruf an die christliche Kirche gerichtet. Ich habe hin und wieder von Geistlichen der anglikanischen und der evangelischen Kirche den Ausspruch gehört, es könne mit der Kirche nicht alles gestimmt haben, wenn eine Erscheinung wie die Oxfordgruppe überhaupt nötig gewesen sei.

Und ich fürchte, daß das wahr ist. Die Gruppe hat keine neue Methode und keine neue Theologie gebracht; sie kommt einfach mit der alten Wahrheit, daß Jesus die Macht hat, uns zu erlösen, und schleudert der Kirche, die Seinen Namen verkündet, die Mahnung entgegen, ihre Erfahrung Seiner erlösenden Gnade zu erneuern, individuell und korporativ, und hinauszugehen, um den Kampf mit der Welt aufzunehmen. Wir gehen nach einer langen Periode des versteckten Schützengrabenkrieges einem offenen Bewegungskrieg entgegen. Christentum und Weltlichkeit stehen einander gegenüber. Auf der ganzen Linie beteiligt man sich an dieser Schlacht, sogar im ruhigen, ehrbaren, akademischen Oxford. Es besteht keine Möglichkeit mehr zu einem Kompromiß. Heutzutage können in der ganzen Welt nur diejenigen Menschen lebendig wirken, die direkt für oder gegen Gott sind.“

Das ist die Stimme der neuen Verkündigung in Oxford.

*

Einmal stellte mir Frank einen seiner Helfer vor — einen Mann aus Eton und New College — der sich am liebsten den „Einführer“ nennt. Wieder einer, der sich im Rudersport an seiner Universität ausgezeichnet hat. Es gibt Menschen, die als Heilige auf die Welt kommen, andere, die als Heilige sterben, und wieder andere, auf die keines von beiden zutrifft. Der erste Blick auf den Neuangekommenen zeigte mir, daß er als Heiliger geboren sein müsse. Was in aller Welt sucht ein Mensch mit bleichem, asketischem Gesicht, dunklem Haar, voller Stimme und ernstem Wesen bei der Gruppe — einer Institution, die doch nur Sünder anzieht? Er gehört zu den Menschen, von denen man von vornherein weiß, daß sie ihr Leben als überarbeiteter Sekretär einer Missionsgesellschaft beginnen und es bei einem Bolschewisten- oder Boxer-Aufbruch als

jüngster Bischof der Mission im fernen Osten verlieren werden.

Der „Einführer“ war einst tatsächlich Sekretär einer großen religiösen Organisation gewesen, und ich fragte ihn, wie es gekommen sei, daß ausgerechnet er sich zur Gruppe gesellt habe. Seine Geschichte war sehr aufschlußreich.

„Einfach, weil in meinem eigenen Leben nicht alles in Ordnung war,“ sagte er.

Wenn man ihn daraufhin anschaut, denkt man, er müsse lügen — doch da er ja als Heiliger geboren ist, kommt so etwas gewiß nicht vor. Er hatte bei seiner Missionsarbeit immer nur die intellektuellen Bedürfnisse der Menschen befriedigt, ohne sich um ihre Sehnsucht nach Erlösung zu kümmern. Deswegen hatte er keine wahre Kraft, und in seinem Leben fehlte alle Freude und aller Friede.

„Ehe ich der Gruppe begegnete,“ bekannte er mir, „wußte ich nicht, wie ich dies ändern könne. W. E. S. Holland, der bekannte Missionar, sagte mir eines Tages, daß die Gruppe einen Menschen für sich gewonnen habe, dem wir nie hatten näherkommen können. Das ärgerte mich, weil ich wußte, daß unsere Gesellschaft gut arbeitete. Und dann passierten noch zwei Dinge, die mir einen Stoß gaben. Wir hatten in unserer Gesellschaft ein Komitee von sieben Personen. Einer der Ersten, die umgewandelt wurden, war Francis Goulding, der ein wundervoll neues Leben auszustrahlen schien. Das machte mich neugierig. Etwa zwei Wochen später kam Julian Thornton-Duesbery, der auch ein Mitglied unseres Komitees war, ganz verwandelt zu mir. Anstatt, wie vorher, scheu und verschlossen zu sein, hatte er nun auf einmal eine große Liebe zu den Menschen. Er erzählte mir, daß er mit der Gruppe in Berührung gekommen sei, und das machte mich noch neugieriger. Denn ich wußte,

daß ich versagt hatte — und kurz darauf ereignete sich noch etwas, das dieser Überzeugung recht zu geben schien. Ich ging nach Henley mit einer Rudermannschaft von New College. Als ich am Abend mit der rauhen Gesellschaft in den Schlafräum kam, hatte ich nicht den Mut, niederzuknieen und zu beten. Das war eine Prüfung meines Christentums, die ich nicht bestand. Es vergingen zwei Abende, ehe ich den nötigen Mut dazu aufbringen konnte. So weit war ich durch mein bloßes Predigen gekommen. Und ich hätte doch der Glückliche unter den bekennenden Christen sein können.“

Der „Heilige“ in meinem Stuhl machte eine Pause.

„Dann starb plötzlich mein Vater, und es wurde mir klar, daß ich an seinem Glauben mehr Halt gehabt hatte als an meinem eigenen. Dem Wunsch meines Vater entsprechend sollte ich ordiniert werden und ging nach Oxford, wo ich Ken Twitchell kennen lernte und durch ihn darauf aufmerksam wurde, daß ich mein Leben nicht vollständig hingegeben hatte. Ich hatte der Welt noch immer alle möglichen Türchen offengelassen. Eines dieser Türchen war die Furcht. Ich hatte zweierlei Arten von Freunden, machte mir viele Sorgen, liebte das Rauchen und war sehr schwach mit mir selbst. Diese und andere Dinge, die ich noch nicht hingegeben hatte, gab ich nun hin und bat um die Kraft zur Überwindung meiner Versuchungen, um die Freude des Sieges und um die Fähigkeit, anderen helfen zu können. Ich machte bei der Gruppe mit und wurde während der letzten zwei Jahre aus einem selbstzufriedenen Menschen zu einem solchen, der mit seinem Ich gar nicht zufrieden ist und ein immer größeres Bedürfnis nach Gott empfindet. Ich habe herrliche Zeiten erlebt, hauptsächlich während der ‚Feldzüge‘ nach Edinburgh und St. Helens.

„Jetzt ist es mir nur allzu klar geworden, daß die Selbstzufriedenheit und das Selbstgenügen zu einer

konventionellen Religion führen, die keine frohe Botschaft für andere hat, zu einer Religion, der jede Freude mangelt, und die ein bekümmertes, verdrießliches Gemüt erzeugt. Nur derjenige, dessen Wille fortwährend im tiefen Tal der Demütigung zerbrochen wird, erlebt die Freude des Sieges in Christus. Es steht irgendwo geschrieben, wir seien ‚so leicht dazu bereit‘, in die ‚Nichtigkeit einer konventionellen Religion‘ hineinzukommen, ‚die weder uns selbst befriedigt noch unseren Freunden hilft, noch Gott verherrlicht‘.

„Sicher müssen in der religiösen Arbeit der Zukunft die folgenden beiden Punkte mehr unterstrichen werden — das ständige Bewußtsein unserer Bedürftigkeit, die ihre Erfüllung nur in einer volleren Hingabe an Jesus Christus finden kann, und dann die Macht und Führung des Heiligen Geistes in der Lebenswirklichkeit.“

„Erhalten Sie Führung?“ fragte ich ihn.

„Ja. Es scheint mir, als ob Gott während meiner Stillen Zeit in meinem Kopfe und in meinem Verstand sei, während ich vorher nur meine eigenen ungeheiligten Gedanken dachte. Jetzt fühle ich, daß ich wirklich Ihn suche, damit Er meine Gedanken benutzen kann. Das führte mich zu einer Unzufriedenheit mit dem nur mäßig Guten und zu einer leidenschaftlichen Sehnsucht, durch Disziplin das Beste zu erreichen, und gab mir eine solche Liebe zu Gott, daß ich auch für die Menschen eine unendliche Liebe empfinde und nicht ohne Schmerz sehen kann, daß sie sich in einem Zustand der Lauheit befinden. Gewiß bin ich auch oft wieder zurückgefallen, aber die Gruppe läßt mich nie erlahmen. Sie stützt mich und flößt mir eine Leidenschaft dafür ein, Seelen zu gewinnen — eines der besten Mittel für die Sublimierung der Leidenschaften.“

„Und haben Sie Fortschritte gemacht?“

„Das weiß Gott allein. Ich weiß nur, daß ich jetzt in mancher Hinsicht klarer sehe. Früher brachte ich die Menschen, denen ich helfen wollte, zur Gruppe. Jetzt versuche ich, sie zu Christus zu bringen. Das scheint ein Fortschritt zu sein. Auf jeden Fall besteht der wahre Zweck meines Lebens jetzt einzig darin, meine Freunde zu Christus zu bringen, so wie der heilige Andreas seinen Bruder und den Knaben mit den Gerstenbrotten zu Ihm brachte. Der heilige Andreas führte sie ein, und so möchte auch ich ein ‚Einführer‘ sein.“

XXI

DIE TÜCKE DES SCHLECHTEN GEWISSENS

Wenn die Bibel eine ebenso umfassende Liste von „Unseligkeiten“ wie von Seligpreisungen enthalten würde, wäre wahrscheinlich auch die Tücke des schlechten Gewissens unter den „Unseligkeiten“ aufgezählt.

Dieser Gedanke taucht in verschiedenen Teilen der Apostelgeschichte auf, wenn auch nicht in Form eines bestimmten Ausspruchs. Zum ersten Mal taucht er an jener Stelle auf, wo von den dreitausend Seelen die Rede ist, die der Kirche beitraten; zum zweiten Mal dort, wo erzählt wird, wie Gamaliel sich in der Versammlung erhob und die Anwesenden davor warnte, etwas gegen die Christen zu unternehmen, denn wenn ihre Bewegung von Gott sei, würden sie sich ja dadurch Ihm widersetzen; und zum dritten Mal in jenem Kapitel, in dem berichtet wird, daß die Menge Stephanus gesteinigt habe, um sich wegen ihres schlechten Gewissens zu rächen.

Es mag verschiedene Beweggründe geben, die sich hinter der Kritik an wahren Christen oder an einer tief religiösen Bewegung verbergen: Furcht, Mißverstehen, absichtliche Verstocktheit, Haß, Neid und andere gewaltige Triebkräfte, die die Menschen zum Handeln treiben. Doch die Tücke des schlechten Gewissens ist im allgemeinen die Hauptursache. Die Menschen sind voll von Komplexen, die explodieren, sobald sie durch einen Blick, ein Wort oder eine Tat berührt werden — oft schon durch die bloße Gegenwart eines reinen Charakters, dessen andersartiges Leben als stilles Gericht empfunden wird.

Ich habe mehrere solcher Vorfälle miterlebt, die sich oft dann ereignen, wenn ein treuer Christ einem solchen begegnet, der zurückgefallen ist. Das schlechte Gewissen sucht sich Erleichterung zu verschaffen, indem es an den schwachen Stellen in einem Menschen oder einer Bewegung einhakt. Solche Menschen projizieren ihre eigenen Fehler oft auf andere, in dem blinden Glauben, der andere sei der Sünder.

Professor Grensted erzählte mir ein nettes Geschichtchen von zwei Damen, die nicht an Alkohol gewöhnt waren und zum ersten Mal Champagner tranken. Plötzlich zeigte die eine mit dem Finger auf die andere und rief:

„Sie sind betrunken! Sie haben ja zwei Nasen!“

Und er fügte hinzu: „Das ist ein typischer Fall von Projektion. Die Dame, die selbst betrunken war, klagte die andere an. Ein anderes Beispiel für Projektion ist der bekannte Fall, daß einer böse wird und sofort den anderen beschuldigt, böse geworden zu sein, während die Umstehenden belustigt zuschauen.

„Ein pröder Mensch sucht in Wirklichkeit nur seinen eigenen inneren Konflikt zu verbergen, indem er das Benehmen anderer tadelt. Die christlich gesinnten Menschen werden von den ‚Heiden‘ eher kritisiert als die Sünder, weil die Sünder ihr Gewissen nicht beunruhigen.

„Unglücklicherweise machen die Christen so oft den kläglichen Versuch, sich gegen diese Projektion zu verteidigen, daß sie dadurch selbst in eine richtende Haltung hineinkommen. Sie sollten diesen Geist der Kritik nicht ernst nehmen.

„Nicht alle Kritik greift offen an. Jeder Psychologe kennt jene Patienten, die sich mit allem einverstanden erklären, nur um sich Unannehmlichkeiten zu ersparen. Doch ist dies nur ein scheinbares, oberflächliches Einverständnis. Es gibt auch Menschen, die so oft über die Probleme anderer sprechen, daß sie damit be-

weisen, daß sie selbst ähnliche ungelöste Probleme mit sich herumtragen. Die Menschen kritisieren die kompromißlose Tätigkeit der Gruppe oft nur deshalb, weil ihre Aufmerksamkeit durch irgendeine Bemerkung auf eines ihrer eigenen Probleme gelenkt wurde.

„Viele Menschen suchen die Probleme des Lebens durch Stillschweigen zu lösen, oder indem sie ihre Augen vor denselben schließen. Wenn dann etwas mit genügender Stoßkraft auf sie eindringt, gehen sie hoch. Ein solcher Mensch ist imstande, mit Maßnahmen gegen die Gruppe zu drohen, weil z. B. in einer Versammlung das sexuelle Problem erwähnt wurde, doch wird er seine Drohung kaum ausführen. Vielleicht hat er bisher in einer Phantasiewelt gelebt, in der es kein sexuelles Problem gab oder er projiziert seinen eigenen Verstoß gegen die Sittlichkeit in die Gruppe und kritisiert sie deswegen. Als in Österreich der Krieg ausbrach, schlossen sich einige alte Damen in ihren Häusern ein und erklärten, sie hätten mit der Außenwelt nichts mehr zu tun. Für sie gab es keinen Krieg!“

Die Richtigkeit dieser Diagnose des Professor Grensted geht auch aus den Geschichten hervor, die von den Angriffen berichten, die in den ersten Jahrhunderten auf das Christentum gemacht wurden.

Nach Tacitus waren die ersten Christen in der ganzen Welt verhaßt, wegen „ihrer abscheulichen Taten und ihres Hasses gegen das Menschengeschlecht. Die Kreuzigung ihres Führers gebot ihrem ansteckenden Irrglauben vorübergehend Einhalt. Doch brach er wieder von neuem aus und verbreitete sich bis nach Rom, wo sich alles sammelt, was häßlich und skandalös ist.“

Auch wurden die Christen angeklagt, daß sie die Tempel verachteten, die Götter mißachteten und über heilige Dinge spotteten. Gruppen von Christen, die sich zum Gebet und zum Gottesdienst versammelten, wurden für geheime Gesellschaften gehalten, und die

Einbildungskraft des Volkes schwelgte in Vermutungen über das, was sich bei ihnen zutrug. . . . Hinter der Sitte des Friedenskusses vermutete der unreine Sinn der Masse allerlei Abscheulichkeiten. Die Feier des Abendmahls und die Liebesfeste waren ähnlichen Auslegungen ausgesetzt.

Man sagte den ersten Christen nach, sie seien „Menschen, die das Tageslicht scheuen“, und legte ihnen allgemein zur Last, daß sie sich von der übrigen Menschheit absonderten. . . . Vielen Christenverfolgungen lagen Haßausbrüche des Volkes zugrunde, die zeigten, wie tief der Haß des Volkes gegen die Christen war. Wir sehen aus der Apostelgeschichte, daß das Predigen des Evangeliums die bestehenden Interessen störte und heftigen Widerspruch erregte. So fiel es den Wahrsagern in Philippi und den Goldschmieden in Ephesus nicht schwer, Aufruhr zu erregen, doch verhüllten sie ihr wahres Motiv sorgfältig. . . . Doch was den Haß aller Klassen am meisten erregte, war das scheinbar hochmütige Fernbleiben der Christen vom gesellschaftlichen Leben.

Und die stärkste Opposition gegen die Oxfordgruppe kommt nicht von Menschen, die gegen die Sünde blind sind, sondern von denjenigen, die ein schlechtes Gewissen haben. Eines Tages besuchte ein Mann eine Hauspartie und griff die Arbeit der Gruppe mit einer psychologischen Begründung an. Er sagte, sie sei gefährlich. Zwei Wochen später mußte er wegen seiner schlechten Aufführung die Stadt verlassen. Gewiß war die Lehre für eine solche Lebensführung gefährlich.

Bei einer Hauspartie erhob sich ein Student aus Oxford, sagte, die Gruppe sei ein psychologischer Schwindel, und setzte sich wieder. Niemand nahm besondere Notiz davon, und das Meeting nahm weiter seinen ruhigen Verlauf. Nach dem Abend wollte er die Hauspartie verlassen (wie es solche Menschen mancha

tun). Garrett Stearly suchte Verbindung mit ihm zu bekommen, und während eines Gesprächs am folgenden Nachmittag wurde dieser Mann zum ersten Mal ehrlich mit bezug auf sein eigenes Eheproblem. In einer späteren Versammlung stand er wieder auf und gab dann offen zu, daß der Schwindel in ihm selbst liege und nicht in der Gruppe.

*

Manchmal gibt es bei Hauspartien kleine Gruppen, die alles ablehnen und sich zusammentun, um die Arbeit heimlich zu kritisieren. Meistens befinden sich einige mit besonders schlechten Gewissen darunter. Noch ehe die Hauspartie zu Ende geht, wird aus der „herabsetzenden“ Gruppe meistens eine „fördernde“ Gruppe. Zwei Kinder, die einer Hauspartie beigewohnt hatten, kamen ganz verändert nach Hause. Sie führten sich so gut auf, daß ihr Vater argwöhnisch wurde. Was war mit ihnen geschehen? Er besuchte selbst eine Hauspartie, um nachzusehen, ob da alles seine Richtigkeit habe. Er schwieg meistens und drückte sich gern beiseite, um sich zu einer solchen „herabsetzenden“ Gruppe zu gesellen. Doch eines Tages überwand er sein schlechtes Gewissen und teilte seine Sünden unter vier Augen mit — Unterschlagung und Ehebruch.

Bei einer Hauspartie zeigte es sich, wie ein Mensch in der Frage der Ehrlichkeit mit zwei ganz verschiedenen Seiten seiner Natur reagieren kann. Ken Twitchell erzählte von einem Mädchen, das auf einem Gruppenabend über die gleichen Schwächen sprechen hörte, die sie selbst hatte, und versucht habe, diesen Stachel durch intellektuelle Argumente abzuschwächen. Einige Wohlmeinende versuchten irrtümlicherweise, ihre komplizierten Fragen über die Existenz Gottes zu beantworten — andere kamen dem Problem näher. Am ersten Tag ging sie weg und sagte, sie wäre fertig mit

der Gruppe. Als sie nach Hause kam, ließ sie sich über die Dummheit der Menschen in der Gruppe aus, „bekannte“ deren Sünden — auch solche, die sie nicht hatten — und fand die Zustimmung ihrer ganzen Familie. Dann kam die Umkehr — je mehr die Familie beistimmte und den Standpunkt einnahm, den sie soeben noch selbst vertreten hatte, um so mehr verteidigte sie nun die Gruppe, die sie vorher verspottet hatte. Schließlich trat sie eifrig für die Gruppe ein. Sie kehrte wieder zu der Hauspartie zurück und nahm die Lebensbasis der Gruppe an.

Einmal kam ein Geschäftsmann mittleren Alters — Sekretär einer Handelskammer —, der sich mit Stolz „orthodox“ nannte und sich seiner Bibelklasse rühmte, auf eine Hauspartie. Einige Schüler seiner Bibelklasse waren durch den Kontakt mit der Oxfordgruppe umgewandelt worden, was ein sehr störendes Element in die fanatisch-orthodoxe Lebensführung ihres Lehrers gebracht hatte. In einer Versammlung stand er auf, schwang seine Bibel in der Hand und erklärte sehr dramatisch: „Ich glaube an dieses Buch von Anfang bis zu Ende. Ich besuchte diese Hauspartie, um zu sehen, ob die Gruppe orthodox sei. Ich habe eine Nase für Orthodoxie. Mein ganzes Leben ist auf der Orthodoxie aufgebaut.“ Die Gruppe glaubte noch viel mehr als er — denn sie glaubte nicht nur an die Bibel, sondern sie lebte auch ein entsprechendes Leben.

Mit einiger Schwierigkeit konnte er zum Bleiben veranlaßt werden. Obschon er eigentlich die Orthodoxie der Gruppe ganz ausschnüffeln wollte, hatte er von einem einzigen Versuche genug. Die Ehrlichkeit der Gruppe wurde ihm immer unbehaglicher, doch dann saß er einmal die ganze Nacht bis zum anderen Morgen mit einem Gruppenführer zusammen und dachte über diese neue Ehrlichkeit nach. In der Schweigezeit am nächsten Morgen gestand er seine falsche Frömmig-

keit offen ein und sagte, er sehe nun, daß sein Leben anders werden müsse. Vor allem war er zu der Überzeugung gekommen, daß er nur eine große Luftblase gewesen sei. Obwohl er stundenlang über Religion hatte sprechen können, war er zu Hause nie ehrlich gewesen. Er hatte seinem Sohn seinen Willen aufzwingen wollen, so daß dieser das Haus verlassen hatte, und so machte er es auch mit anderen Menschen, indem er von ihnen etwas verlangte, was er selbst nicht tat.

Er rief die Mitglieder der Handelskammer zusammen, um sein Unrecht an ihnen wiedergutzumachen. Er bat sie, in sein Bureau zu kommen und einiges über seine Privatangelegenheiten mit anzuhören. Er gab seine falsche Aggressivität und seine geschwätzig Frömmigkeit offen zu. Einige der Zuhörenden wurden davon sehr beeindruckt und gesellten sich zur Gruppe; andere kritisierten. Er ging durch die ganze Stadt und bat viele Menschen um Vergebung, denen er unrecht getan hatte. Er suchte auch seinen ihm entfremdeten Sohn auf, woraus sich ein besseres Verhältnis zwischen ihnen ergab. In der Familie herrschte eine neue Einigkeit, weil die Kinder fortan selbst etwas tun und entscheiden durften, ohne den Zorn des Vaters zu erregen.

Ein junger Kritiker, ein Schotte, der die Gruppen besuchte, wollte zuerst von der Lehre nichts wissen, mit der Begründung, daß die falsche Verteilung des Reichtums in der Welt ihn mehr beschäftige — eine Aussage, deren Wahrheit er später bekräftigte, indem er gestand, daß er als Angestellter an der Kasse oft falsche Beträge registriert hätte.

Wenn das Evangelium mit der Kraft des Heiligen Geistes gepredigt wird, gehen die Menschen entweder in sich, oder sie lehnen sich auf. Ein berufstätiger Mann mittleren Alters, der sehr energisch und dabei sehr liebenswürdig war, hatte in seinem Geschäft große Er-

folge gehabt und war im Begriff, sich zur Ruhe zu setzen, um Golf zu spielen und fortan ein gemütliches Leben zu führen. Als er in den Ferien war, vernahm er, daß die Gruppe auch in seine Stadt kommen werde, glaubte aber, als Sohn eines Pfarrers über diese Dinge schon genug zu wissen. Als er zurückkam, unterhielt man sich in seinem Klub allgemein über die Oxfordgruppe. Er telephonierte sofort seinem ungläubigsten Freunde und lud sich bei ihm zum Essen ein. Doch ehe das Essen zu Ende war, fing auch sein Gastgeber an, von der Oxfordgruppe zu sprechen. Er verabschiedete sich nach dem Essen, sobald es die Höflichkeit erlaubte, und ging verärgert weg. Bald darauf mußte er wegen einer geschäftlichen Verabredung in eine entfernte Stadt reisen zu einer Besprechung mit einem der gerissensten Geldmagnaten dort. Da er sehr auf seiner Hut war, um von diesem klugen Weltmanne nicht übers Ohr gehauen zu werden, fiel er fast auf den Rücken, als ihn dieser mit folgenden Worten anredete:

„Mr. Browne, ich bin mit der Oxfordgruppe in Berührung gekommen und muß Ihnen bekennen, daß ich Sie in geschäftlichen Angelegenheiten zweimal überverteilt habe.“

Das war ein Stoß! Aber der Pfarrerssohn blieb standhaft. Eine Woche später ging er in eine andere Stadt, wo er mit einer reizenden jungen Dame eine hübsche Nachmittagsfahrt in seinem Auto zu machen gedachte. An jenem Tage war sie nicht so freundlich und entgegenkommend wie gewöhnlich. Mitten auf der Fahrt zog sie den Brief einer Freundin heraus, die sich soeben der Gruppe angeschlossen hatte und sie aufforderte, dasselbe zu tun. Dieser Stoß traf ihn so, daß er für den ganzen Tag genug hatte. Der Abend war ihm verdorben und wurde durch den Hinweis des Mädchens, daß in der Nähe eine Hauspartie der Oxfordgruppe stattfindet, nicht verschönert. Er wollte hingehen, um ihnen zu

beweisen, daß sie Scharlatane seien, und sie gänzlich bloßstellen. Er kam hin und konnte in dem fröhlichen Betrieb kaum mehr ein Zimmer bekommen. Er wurde von einer netten jungen Engländerin begrüßt und ließ sich, durch ihren Charme weicher gestimmt, zum ersten Meeting einladen. Dort sah er einen hochgebildeten Schotten, einen typischen Weltmann, mit gestutztem Schnurrbart und militärischem Benehmen, aufstehen und sein Zeugnis ablegen, in jenem halb humoristischen leichten Tone, den die große Welt versteht.

Im Stil der Rauchzimmerkonversation erzählte London Hamilton, wie er aus einem Verschwender in einen Arbeiter für Christus verwandelt worden sei. Unser Besucher mußte sich unter der Ehrlichkeit dieses Weltmannes winden, der im Dienste für Jesus Christus so klug wie eine Schlange und ohne Falsch wie eine Taube geworden war. Obschon er den Sprechenden eigentlich nicht mochte, — so äußert sich manchmal das Schuldbewußtsein —, fühlte er sich doch unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Sie unterhielten sich nachher stundenlang, und zuletzt nahm auch er das neue Leben an. Nun wußte er, wer der wirkliche Scharlatan gewesen war.

*

Wenn man die Menschen auffordert, ihr Leben von Grund aus umzuwandeln und sie es nicht tun wollen, müssen sie einem natürlich etwas am Zeug flicken. Wie Professor Grensted sagte: „Wenn plötzlich etwas wie die Gruppe kommt und behauptet, Gott müsse immer an erster Stelle stehen, anstatt an der zehnten, und die Menschen sich dadurch in ihrem ungeordneten Gefühlsleben angegriffen fühlen, werden sie natürlich böse.“

Wenn das Evangelium mit der Macht des Heiligen Geistes verkündet wird, führt es entweder die Menschen zur Einkehr, oder es weckt ihren Zorn. Dann versucht das verstörte Gewissen, sich zu rächen.

XXII

WAS SÜNDE IST

Da dies ein Buch für Sünder ist und die meisten Sünder — ich selbst inbegriffen — nicht recht wissen, was Sünde ist, scheint es angebracht, in diesem Kapitel eine Erklärung dafür zu geben.

Ein irischer Landpfarrer erzählte mir einst von einem Prediger, der vor einer Dorfgemeinde eine wunderbare Predigt über die Sünde gehalten hatte und in einige Bestürzung geriet, als man ihm nachher sagte: „Wir hätten ja gar nicht gewußt, wie man sündigt, wenn Hochwürden nicht zu uns gekommen wären.“

Nach einer Versammlung während der letzten Hauspartie in Cambridge kam Frank in mein Zimmer hinauf und rief: „Wenn Sie nur Loudon Hamiltons Rede über die Sünde mitangehört hätten! Großartig! Noch nie habe ich etwas so Treffendes darüber gehört. Das sollten Sie in Ihr Buch aufnehmen!“

Ich lud Loudon auf mein Zimmer ein und forderte ihn auf, seine Notizen noch einmal durchzugehen und mir den Inhalt seiner Rede anzugeben. Er sah aus, als ob er mit diesem Thema sehr vertraut wäre, als er sich mit seiner Hochländergestalt vor dem Aprilfeuer in meinem Kamin gemütlich dehnte und streckte.

Er gab mir folgenden Einblick in seine Ansichten über die Sünde, indem er seine Notizen durchging und daraus vorlas.

Viele Menschen glauben nicht an die Sünde, obschon sie noch immer darin stecken. Wir verdanken es, glaube ich, Bertrand Russell und Mr. Huxley, daß die Sünde abgeschafft worden ist. Unglücklicherweise ist es den beiden nicht gelungen, auch die Versuchung abzuschaffen. Ich wünschte, es wäre ihnen gelungen. Doch ist es Tatsache, daß die Menschen noch immer in Versuchung geführt werden, die Intellektuellen nicht ausgenommen. Und Sünde ist es, wenn wir der Versuchung nachgeben.

Ein geringes Sündenbewußtsein bedeutet eine geringe Vorstellung von Christus. Es ist notwendig, der Sünde konkret aufzupassen und mit sich selbst unbedingt ehrlich zu sein. Unsere Anstrengungen, mit unseren Schwächen fertig zu werden, scheitern oft, weil wir zu wenig bestimmt darin sind. Wir sprechen über Sündenvergebung so im allgemeinen, ohne im einzelnen von bestimmten Sünden befreit zu werden.

Die Sünde ist eine Macht. Es geht dabei zu wie in der Mathematik. Sie vermehrt die Sorgen des Menschen, vermindert seine Energie, steigert seinen Kummer und seine Schmerzen, entzweit sein Gemüt, nimmt ihm die Freude an der Arbeit, vermindert seine Erfolgsmöglichkeiten und erhöht die Gewissensqual.

Die Sünde hat eine vierfache Wirkung. Vor allem blendet sie uns. Als wir einst in der Schweiz eine Autotour machten, kamen wir in den Nebel. Nach einiger Zeit verzog sich der Nebel, und wir sahen zu unserem Erstaunen im Sonnenschein gigantische Gipfel auftauchen, fast über unseren Köpfen. Wir hatten gemeint, schon hoch oben zu sein. Nun entdeckten wir, daß wir uns tatsächlich noch auf sehr geringer Höhe befanden. Ähnlich ergeht es uns auch auf geistigem Gebiete, wo wir von der Sünde umnebelt werden und deshalb unsere wirkliche Lage Christus gegenüber nicht erkennen können.

Zweitens bindet die Sünde. Wir sind durch die Furcht gebunden — hauptsächlich durch die Furcht vor anderen Leuten und ihrer Meinung über uns — dann durch Befürchtungen über unser Geld, unsere Zukunft, unsere Gesundheit und hundert andere Dinge.

Drittens vermehrt sich die Sünde. Das erste Kapitel des Jakobusbriefes lehrt, daß der Mensch durch seine eigene Begierde verführt und verlockt wird. Die Begierde zeugt die Sünde und brütet sie aus, und die Sünde wiederum gebiert den Tod.

Wenn wir eine Lüge gesagt haben, sind wir gewöhnlich gezwungen, eine ganze Reihe weiterer Lügen zu sagen, um die erste zu verdecken. Aus diesem Grund haben wir das Gebot Christi, im Geringsten treu zu sein. Ein Bergsteiger weiß, daß an gewissen Stellen ein einziger falscher Schritt genügt, um eine ganze Lawine ins Rollen zu bringen. Viele unter uns haben diesen falschen Schritt getan und reden sich ein, daß er nicht den Sturz einer ganzen Lawine zur Folge hat; wenn aber die Lawine dennoch hinunterstürzt, macht man schwache Versuche, sie in der Mitte des Abhangs aufzuhalten, was unvermeidlich zur Katastrophe führt.

Viertens betäubt und ertötet die Sünde. Heiße Asche braucht uns auf der Hand nicht sehr zu brennen, doch wenn wir sie an die Wange halten, tut es uns sehr weh. Die Glut der Asche hat sich dabei nicht verändert, wohl aber unsere Empfindlichkeit. Durch die Macht der Gewohnheit haben viele Menschen das Bewußtsein von der Sündhaftigkeit gewisser Handlungen verloren. Wir müssen wieder empfindlicher dafür werden. Die Sünde hat uns so taub gemacht, daß wir die Stimme Gottes nicht mehr hören können. Es ist oft angenehm, taub zu sein. Viele Menschen sind sogar der Predigt gegenüber abgestumpft und werden nach und nach für die einfachsten Wahrheiten unempfänglich.

Die Sünde ist das, was uns von Gott und unseren Mitmenschen trennt — das ist die beste Definition der Sünde. Man beachte, daß sie etwas ist, das in uns selbst liegt und nicht in den anderen. Die meisten Menschen ziehen es vor, die Sünden der anderen zu bekennen und nicht ihre eigenen. Doch wir müssen zuerst bei uns selbst anfangen und nicht bei unseren Mitmenschen. Wir können andere nicht umwandeln, ehe wir selbst umgewandelt sind.

Wir müssen von vornherein die falschen Unterscheidungen beseitigen. Die meisten von uns unterscheiden ohne weiteres zwischen großen und kleinen Sünden. In der Bibel gibt es keinen solchen Unterschied. Paulus sagt — ohne jede Einschränkung — daß alles Unrecht Sünde sei. Oft sind wir geneigt, eine Sünde zu entschuldigen, wenn sie nur hin und wieder einmal begangen wird; wir denken vielleicht, es sei nicht so schlimm, gelegentlich einmal betrunken zu sein. Dann ist es also auch nicht schlimm, hin und wieder einen Mord zu begehen? Für die meisten von uns ist nicht die offensichtliche Sünde das Problem, sondern die versteckte, nicht die Sünden, die uns unbequem sind, sondern die bequemen Sünden. Wir müssen aufhören, uns nur mit den Symptomen zu befassen, und müssen weiter vordringen zu den Ursachen und Beweggründen.

Das Christentum ist in seinem Wesen verwirklichte Moral. Wir wollen nun von vier einfachen moralischen Begriffen ausgehen, die wir im Leben Christi beobachten können — Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Diese Maßstäbe sind absolut. Niemand kann bestreiten, daß Christus hierin niemals einen Kompromiß zugelassen hat. Wir wollen sie alle vier nacheinander betrachten und sehen, wie wir selbst vor Seinem Maße bestehen können.

Ehrlichkeit

Ein Kind, das den Begriff „abstrakt“ definieren sollte, sagte, dies sei die Bezeichnung für etwas, das gar nicht existiere — wie Wahrheit und Ehrlichkeit. Beginnen wir mit der Zunge. Es gibt Myriaden von Zungensünden. Erstens unrichtige Angaben und unrichtige Darstellungen durch Übertreibung oder Verkleinerung oder durch Überbetonung, die meistens zu unseren Gunsten erfolgen; zweitens Verhehlen und unehrliches Verschweigen; drittens das Ausweichen durch höfliche Lügen und falsche Entschuldigungen. Wir pflegen diesen Dingen angenehmere Namen zu geben. Wir nennen Sünden Entgleisungen oder liebenswürdig Schwächen und schreiben sie dem Temperament oder dem Charakter zu. Wir berufen uns dabei auf die Vererbung und auf die Verhältnisse. Wir sagen, die betreffenden Sünden lägen in der Familie und schreiben sie ruhig auf dieses Konto. Wenn die Sünde einen intellektuellen Namen hat, wird sie geradezu anständig. Es ist „so korrekt“, eine Sünde „Minderwertigkeitsgefühl“ zu nennen, die eine ganz einfache, aber ertötende Form der Überhebung ist. Viertens was Kritisieren — worüber wir noch mehr zu sagen haben werden — und negatives Urteilen über andere und ihre Arbeit. Fünftens kommt man leicht zu doppelzüngigen Aussagen: man sagt jemandem etwas ins Gesicht, und hinter seinem Rücken sagt man etwas ganz anderes.

Und nun das Stehlen. Viele Leute reisen mit einem Billett dritter Klasse in der zweiten oder fahren in einer Straßenbahn weiter, als ihre Fahrkarte es erlaubt. Ich selbst habe einen Fußballplatz durch den Eingang bei den billigeren Plätzen betreten und habe mich dann hinter dem trennenden Seil auf einen teureren Platz gesetzt. Kurz nachdem ich die Gruppe kennen gelernt

hatte, mußte ich das Geld für eine Ballkarte einsenden, die ich nicht bezahlt hatte. Manchmal senden wir etwas als Drucksache und schreiben mehr als die erlaubte Zahl der Worte dazu. Wir borgen uns auch Bücher und andere Dinge und vergessen, dieselben zurückzugeben. Willst du an deinen Bücherschrank gehen und nachsehen, ob sich darin Bücher finden, die du zurückgeben solltest? Eine Freundin sagte mir einmal, sie könne wohl eine Lüge sagen, aber niemals eine Lüge schreiben; deshalb mußte ihre Sekretärin die Steuererklärung für sie ausfüllen. Als das Radioamt ankündigte, es würde eine Revision vorgenommen, um „Schwarzhörern“ das Handwerk zu legen, wurden während der paar Tage vor Beginn der Revision über 10 000 neue Anmeldungen gemacht.

Es gibt Sünden der Haltung: Anmaßung, Pose, Ziererei. Wie allgemein ist die Angewohnheit, eine Maske zu tragen und zu versuchen, bei anderen damit Eindruck zu machen — das ängstliche Bemühen, besser zu scheinen, und das absichtliche Verstecken unvorteilhafter Eigenschaften! Ja, wie oft greifen wir gerade die Fehler der anderen furchtbar hart an, die wir bei uns gern verstecken möchten! Wenn wir uns gesellschaftlich unterlegen vorkommen, täuschen wir gerne etwas von höchster Bildung vor — der Himmel weiß, weshalb wir das notwendig finden. Oder wir machen es wie das Chamäleon und nehmen die Farbe der uns umgebenden Gesellschaft an. Zu Hause haben wir unsere bestimmte Art. Wir können nötigenfalls bei unseren frommen Verwandten religiös erscheinen, und wir können bei einem Sportklubdiner den Draufgänger spielen. Wir können mit unseren Tanzpartnerinnen sentimental und schwärmerisch sein und glauben uns so von der „besten Seite“ zu zeigen. Wir müssen ehrlich sein in unseren Motiven, da diese allzu leicht verfälscht werden, sogar unter religiösen Menschen.

Reinheit

Um rein zu werden, genügt es nicht, sich mit einem Staubwedel zu behandeln oder ein wenig Rosenwasser in der Atmosphäre zu zerstäuben und dabei das Beste zu erhoffen. Es war einmal ein Negerprediger, der es nicht wagte, über Hühnerdiebstahl zu predigen, weil die ganze Gemeinde Hühner stahl und er es selbst auch bisweilen tat. Was wir brauchen, um ganz rein zu fegen, ist ein Straßenbesen. Gleich schlimm sind dabei die pharisäischen Sünden, aus Bequemlichkeit blind oder absichtlich unwissend oder auf ungesunde Weise neugierig in diesen Dingen zu sein. Eltern leben oft in einem Wahn der Unwissenheit, was die Nöte ihrer Kinder anbelangt. Es ist leichter, oberflächlich mit den Menschen zu leben und zu verkehren. Aber was würden wir von einem Arzt halten, der sich weigern würde, eine gründliche Diagnose des Übels zu stellen, an dem wir leiden? Und was würden wir denken, wenn er es ablehnen würde, gewisse Fälle in seiner Krankenabteilung zu behandeln? Christi Bewertung der moralischen Reinheit beginnt beim Auge und beim Gedanken. Wie wäre dir zumute, wenn dein Gedankenleben in gewissen Momenten plötzlich vor einer großen Versammlung auf eine Leinwand projiziert würde?

Die Erfahrung so vieler ist: ein Blick, ein Gedanke, eine Lockung und ein Fall. In der Beziehung zum anderen Geschlecht mag es Kameradschaft geben, doch keine Grenzüberschreitungen.

Liebe

Nachdem Thomas Carlyle einst einen Geistlichen hatte über die Liebe sprechen hören, sagte er, der Geistliche sei ihm vorgekommen wie ein winziger Floh, der sich in einem Teerfaß müht. Liebe ist ein ungeheures Problem. In der Bibel heißt es, Haß sei

gleichbedeutend mit Mord. Das eine ist so schlimm wie das andere. Gibt es einen Menschen, gegen den du noch immer Abneigung hegst, Unwillen und Unversöhnlichkeit? Das ist eine sehr ernste Frage.

Die größten Sünden gegen die Liebe werden mit der Zunge begangen. Wie wäre es, wenn wir vor unserem nächsten Teekränzchen das dritte Kapitel aus dem Jakobusbrief lesen würden? Denken wir einmal an den Klatsch! Wir sollten so leben, daß wir unseren Papagei mit gutem Gewissen an die klatschsüchtigste Person der Stadt verkaufen könnten. Die meisten von uns täten gut, ein Schloß für ihre Zunge zu kaufen und den Schlüssel fortzuwerfen.

Hinter der Kritik verbirgt sich oft viel böser Wille. Wir sollten immer bedenken, daß wir an anderen das kritisieren, was an uns selbst nicht stimmt. Die Pharisäer verdammt jene Frau, die beim Ehebruch er-
tappt wurde, und versuchten, Christus zu bewegen, sie auch zu verdammen. Doch er war frei von dieser Sünde. Sie aber zeigten durch ihre Haltung, daß sie nicht frei davon waren. Christus verdammt die Sünde, aber rettete die Sünderin. „So will auch ich dich nicht verdammen. Gehe hin und sündige nicht mehr.“ Wir wollen ferner bedenken, daß wir uns durch unsere Kritik, unsere Vorurteile, unser Schweigen und unsere Nervosität verraten. Das Kritisieren ist die ausgesprochenste Sünde unter denen, die für das Christentum arbeiten. Sage über andere nur das, was du ihnen auch selbst sagen würdest! Ist Christus der stille Zuhörer aller deiner Gespräche? Wir können anderen nicht helfen, wenn wir über sie lachen.

Eifersucht zerstört den inneren Frieden und die geistige Kraft. So auch Snobismus und hochmütiges Überlegentun, sowohl auf gesellschaftlichem wie intellektuellem und geistigem Gebiet. Snobismus kann auch die Gestalt annehmen, daß wir uns gern den

Anschein geben, als ob wir uns viel unter armen Leuten bewegten. Wir danken Gott, daß wir nicht sind wie andere, während die anderen vielleicht Gott danken, daß sie nicht sind wie wir.

Unduldsamkeit gegen die Ansichten oder die Schwächen anderer Menschen kann eine ebenso verheerende Form der Lieblosigkeit sein.

Und dann die Zurückhaltung. Wir sagen oft, die Dinge seien zu heilig, um ausgesprochen zu werden, wenn wir in Wahrheit einfach zu selbstüchtig sind, um uns auszusprechen. Die meisten Menschen sind in einer falschen Zurückhaltung befangen. Ich war stolz auf meine Zurückhaltung, bis ich herausfand, daß dies einfach Stolz war. Falsche Zurückhaltung macht uns unzugänglich, trennt uns von den anderen gibt ihnen einen falschen Eindruck von dem, was wir wirklich sind, und — das Schlimmste von allem — sie hält uns davon ab, anderen zu helfen und mitfühlend und verstehend auf ihre Schwierigkeiten einzugehen.

Zorn durchkreuzt die Liebe. Hast du um Verzeihung gebeten wegen deines letzten Zornausbruchs gegen irgendeinen Menschen — ein Mitglied deiner Familie, einen Straßenbahnschaffner oder einen Eisenbahnbeamten?

Furcht ist auch eine Sünde gegen die Liebe. Völlige Liebe treibt die Furcht aus. Meistens haben wir Angst vor anderen und können ihnen deshalb nicht helfen.

Selbstlosigkeit

Zuletzt wollen wir den Unterschied zwischen unserem Leben und dem Vorbild Christi feststellen mit bezug auf unser Benehmen, unsere Haltung, unsere Sitten und unser Urteil über andere.

Das Selbst — wir wollen eine Aufstellung über die verschiedenen Formen machen, in denen sich unser

Selbst in unserem Leben auswirkt. Der Erzbischof Temple sagte: „Deine Probleme drehen sich um diejenigen Dinge, die du am liebsten hast, und die dir am meisten bedeuten.“ Die Selbstsucht kann sich darin zeigen, daß man gern gelobt wird, beliebt ist und gesellschaftliche Erfolge hat. Wir halten uns oft an das, was wir Wahrung unserer Würde nennen. In Wahrheit ist es um unsere Würde oft so bestellt, daß, wenn wir sie genau betrachten, gar nicht viel davon übrigbleibt. Wir befürchten nichts mehr, als lächerlich zu erscheinen. Wir fördern in uns das, was wir gerne als Feinfühligkeit bezeichnen, das wir aber besser Empfindlichkeit nennen sollten. Selbstbemitleidung schleicht sich ein. Wir fühlen uns minderwertig, hätscheln geradezu unsere Schwachheit und berufen uns auf unsere früheren Niederlagen als Beweis für unsere Unfähigkeit. Oder wir entwickeln einen Märtyrerkomplex mit all seinem falschen „Heldentum“. Wir sagen, wir könnten „alles aushalten“. Das heißt, wir können wohl alles aushalten, aber wir ändern damit nichts. Das Gefühl der eigenen Wichtigkeit macht uns geltungssüchtig und läßt uns mit unserer Stellung und unserem Rufe auftrumpfen, obschon wir uns innerlich besiegt fühlen. Wir haben „Selbstachtung“. Das bedeutet für gewöhnlich neunzig Prozent Selbst und zehn Prozent Achtung. Wir verlangen eine besondere Behandlung, wie der Syrier Naëman, oder wir spielen uns als interessante Patienten auf. Doch ist die Zeit so ernst, daß im vordersten Schützengraben kein Platz für interessante Patienten bleibt — sie laufen Gefahr, dort niedergeschossen zu werden.

Die Eigenliebe zeigt sich auch in bezug auf Geld und Besitz, die man nicht ausleihen oder weggeben will, weil man sich zu sehr darum sorgt, zuviel darüber nachdenkt und seinem Eigentum gegenüber an einer übertriebenen Vorsorglichkeit leidet. Das macht uns

bedrückt und belastet von unseren eigenen Angelegenheiten. Wir befeißigen uns „der Sparsamkeit, die zur Armut führt“. Wir glauben, daß man nur so lange nach dem Reiche Gottes trachten soll, als unser Einkommen nicht gefährdet ist. Diese fortwährende Sorge um die eigenen Interessen führt zur Nervosität und Gereiztheit. Wie oft ist einfach die Sünde die Wurzel der Nervosität!

Eine andere Form der Selbstsucht ist der Ehrgeiz, der die Interessen der anderen mißachtet und in der Wahl der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke nicht allzu gewissenhaft vorgeht. Darauf antwortet der Prophet mit großer Einfachheit: „Wenn Du um Deiner selbst willen Großes suchst — suche es nicht!“

Verlegenheit und Befangenheit lassen auf ein Leben und eine Einstellung schließen, die sich noch immer um die Achse des eigenen Ich dreht. In den meisten Menschen lebt der Instinkt, sich aufzuspielen, der sich darin zeigt, daß sie gerne die Aufmerksamkeit auf sich lenken und vor anderen ihr Bestes tun, aber sie nicht dazu treibt, diese Anstrengungen auch zu machen, wenn kein Ruhm damit verbunden ist. Solche Selbstbefangenheit drückt sich oft in unseren Kleidern, unserem Benehmen und unseren Gesprächsthemen aus.

Eine der üblichsten Formen, die das Selbst annimmt, ist die Nachsicht und Nachgiebigkeit gegen sich selbst. Es kann sich dabei um das Essen und um körperliche Bequemlichkeit handeln. Wir sind aber auch nachsichtig mit uns selbst, wenn wir faul sind oder die Dinge aufschieben oder unpünktlich sind. Wir wollen auf morgen aufschieben, was wir heute tun können. Es gibt Dinge, die wir lieber „nach und nach“ erledigen, anstatt sie, wie es sein sollte, sofort zu tun. Wir erlauben uns, Vorurteile über Menschen auszusprechen und unsere Zu- und Abneigungen in bezug auf Bücher,

Essen, Möbel, Einrichtungen usw. zu äußern, und es liegt uns sehr viel daran, ob uns ein Ding oder eine Person anspricht oder nicht. Wir richten unser Benehmen sehr oft danach und zögern nicht, es die Menschen fühlen zu lassen, wenn wir sie nicht mögen oder sie für untergeordnet halten. Wir sind oft launisch, schwer zufrieden zu stellen und es ist nicht leicht, mit uns auszuhalten — wie eine Dame von ihrer Tochter sagte, die eben in die Gesellschaft eingeführt wurde. Es gibt Menschen, die verschwenderisch mit dem Geld umgehen, sentimental sind in ihren freundschaftlichen Beziehungen — zum eigenen oder zum anderen Geschlecht — und die es nicht ertragen können, wenn etwas gegen ihren Willen geschieht.

Dann die Fälle, in denen das Selbst im Mittelpunkt steht. Die meisten von uns drehen sich schon bei ihrer Geburt um die Achse ihres Ich und fahren damit fort bis an ihr Lebensende, oft mit zunehmender Geschwindigkeit. Das führt dazu, daß sie ihre Freunde nie lange behalten können. Sie verlieren ihre Freunde nicht nur, sondern sie werden auch davon abgehalten, sich überhaupt anzufreunden. Ein junges Mädchen erzählte uns einmal, sie habe in ihrem Kopfe ein Privatkino, und wenn sie nicht gerade mit etwas anderem beschäftigt sei, setze sie den Film in Bewegung und genieße Szene um Szene — bald tragische, bald romantische, pathetische, sentimentale oder heroische Szenen — und in allen sei sie selbst die Hauptfigur. Zuletzt ende es mit einer eingebildeten Szene, in der ihre tiefsten Wünsche voll erfüllt würden, in der die Vorhänge und Möbelbezüge die gewünschte Farbe hätten, und in der sich auch der richtige Mann zum Heiraten finde. Alle haben wir unsere Wachträume, in einer oder der anderen Form, die durchaus nicht verkehrt zu sein brauchen. Verkehrt sind sie aber, wenn sie auf Eigenliebe beruhen.

Und nun eine der ungeheuerlichsten Formen des Selbst — der Eigenwille. Wir wollen durchaus unseren Willen haben und nicht nachgeben. Die Folgen davon sind ebenso klar wie verhängnisvoll. Es führt zu Reibungen mit anderen und zu unserer eigenen Erschöpfung. Es ist eine Form des Hochmutes. Wir bringen keine Zusammenarbeit fertig. Wir können uns nicht anpassen. Wir können es nicht lernen, den Dingen auf den Grund zu sehen, und sind daher unbrauchbar für andere Menschen und hilflos in den Situationen um uns herum. Durch unseren ungezügelten Eigenwillen sind wir hastig im Handeln, ungeführt in Augenblicken der Entscheidung, anspruchsvoll in unseren Leistungen und ungeduldig im Annehmen von Rat oder Tadel. Er ist die häufigste Ursache der Familienstreitigkeiten. Wenn wir unser Ziel erreicht haben, ist es immer unbefriedigend, und die Folge davon ist, daß wir noch mehr Nachgiebigkeit beanspruchen, in der vergeblichen Hoffnung, dadurch mehr Befriedigung zu erlangen. Die größte Anklage gegen den Eigenwillen kam aus dem Munde des Propheten: „Wir sind jeder unseren eigenen Weg gegangen.“ Der Eigenwille ist auch — wenn wir es nur wissen wollten — unglaublich dumm. Oft halten wir den Eigensinn für Stärke der Gesinnung.

Es ist unglaublich, wie fruchtbar unser Verstand im Herausfinden von Entschuldigungen für unsere Schwächen ist, die wir gerne vor unseren eigenen Augen und womöglich auch vor den Augen der anderen beschönigen möchten. Das ist die bekannte Kunst der eigenen Rechtfertigung. Wenn wir zurechtgewiesen werden, suchen wir uns zu rechtfertigen. Und Hand in Hand mit dieser Abneigung gegen den Tadel an uns selbst geht unsere Vorliebe, andere zu tadeln. Nichts entfremdet die Herzen der Menschen schneller als das.

Dann auch die allgemein verbreitete Vorliebe für die eigene Meinung. Wir haben immer unsere ei ene

Meinung in einer Sache und sind gerne bereit, sie zur Geltung zu bringen. Wir sind ganz sicher, daß sie richtig ist. Widerspruch nehmen wir übel, selbst wenn wir nicht viel über das betreffende Gebiet wissen. Wir wollen unseren Gesichtspunkt aufdrängen, anstatt eine Lebenshaltung weiterzugeben. Wir sind in unsere eigene Meinung verliebt. Wir erlauben uns, von ihr so eingenommen zu sein, daß wir die Meinung eines anderen überhaupt gar nicht wahrnehmen. Wir sind wie Nero, der sich ein eigenes kleines Lied spielte, während die Schrecken des brennenden Rom um ihn herum tobten.

Und ferner die Selbstgenügsamkeit, die uns einredet, daß wir keiner anderen Hilfe bedürfen. Sie kommt von einer unvollkommenen Vorstellung von Christus und Seinen Forderungen an uns und von einer Überschätzung der eigenen Fähigkeiten.

Die letzte Form des Selbst, über die wir sprechen wollen, ist der atheistische Glaube an die eigene Kraft. Durch sie glauben wir Gottes Arbeit zu tun, tun sie aber nicht nach Seinem Willen. Wir tun sie nach eigener Wahl, auf eigene Art, aus eigener Kraft. Das führt unmittelbar zu einer falschen Zielsetzung in selbstgewähltem Dienst. Wir tun dabei nicht das Beste, das von Gott kommt, sondern handeln nach eigenem Gutdünken. Die Wirkungen, die das Werk des Heiligen Geistes begleiten sollten, bleiben aus. Deshalb versuchen wir um so eifriger, auf dem selbstgewählten Gebiete Erfolg zu erringen. Das führt zu einer falschen Aktivität, die das Gefühl des Unbefriedigtseins, der Vergeblichkeit und des Mißerfolgs verdecken soll, das uns alle zeitweise verfolgt, wenn wir unser Leben aus eigener Kraft führen wollen.

Dieses Selbstkönnen macht uns zu „geteilten Persönlichkeiten“. Eine Helferin im Gemeindedienst hatte, ehe sie die Gruppe kennen lernte, zwei Arten von Freunden, offizielle religiöse und inoffizielle un-

religiöse. Es bestand für sie keine Frage darüber, welche der beiden Arten ihr mehr zusage. Wir können auch eine Gemeinschaft durch eigene Kraft leiten — doch das kann auch der Teufel. Wir wandeln keine Menschen um; doch dann tut es der Teufel. Es verbreitet sich eine schreckliche Kälte in einer Kirche oder in einer religiösen Gemeinschaft, wenn sie geführt wird wie eine Organisation. Ein Pfarrer sagte uns, daß er sich jeden Sonntag vorkomme, als ob er eine Einzelvorstellung auf einem seelischen Eisfeld gebe.

Auf der Basis des Selberkönnens fangen wir an, alles einzureihen. Wir sagen: „Das und das ist meine Aufgabe, aber es ist die Aufgabe anderer, Menschen umzuwandeln.“ Diese Unterscheidung ist grundfalsch. Entweder haben wir die Masern, oder wir haben sie nicht. Wenn wir die Masern haben, stecken wir jedermann damit an; wenn wir sie nicht haben, wird sie auch niemand durch uns bekommen.

Und schließlich führt uns das Selberkönnen dazu, in einer unangreifbaren Theologie Zuflucht zu suchen. Wir entwickeln eine Lebensanschauung, anstatt ein bestimmtes Leben zu leben. Das verleitet uns dazu, Dinge zu predigen, die außerhalb unserer Erfahrung liegen und deshalb unwirklich oder sogar abstoßend wirken. Wir werden hölzern und trocken und frömmlicherisch, wir bekommen einen falschen Pflichtbegriff und hängen von untergeordneten Dingen ab, anstatt den Menschen zur Verfügung zu stehen. Wir lassen uns von Prinzipien und Methoden leiten, anstatt durch den Heiligen Geist. Unser Gebetsleben wird krampfhaft. Wir vollbringen alles, soweit unsere eigene Fähigkeit reicht, und denken erst daran, Gottes Hilfe zu erbitten, wenn wir an die Grenze unserer eigenen Fähigkeiten kommen. Wir benutzen Gott wie die Feuerwehr und rufen Ihn nur im Notfall. Wir lassen Ihn nur über einen Teil unseres Lebens bestim-

men, anstatt Ihn Herr und Meister des Ganzen sein zu lassen.

Das sind einige Alternativen dieser Welt für ein in Christus gefestigtes und durch Christus bestimmtes Leben. Laßt uns an diesen Sünden erkennen, was wir eigentlich im Grunde suchen: Wir suchen eine Entschädigung für unsere Schwachheit und dafür, daß uns Christus fehlt. Wir brauchen Ersatzmittel, weil uns die Kraft mangelt. Wir nehmen Betäubungsmittel, um den Schmerz und das Mißbehagen zu stillen und um zu vergessen. Wir spielen mit der Möglichkeit, Christus auszuweichen. Wir machen Umschweife, um unsere Niederlagen zu verdecken und uns voreinander zu verstecken.

*

„Das alles ist freilich erst die eine Seite der Sache, für die Anfänger“, meinte Frank später einmal, als er das Kapitel überlas. „Die Bibel hat über die Sünde noch eine gewichtigere Botschaft für die Erwachsenen.“

XXIII

DER GEIST WEHT, WO ER WILL

Frank sieht immer beide Seiten eines Problems, er durchschaut seinen Mann und hat einen Blick für die ganze Welt.

Der Gedanke an die Möglichkeit einer religiösen Erweckung in vielen Ländern, den er vor zehn Jahren faßte, beginnt sich jetzt zu verwirklichen. Wenn ein Mensch so große Gedanken faßt, sieht er sich natürlich vor allem nach einem sicheren Rückhalt um. Frank hätte diesen sicheren Rückhalt für die Dauer seines ganzen Lebens finden können, wenn er eine ehrenvolle und angenehme Stellung, die ihm angeboten wurde, angenommen hätte. Aber er schlug sie aus und entschloß sich, eine Welterweckung anzubahnen, die ihren Rückhalt einzig im Gebet und Glauben hat.

Diese Weltvision teilten nur einige junge Männer, die ihm in Freundschaft zugetan waren — zwei Engländer und zwei Amerikaner — die er, da sie das Universitätsstudium beendet und eine innere Umwandlung durchgemacht hatten, zu Pionieren einer Welterweckung heranbilden wollte. Die fünf Reisenden waren Sherry Day, Sam Shoemaker, Loudon Hamilton, Nick Wade und — Frank. Sie waren ein Jahr unterwegs. Sie besuchten viele ferne Länder, indem sie langsam durch Europa, Ägypten, Indien (wo Frank einige Jahre vorher erstaunliche Arbeit geleistet hatte), China (wo man noch immer von seinem letzten Besuche sprach), Australien und Amerika zogen, und kehrten dann wieder heim.

Wenn fünf Freunde zwölf Monate lang in engster Verbundenheit miteinander reisen, kann es leicht geschehen, daß ihre Freundschaft eine solche Belastungsprobe nicht aushält und zusammenbricht, noch ehe die Reise beendet ist; und diese Freundschaft wäre wahrscheinlich auch während der Reise zusammengebrochen, wenn Frank das Mitteilen (Sharing) nicht eingeführt hätte. Als die Reise zu Ende ging, waren die fünf noch inniger befreundet, als da sie zusammen ausgezogen waren — und sie sind einander noch jetzt, nach zehn Jahren, in tiefster Freundschaft verbunden.

Die erweiterten Anschauungen und die strenge Disziplin, die sie sich auf dieser Reise aneigneten, befähigte sie dazu, Führer zu werden. Nach seiner Rückkehr wurde Nick Wade Geistlicher am Downing College in Cambridge und Leiter der Gruppenarbeit innerhalb der Universität. Sam Shoemaker ging nach New York und brachte neues Leben in die Calvary-Kirche. Loudon Hamilton ging nach Südafrika, wo er ein Jahr blieb, und wo die Gruppenarbeit fast zu einer nationalen Angelegenheit wurde; dann ging er nach Edinburgh und führte sie unter den Schotten ein. Frank und Sherry sind hier und dort und überall, überwachen die Entwicklung der Gruppenarbeit und eröffnen ihr in allen Teilen der Welt neue Arbeitsfelder — in Island, in Südamerika, in Deutschland, in der Schweiz — überall, wo sie der Geist hinführt.

Die Arbeit in Südafrika ist eines der erstaunlichsten Abenteuer der Gruppe, auf das jene Weltreise eine wunderbare Vorbereitung war. Sie fing eigentlich dadurch an, sagt Garrett Stearly, daß sich zwei Rhodesstudenten — ein enthusiastischer Anhänger des Rugbysports, der eine glänzende Karriere als Arzt machen sollte, und ein „Boxing-blue“, beide aus Südafrika — dazu herabließen, eine Hauspartie in England zu besuchen.

Da war nichts von Sack und Asche zu sehen und kein „frömmlicherisches“ Psalmensingen zu hören. In allem wehte ein frischer Hauch der Fröhlichkeit und Sicherheit, der alles durchströmte. Zuerst fühlten sich die beiden Rhodesstudenten angezogen und dann betroffen, und schließlich wünschten auch sie, sich für diese höchste Art der Lebensauffassung, die ihnen je begegnet war, einzusetzen.

Dieses neue, höhere Leben schien ihnen zu schön, als daß sie es hätten für sich allein behalten wollen. Sie dachten an ihre Universitätsfreunde daheim in Südafrika und fingen an, davon zu träumen, wie es wäre, wenn die ganze Bevölkerung ihres Heimatlandes dieses neue Leben annehmen würde.

Tatkräftig, wie sie waren, gründeten sie ein Team von sechs Oxfordern, darunter Howard Rose und ein junger Holländer, die mit ihnen eines Sinnes waren; in den nächsten großen Ferien machten sie sich auf nach Südafrika und verließen sich darauf, daß Gott ihnen die Mittel und die Kraft dazu verleihen würde, eine Nation zu gewinnen. Ein tollkühnes, törichtes Unternehmen — doch ist die Torheit der Menschen oft die Weisheit Gottes.

Sie suchten nicht, öffentlich bekannt zu werden, und hielten keine großen Versammlungen ab. Zuerst brachten sie mit zehn Männern aus der Rhodes-Universität vierzehn Tage in einem Lager zu. Ein kleiner Anfang — doch hatten diese zehn Männer, die in allem, was von der Universität aus unternommen wurde, führend waren, am Ende dieser vierzehn Tage ein unvergeßliches geistiges Abenteuer durchgemacht. Sie brachten das neue Leben in die Universität. Diese Nachricht verbreitete sich landauf und landab und eröffnete dem Team der sieben Mann überall neue Möglichkeiten. Sie gingen in die Hauptstadt Pretoria. Einer der führenden Geistlichen wurde von ihrer

kompromißlosen Botschaft gepackt und gewonnen. Dann gingen sie nach Stellenbosch, dem Kulturzentrum der Buren-Bevölkerung, das antibritisch eingestellt ist. Das Rugbyteam in Stellenbosch, das stärkste im ganzen Lande, wurde von ihrer Botschaft erfaßt. Der Präsident des dortigen Atheistenklubs konnte überzeugt werden und arbeitet seither in der Mission für die schwarze Bevölkerung.

Doch die Zeit drängte. Das Team mußte aus seinen langen Ferien zurückkehren. Nur Loudon blieb dort, um den Weg für ein größeres Team, das im folgenden Jahre kommen sollte, vorzubereiten.

Im Sommer 1929 reiste ein Team von zwanzig und im Sommer 1930 ein Team von dreißig Personen nach Südafrika — Geschäftsleute und solche, die einen anderen Beruf ausübten, Wohlhabende und Unbemittelte. In allen größeren Städten der Union wurden Hausparteien abgehalten. Die sieben Oxforder hatten eine Fackel entzündet, und nun stand das ganze Veldt in Brand. Ihre Vision und ihr Mut waren keine Torheit gewesen. Es war alles wie ein Märchen von Gottes wunderwirkender Macht.

Was geschieht in einem solchen Märchen? Im Sommer 1928 landeten sieben unbekannte Männer unangemeldet in der hufeisenförmigen Bucht von Kapstadt — dem „Wirtshause der Meere“ — das am Fuße des ehrfurchtgebietenden Tafelberges eingebettet liegt. Zwei Jahre später wurde das dreißig Mann starke Team bei einem öffentlichen Empfange in der City Hall durch den Bürgermeister begrüßt: „Ich habe schon lange gedacht, daß unsere Religion einer neuen Belebung bedürfe, und glaube, daß sich das nun ereignet hat.“

Wie kam diese unerwartete Erweckung zustande? Es gab keine Reden, keine Reklame, keinerlei Organisation, keine dramatischen Aufrufe. Das Team gebraachte keines dieser Mittel. Es bestand nur aus

einfachen Männern und Frauen, aber diese hatten in Christus etwas gefunden, das sie als gewöhnliche Menschen dazu befähigte, das Ungewöhnliche zu tun. Das Wunder der Umwandlung im einzelnen Menschen zu bewirken — das war ihr Geheimnis und ihr Ziel.

In Kimberley, dem Diamantenzentrum, versammelte sich die Oxfordgruppe in einem Sporthotel. Dorthin kam, in der Meinung, es handle sich um einen neuen Klub, auch ein Ingenieur aus der Stadt, der durch sein reichliches Trinken und flottes Leben bekannt war. Er fand eine sympathische Gesellschaft in Abendkleidung vor und erwartete einen fröhlichen Abend mit lustigen Geschichten und den letzten Neuigkeiten aus Oxford. Ein riesengroßer, elegant gekleideter Schotte, der sehr weltmännisch wirkte, sprach zuerst. Er erzählte, wie Christus sein Leben umgewandelt habe. Der Ingenieur war über alle Maßen erstaunt, den Namen Jesus Christus in einer eleganten Gesellschaft ganz natürlich ausgesprochen zu hören. „Furchtbar schlechte Form!“ flüsterte er seinem Nachbarn ins Ohr. Später wurden harmlose Getränke aufgetragen. „Eine faule Geschichte,“ sagte er zu seinem Freund, als sie spät nachts nach Hause gingen. Und doch konnte er den breitschultrigen Schotten und die ruhige Aufforderung, die in seinen Worten lag, nicht vergessen. Am nächsten Tag machte er eine Autofahrt mit ihm und wurde zu einem neuen Leben bekehrt. Seine Umwandlung wurde zum Stadtgespräch. In seinem Bureau, in dem man vorher so viele Kraftausdrücke gehört hatte, gilt es nicht mehr als „schlechte Form“, vom Urheber der Umwandlung in den Menschen zu sprechen.

Doch bleibt der neue Sauerteig, der sich durch die ganze Nation verbreitet, nicht nur auf eine Klasse beschränkt. Als jemand vom Team in Kapstadt in einem bekannten Hotel frühstückte, fiel es ihm auf,

wie ungewöhnlich froh und aufmerksam der Kellner schien, und er fragte ihn nach der Ursache. „Ja, sehen Sie, ich gehöre eben zur Oxfordgruppe,“ sagte der Kellner, und nach und nach kam seine ganze Geschichte heraus. Spielen und Trinken hatten auch auf ihn ihre übliche Wirkung getan, hatten sein Heim zerstört und ihn seine damalige Stellung gekostet. Da hatte ihn eines Tages einer seiner Zechkumpane im Scherz gefragt: „Weshalb gehst Du nicht zu dem und dem?“ und erwähnte einen bekannten Kronanwalt. „Er gehört zur Oxfordgruppe und könnte Dir aus der Patsche helfen.“ Der Kellner machte sich — mehr aus Berechnung — auf den Weg zum Bureau des Kronanwalts und beschrieb seinen Fall. Der Anwalt verschaffte ihm nicht nur eine Stelle als Kellner sondern er vermittelte ihm auch die lebendige Erfahrung Jesu Christi. Auf dieser Grundlage konnte der Mann ein neues, glückliches Heim aufbauen. Als das Frühstück vorüber war, flüsterte der Kellner mit einem Augenzwinkern: „Ich bin daran, auch den Oberkellner zu gewinnen.“ So geht es immer weiter. In allen Klassen, an Orten, wo man es am wenigsten erwarten würde, werden Zeugnisse für Christus abgelegt.

Einer der sonderbarsten Orte, zu denen die Gruppe je den Weg fand, war ein Feuerwehrlokal in der Goldstadt Johannesburg. Ein Feuerwehrmann mit brandroten Haaren hatte vor sechs Jahren plötzlich Lust verspürt, sich zu verheiraten, und nahm eine temperamentvolle junge Dame zur Frau, die musikalisch bis in die Fingerspitzen war. Seine Leidenschaft war das Spiel und die ihrige die Bühne. Da sie von der ersten Minute an nicht zueinander paßten, trennten sie sich wieder. Da kam die Gruppe dorthin. Die Frau entdeckte die Ansteckungskraft der Gruppe und kehrte zu ihrem Mann zurück. Auf ihren Wunsch besuchte auch er die Gruppe, jedoch nicht ohne innerlich über

sie zu lächeln. Aber er wurde von der Botschaft überzeugt und legte in seiner Feuerwehrstation ein Zeugnis ab. Daraufhin hatte er eine harte Prüfung zu bestehen, weil die anderen anfangen, ihn Weichling zu nennen und zu sagen, er habe seine Männlichkeit verloren; denn sein leidenschaftliches Temperament und seine physische Kraft hatten ihn zum gefürchteten Anführer der Brigade gemacht. Eines Tages wagte es ein Untergebener, ihn wegen eines Fehlers, den er gemacht hatte, zu tadeln. Er fühlte, wie die Wut in ihm kochte, und betete zu Christus. Da verging seine Wut. Es wurde ihm klar, daß er alle Kritik lächelnd auf sich nehmen müsse, wenn er Christus dienen wolle, und er antwortete dem Untergebenen ganz einfach: „Sie haben recht,“ und dankte ihm. Dieser war ganz aus der Fassung gebracht. „Es wäre mir lieber gewesen, er hätte mich niedergehauen,“ sagte er nachher zu den anderen. Und jetzt leiten dieser heißblütige Feuerwehrmann und seine Frau jede Woche eine Gruppe in ihrem Heim, die von den anderen Feuerwehrleuten und ihren Frauen besucht wird.

In bezug auf das schwere Problem der Kircheneinheit in Afrika konnte neue Hoffnung gefaßt werden, als bei einer Hauspartie Anhänger aller möglichen Glaubensrichtungen und -schattierungen zehn Tage lang in so vollkommener Eintracht beisammen sein konnten, daß eine Schwester aus der anglo-katholischen Kirche über diese Versammlung schrieb: „Wir lebten auf einer solchen Höhe religiösen Erlebens, daß wir den Gedanken an die Unterschiede, die zwischen uns bestanden, vollständig vergaßen.“ Dieser Geist bewirkte in manchen Gegenden eine ganz neue Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Denominationen.

Es war bezeichnend für das schwerwiegende Problem der Gegnerschaft zwischen Weißen und Schwarzen, daß einer der fähigsten Köpfe unter den Negern in Süd-

afrika, Max Yergan, einst zu Frank sagte, Afrika sei selbst religiös genug und brauche nichts Neues. Zwei Jahre später äußerte er sich Sam Shoemaker gegenüber sehr begeistert über die erstaunlichen Resultate der Gruppe in bezug auf das Rassenproblem.

Noch erstaunlicher ist die Tatsache, daß die flott lebenden Gutsbesitzer zu Lebensumwandlern geworden sind, die die Botschaft unter ihren eingeborenen Arbeitern verbreiten. Kein Aufruf der Berufsmissionare hatte es je vermocht, die heidnischen Neger so aufzurütteln, wie die einfache Kehrtwendung ihrer einst so gleichgültigen „großen Herren“.

Es zeigt sich nicht nur ein neuer Geist zwischen den Weißen und den Schwarzen, sondern auch eine neue Kameradschaft zwischen den Holländern und den Engländern. Der Gruppe wegen lernen nun viele Holländer gerne Englisch und viele Engländer gerne Holländisch. Diese neue Herzlichkeit der Empfindung kam bei einer Hauspartie in Bloemfontain zum Ausdruck, damals, als sich dreihundert Holländer und Engländer von ihren Sitzen erhoben und folgendes Gelübde ablegten — angeregt durch die Inschrift auf dem Standbild Christi in den Anden: „Eher soll dieses grenzenlose Veldt untergehen, eher soll dieser endlose Sonnenschein aufhören, als daß wir Buren und englischsprechenden Südafrikaner den Frieden brechen werden, den wir hier zu Füßen Christi des Erlösers geloben.“

*

Südafrika war ein wunderbares Märchen, aber es interessierte mich noch mehr, zu erfahren, wie die Gruppe in einem nicht christlichen Lande vorgeht. Da hörte ich von einem anderen Streifzug, der durch Loudon Hamilton zustande gekommen war. Drei Oxfordstudenten waren durch ihn dazu gekommen, ihre Hingabe zu vollziehen, und entschlossen sich, ihr Leben

dem Missionsdienste in Persien zu weihen. Sie besuchten das Stuart-Memorial-College, Isfahan, ein Erziehungsmissionshaus für Perser, Armenier und Juden. Jede dieser Rassen betrachtet die anderen beiden durch traditionelle Überlieferung als wertlosen Auswurf, so daß die Gruppe die Wirkung ihrer Einstellung nirgends besser beweisen kann als gerade hier.

Die drei Männer machten sich ruhig an die Arbeit und fanden die Krähen dort ebenso schwarz wie in Oxford. Ein persischer Jüngling, der von so niedrigerem Charakter gewesen war, daß er allgemein für hoffnungslos gehalten wurde, fing schon während der ersten sechs Monate an, andere Menschen für Christus zu gewinnen, sowohl Armenier als auch Juden. Der alte Haß begann zu schwinden. Ein Team von vier Mann, ein Angelsachse, ein Perser, ein Jude und ein Irländer, beschloß, auf einer einsamen Missionsstation mitzuarbeiten. Durch ihr ehrliches Mitteilen untereinander und die Hingabe ihrer Rassenvorurteile wurden sie eine so machtvolle Vereinigung, daß sie noch weitere acht Männer herbeizogen, die bereit waren, eine Gemeinschaft von modernen Aposteln zu bilden. Der Eindruck, den sie auf der Missionsstation machten, war so groß, daß sie eine Anzahl von Mohammedanern bekehrten und die Vereinsamung der isolierten Missionsstation ein Ende nahm.

Ich fragte einen dieser Männer, als er auf Urlaub in England war, wie es ihm überhaupt möglich gewesen sei, einen Perser zu überzeugen. Da erzählte er mir die Geschichte der drei Schneider. Eines Tages war ein junger Mann aus dem College mit seinem persischen Nachbarn zu ihm gekommen und hatte ihm heimlich zugeflüstert: „Hosham leidet unter seinen Sünden — helfen Sie ihm, sie zu überwinden!“

Das war eine Klage, die man in dieser Ecke der Welt selten vernimmt. Für Hosham wurde sie zum Sprung-

brett in ein neues, glückliches Leben. Nach einigen Wochen tauchte Hoshams Mitarbeiter, Mehdi, auf.

„Hosham hat eine ganz neue Freudigkeit — die möchte ich auch haben.“

In diesen Ländern, wo doch das Christentum nicht zum guten Tone gehört, können die Menschen oft sehr direkte und herausfordernde Fragen stellen.

„Nun gut. Christus begegnet dir dort, wo du Ihn am meisten brauchst,“ war die Antwort. „Laß uns bei deinen Sünden beginnen.“

„Ich habe keine,“ sagte Mehdi.

„Ich freue mich sehr, das zu hören. Doch bei mir selbst habe ich Sünden entdeckt, als ich meine Ehrlichkeit prüfte. Bist du immer ehrlich?“

Mehdi grinste und sagte vertraulich: „Was denken Sie denn? Wissen Sie nicht, daß ich Schneider bin?“

„Doch. Aber Jesus Christus verlangt absolute Ehrlichkeit. Geh nach Hause und denk darüber nach!“

Nach sechs Wochen kam er wieder. „Ich wollte es versuchen, aber ich kann nicht,“ sagte er, als ob das Gespräch gar nicht unterbrochen worden wäre.

„Warum willst du denn nicht dein ganzes Leben Christus hingeben? Dann wird Er dir die Kraft dazu geben.“

Das tat er nun, und seine Frau wurde von da an seine Kameradin, anstatt nur ein Stück seines Besitzes zu sein. Seine Nachbarn waren sehr verwundert über ihn. Nach einem Monat gesellte sich noch ein Dritter aus demselben Haus dazu, und zwar ein Jude. Sie legten alle drei im Basar strahlend ihr Zeugnis ab, obschon sie dabei riskieren mußten, totgestochen zu werden.

Doch die drei Schneider leben heute noch und legen unentwegt ihr Zeugnis ab.

Überall, wo Frank und seine Freunde vor zehn Jahren auf ihrer Reise um die Welt vorbeigekommen waren, sind seither Gruppen entstanden. Sie kamen auch durch Ägypten. Letztes Jahr ist zu den Füßen der Pyramiden am Saum der Wüste eine Hauspartie abgehalten worden. „Vom Hause aus“, erzählte Ken Twitchell, „sah die Wüste aus wie ein riesiger Sandwall, aus dem die Pyramiden hoch aufragten. Es lag noch ein letzter Purpurschein auf den welligen Hügeln von Sand und Stein, während schon der Vollmond auf die dreitausend Meilen weite Wüstenebene herunterschaute — ein eigenartiger Eindruck, der durch den Gedanken, daß so viele große religiöse Führer in der Wüste gewesen sind, noch vertieft wurde.“

Die Tochter einer der einflußreichsten Familien in Kairo legte bei einer großen Gruppenversammlung in einem Privathaus ihr Zeugnis ab und erzählte ganz einfach und natürlich, daß sie im Sommer, während der Hauspartie in Oxford, Christus gefunden habe. Sie gehört zu einer Mädchengruppe, die nun versucht, die sehr weltlichen und blasierten höheren Gesellschaftskreise von Kairo umzuwandeln.

Es war auch ein junger Universitätsprofessor anwesend, der erzählte, er habe versucht, seine Studenten zu bekehren, aber es sei ihm nicht gelungen. Es stellte sich heraus, daß er selbst der Hilfe bedurfte. Nun vollzog er seine Hingabe und fing an, unter Führung zu leben. Eine Woche später erzählte er bei einem Nachtessen, bei dem der Rektor der Universität anwesend war: „Gestern abend kamen so viele Studenten auf mein Zimmer, um sich mit mir auszusprechen, daß ich einige davon bitten mußte, wieder zu gehen und ein anderes Mal zu kommen. Und ich konnte diesen jungen Menschen an diesem einen Abend mehr helfen, als ich sonst in drei Jahren hatte helfen können.“

Ein kirchlicher Würdenträger erzählte, er habe in den letzten Tagen einen vollständigen inneren Umschwung erlebt. Und ein Geschäftsmann sagte, für ihn bedeute die Hingabe an Gott die Zurückerstattung des Geldes, das er sich zu Unrecht angeeignet habe — er hatte eine Rechnung um fünfzig Pfund zu hoch ausgestellt — und daraufhin schrieb er einen Brief, in dem er bekannte, was er getan hatte, und legte einen Scheck von fünfzig Pfund bei. Diese Hauspartie bewirkte auch bei seinem Sohn eine Umwandlung, und nun arbeiten die Beiden zusammen als ein Team.

Auch der Leiter einer großen ägyptischen Vereinigung kam auf diese Hauspartie und sagte, er wolle seine Arbeit auf dieser Grundlage aufbauen. Es wurde ein ganzer Tag in Heluan zugebracht, mit vierzig Führern von Jung-Ägypten, die das größte Interesse zeigten für die neue Verkündigung.

„Sie waren von Gott gesandt, um hier unendlich viel Gutes zu tun,“ schrieb jemand aus der Kairogruppe, in der jetzt reges Leben herrscht. „Wir vernehmen immer noch neue Nachklänge jenes Tages — die Menschen erzählen alle von dem großen Segen, der in ihr Leben gekommen sei. Als Resultat jenes wundervollen Tages auf dem Lande werden drei Hauspartien geplant. Zwei von uns haben Eure Botschaft der Mohammedanergruppe überbracht, deren Glieder alle damit einverstanden sind, ihre Schweigezeit jeden Morgen und jeden Abend zu halten und uns die Resultate davon zu berichten. Ich fühle, daß wir ihnen auf diesem Wege näherkommen können, und daß sie ihrerseits auf diesem Wege Christus näherkommen — was beides von weittragender Bedeutung ist.“

Es ist besser, Jesus Christus durch direkte Erfahrung näherzukommen, als durch menschliche Argumente.

Die erfolgreiche Entwicklung der Arbeit in Kairo bildete einen Teil der Folgen einer geistigen Pilger-

schaft, die von einem Team unternommen wurde. Die Reise ging von Konstantinopel aus durch das ganze Gelobte Land — wo ein Atheist umgewandelt wurde — und wieder zurück nach Ägypten. Zu diesem Team gehörten Professor Alexander Smith mit seiner Frau und Ken Twitchell mit seiner Frau und seiner Mutter.

*

Die Oxfordgruppe kam im letzten Januar nach Genf, wo sie bei Menschen aus den verschiedensten Kreisen der Stadt nachhaltige Wirkungen erzielte — Wirkungen, die noch deutlicher zutage treten werden, wenn die Botschaft die Furcht und die Verachtung, die gewisse Teile der Bevölkerung gegen andere zu hegen scheinen, überwunden haben wird. Die Gruppe durchbrach alle Hemmungen, die durch die sozialen, sprachlichen und politischen Unterschiede entstehen, und die die nationalen Vertreter beinahe hermetisch voneinander getrennt halten.

Mit der folgenden Erklärung ihrer Grundsätze kündigte sich die Gruppe in Genf an:

In diesen Zeiten der Not sehnen sich die Einzelnen, wie auch die Völker, nicht mehr nach neuen Plänen, sondern nach Taten, nicht nach Bureaucratismus, sondern nach Männern.

Die enttäuschte, fiebernde, chaotische Welt verlangt in dieser Notlage nach einer Lösung, die ihr wirklich hilft.

Die internationalen Probleme der Gegenwart sind im Grunde persönliche Probleme.

Wenn diese Probleme gelöst werden sollen, müssen die Menschen anders werden.

Der Friede in der Welt kann nur dem Frieden in den Herzen der Menschen entspringen.

Ein starkes Erleben des göttlichen Geistes ist die einzige Antwort auf die Parteiprobleme, die Wirtschaftskrise, die Rassenkonflikte und die internationalen Zwistigkeiten.

Wir bedürfen vor allem der göttlichen Führung.

Schon seit Jahren gehören auch Männer und Frauen zur Oxfordgruppe, die mit internationalen Problemen zu tun haben. Für diese war es von jeher die selbstverständlichste Wahrheit, daß das Geheimnis der Umwandlung der einzelnen auch das Geheimnis der Umwandlung der Nationen umfaßt. Für sie ist es eine Selbstverständlichkeit, daß nur die Umwandlung der einzelnen Menschenherzen die Politik in die richtigen Bahnen zu leiten vermag. Und sie erwarteten seit langem den Tag, an dem die Gruppe auch in diesen Mittelpunkt des internationalen Lebens geführt würde.

Diejenigen, die die Tatsachen kannten, wußten, woran es fehlte. So hoch auch das Ideal des Völkerbundes ist, mußten doch sogar seine Mitglieder das Mißlingen der Verwirklichung desselben zugeben. Trotz all der guten Arbeit, die Genf zustande gebracht hatte, konnte ein Idealismus ohne Gott doch nicht genügen. Solange zwei Menschen, die in der Ehe verbunden sind, nicht lernen, sich mehr um Gott als um sich selbst oder um den anderen zu kümmern, werden sie für ihre Probleme nie eine wahre Lösung finden. Solange nicht alle Glieder einer Familie diese lebendige Erfahrung machen, wird die Selbstsucht den Frieden ihres Heims zerstören. Und so ist es auch mit den Nationen. Solange sich die einzelnen Völker nicht stärker um das Wohl der ganzen Völkerfamilie kümmern als um ihr eigenes Wohlergehen, solange sie nicht lernen wollen, daß derjenige, der sein Leben retten will, sein Leben verliert, so lange wird der Egoismus in der internationalen Politik obenan stehen. Und hinter dem Schleier

scheinheiliger Aussprüche und Beschlüsse lenkt die blinde Politik der Selbstsucht die Zügel der geheimen Diplomatie.

Genf läßt Gott außer Acht und stopft die Löcher allein. Aber es ist seiner Stopferei überdrüssig. Es kamen so viele mit der Hoffnung nach Genf, dort eine Stätte der Liebe zu finden, aber sie fanden nur eine Stätte der Einsamkeit. Sie kamen in der Hoffnung, in Genf doch wenigstens Kameradschaft zwischen den Völkern anzutreffen; statt dessen fanden sie nur dieselbe Rivalität und Eifersucht, die sie zurückgelassen hatten. Sie kamen — für viele bedeutete es ein großes persönliches Opfer — um sich in die Arbeit des Aufbaus einer neuen Welt zu stürzen, aber sie mußten erleben, daß die bloße Veröffentlichung von Berichten in der Welt keine erlösende Tat zu bewirken vermag.

Die Menschen müssen umgewandelt werden, wenn die Probleme gelöst werden sollen.

In diese Stadt der Enttäuschungen, des Idealismus und des Zynismus kam die Gruppe mit ihrer einfachen, persönlichen Botschaft. Es brauchten keine Organisationen ins Leben gerufen, keine Vorträge gehalten, keine Fonds begründet, keine Resolutionen angenommen zu werden. Mitten in den Vorbereitungen für die Abrüstungskonferenz wurden Meetings von erfrischender Einfachheit und Freundschaftlichkeit abgehalten. Es wurden persönliche Probleme behandelt und ihre Lösungen angedeutet. Viele Menschen fingen an, zu reagieren, sie wandten sich zu Gott und wurden umgewandelt.

Mitglieder des Sekretariats, Führer internationaler Organisationen, Genfer Geschäftsleute und ihre Familien wurden in die Freiheit des neuen Lebens und die Abenteuerlichkeit der Gruppenarbeit eingeführt. In einem Gottesdienst in einer der Kirchen der Stadt erzählte die Dame, die gewählt worden war, um bei der Ab-

rüstungskonferenz die Frauenorganisationen zu vertreten, von ihrem neuen christlichen Erleben und sprach die Überzeugung aus, daß die Arbeit in Genf nur positive Resultate bringen könne, wenn die Beteiligten vollständig im Dienste Gottes ständen. Während dieses Gottesdienstes legte auch einer der Leiter einer internationalen Organisation ein Zeugnis über die neue Aufrichtigkeit und Freude in seinem Leben ab, die nun auch die Hauptmerkmale seines Familienlebens geworden seien. Auch andere Menschen verschiedenen Alters und aus verschiedenen Kreisen sprachen von dem neuen Abenteuer, das für sie begonnen hatte.

Das Team dieser Hauspartie war aus aller Herren Länder gekommen und stellte, wie einmal das Oberhaupt eines College in Oxford mit Bezug auf die Gruppe sagte, einen „reisenden Völkerbund“ dar. Um der Stadt die Botschaft so eindringlich als irgend möglich auszurichten, arrangierte die Gruppe einen Gottesdienst in der historischen Kathedrale von St. Pierre, wo diese Botschaft von jener Kanzel herab, unter der Calvins Stuhl heute noch steht, verkündet wurde. Ein Amtsrichter aus Deutschland, ein Admiral aus England, ein Doktor der Theologie aus Amerika, ein Gutsbesitzer aus Holland, ein Kanonikus einer englischen Kathedrale — alle sagten sie den Hunderten von Menschen, die zu ihren Füßen versammelt waren, das, was Gott ihnen eingegeben hatte. Genf und Oxford, die beiden großen Heimstätten religiösen Lebens und Studiums, waren durch ihren gemeinsamen König verbunden.

*

Gerade als ich mit der letzten Seite dieses Buches beschäftigt war, kam der Pfarrer eines kleinen englischen Dorfes zu mir zum Abendessen und erzählte mir von den Erfahrungen, die er in seiner Gemeinde bei der Anwendung der Gruppenprinzipien gemacht hatte.

Nachdem er von einer Hauspartie zurückgekommen war, hatte er die Mitglieder seines Kirchenchores wegen seiner Reizbarkeit um Verzeihung gebeten, und nachher hatte er ihnen und überhaupt allen Gliedern seiner Gemeinde den ernstesten Rat erteilt, zu Ostern das Abendmahl nicht zu nehmen, ohne vorher mit ihren Mitmenschen Frieden geschlossen zu haben. Das hatte zur Folge, daß die Grundsätze der Gruppe sogar im Dorfwirtshaus besprochen wurden, und daß die Kinder, die die Sonntagsschule besuchen mußten, ganz von selbst in der Kirche dem Gottesdienste zuhörten. Anglo-Katholiken und Evangelische trafen sich im Empfangszimmer des Pfarrers, um „mitzuteilen“. Und nun rufen die Glocken im Turm — das älteste Glockenspiel mit sechs Glocken im ganzen Lande, dessen Läuten schon zur Zeit der Königin Elisabeth über die Grafschaft zog — die Gemeinde in einem neuen Geiste des Friedens und des guten Willens zusammen.

So steht es in einem kleinen englischen Dorf. Und wie ist es in den Städten und Großstädten? Es werden in den verschiedensten Teilen Großbritanniens so viele Hauspartien und „Feldzüge“ unternommen, daß, sobald eine Veranstaltung vorbei ist, an einem anderen Ort schon die nächste beginnt. Vor allem Menschen, die einer Umwandlung bedürfen — solche, die die Versuchung zum Trinken nicht überwinden können, solche, die mit verwickelten Eheproblemen zu kämpfen haben, der Mann, der vor dem Ruin steht, und der Reiche, der an der Hohlheit seines Lebens leidet — suchen diese Zusammenkünfte auf, dann aber auch eine Menge religiöser Menschen, die eine neue Gemeinschaft mit dem Geiste suchen.

Die Bewegung greift in England sehr rasch um sich. In ein bis zwei Jahren kann sie sich im ganzen Lande verbreitet haben.

„Diese kleinen Gruppen“, schreibt James Douglas, „verbreiten sich über die ganze Welt, überall fruchtbare Zellen bildend. Sie haben keine eigenen Kirchen und keine Organisation. Sie tragen neues Leben in die bestehenden Konfessionen und christlichen Organisationen.“

„Kein Mensch weiß, wie viele solcher Gruppen es eigentlich gibt. Es besteht keine Statistik... Der Prozeß der Durchdringung des Lebens geht nicht auf der Oberfläche vor sich. Die Kirchen wissen um die stille Revolution, die durchgeführt wird, und stellen sich freundschaftlich dazu ein... Still und unauffällig vollzieht sich überall die Erneuerung des menschlichen Geistes, auf die die Welt wartet... Diese Kraft wird in den zerfallenden Formen der Religion neues Leben erwecken. Sie wird vielleicht für das zwanzigste Jahrhundert das vollbringen, was Wesley für das achtzehnte Jahrhundert vollbracht hat. Wer weiß?“

Rund um die Erde leuchten die Flammen des Heiligen Geistes auf. Es naht ohne allen Zweifel eine neue Welt-erweckung, und sie kommt in derselben Weise wie damals, als das Christentum machtvoll in die heidnische Welt eindrang, damals, als vom Geiste erfüllte Menschen, die voll süßen Weines schienen, die Auferstehung des Herrn verkündeten.

XXIV

NUR FÜR EINEN EINZIGEN SÜNDER

Die Schilderung dessen, was ich in der Oxfordgruppe gesehen und getan habe, ist beendet. Es bleibt nur noch zu sagen, was die Oxfordgruppe an mir gesehen und an mir getan hat.

Ohne Frage haben Frank und seine Freunde mir das Geheimnis des Sieges über gewisse persönliche Schwierigkeiten, denen ich bisher unterlegen war, enthüllt — Schwierigkeiten, die einen Schatten zwischen mich und Gott, den ich zu kennen geglaubt hatte, warfen und die mir zu groß und zu tief eingewurzelt zu sein schienen, als daß ich sie je ganz hätte überwinden können.

Wäre ich nicht in der Oxfordgruppe ermutigt worden, offen über diese Probleme zu sprechen, wie ich es nie zuvor getan hatte, dann wäre mir wahrscheinlich die volle Wahrheit von Wesleys Ausspruch: „Er bricht in uns die Macht der schon besiegten Sünde“ nie aufgegangen.

Die Oxfordgruppe zeigte mir in der Praxis, was ich in der Theorie erkannt hatte: nämlich, daß „das Herz von sich selbst befreit sein muß“, und daß es besser ist, seine eigene Erfahrung mitzuteilen, als zu predigen; Verlieren ist in Wirklichkeit Finden; „sich fallen lassen“ ist sicher geborgen sein; „alles hingeben“ ist alles besitzen.

Dann: daß der Heilige Geist noch immer lebendig und machtvoll ist und schärfer als ein zweischneidiges Schwert — daß diese Welt noch immer Gott gehört und Er sie lenkt, obwohl Er sie allen möglichen Vasallen überlassen hat — daß Gott Seine Kinder führt und immer führen wird, nicht nur zu gewissen Zeiten, sondern zu allen Zeiten, wenn sie Seinem führenden Willen hingegeben sind, und daß es besser ist, sich auf unsichtbare Schätze zu verlassen, als auf die Güter dieser Welt zu bauen.

Indem ich wirklich das Leben um mich herum mitlebte, brachte mich die Oxfordgruppe einen großen Schritt weiter in der geheimnisvollen Kunst, zu leben. Durch das tägliche Beispiel wurde mir gezeigt, daß die Gemeinschaft des Heiligen Geistes die einzig wahre soziale Verbundenheit schafft — **e i n e V e r b u n d e n - h e i t i n E w i g k e i t** — und daß wir uns von Gott abwenden, wenn wir gegen einen Mitmenschen unfreundlich sind, da Er oft durch Seine Kinder zu uns kommt.

Sogar, wenn ich mich an der Gruppe ärgerte, weil sie mich zur Verwirklichung meiner eigenen höchsten Ideale anhielt, konnte ich keinen ärgeren Gedanken über sie fassen als denjenigen des guten, alten Bileam:

„Wie soll ich schelten, den Gott nicht schilt?

... Meine Seele sterbe den Tod der Gerechten, und mein Ende werde wie dieser Ende!“

Ende

OXFORD GRUPPE
Hôtel Bristol
BERN

Hofbuchdruckerei Gotha